THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

805
MAG
v.161-62

OAK ST. HDSF

Digitized by the Internet Archive
in 2020 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/dasmagazinfurdie1611unse

Feb. 1912 missing

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur :: :: Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. ■ Schriftleitung: Bruno Volger.

Oktober 1911

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Robert Lüking:

Zum neuen Jahrgange.

81 Jahre Magazin!

81 Jahre Magazin! Wer das Magazin kennt, weiß, was das zu bedeuten hat, und was es in dieser Zeit geleistet hat! Welch ein Schatz deutscher Dichtungen liegt in ihm aufgespeichert! Ein großes Stück deutscher Literaturgeschichte spricht aus seinen Zeilen. —

Als eines der ersten literarischen Blätter Deutschlands hat es gezeigt, daß es — trotz der wie Pilze aus dem Boden schießenden Literatur-Zeitschriften — wohl lebensfähig ist. Freilich soll bei dieser Gelegenheit nicht verschwiegen werden, daß manche Kreise von ihm nur selten oder gar keine Notiz nahmen, weil das Magazin nicht zum Allerweltsquassel-Schwatz-Streit- und Abhandlungsorgan hergegeben wird. Nein! da steht uns doch das Magazin zu hoch: In ihm soll sich das frisch pulsierende Leben der modernen Dichtung zeigen. Darum werden in ihm auch keine „Stunden bei unsern Großen" durch Abdruck klassischer Gedichte veranstaltet. Die Kenntnis jener Dichtungen wird bei den Magazin-Lesern vorausgesetzt. So hat sich das Magazin erst seine Leser erziehen müssen. Es verlangt etwas von ihnen — aber, es bietet ihnen auch dafür etwas, und — sie haben sich im Laufe der Jahre wohl dabei gefühlt. Denn des Magazins erstes Bestreben war stets: vom Besten das Beste zu bieten, weil ihm dieses gerade gut genug für seine Leser erscheint. —

Auch hat es nach keiner Seite hin Zugeständnisse zu machen und reibt so seine Kräfte nicht im Kampfe der Parteien auf. Frei heraus sagt es seine Meinung — ein Hart-an-der-Mauer-gehen ist daher bei ihm ausgeschlossen. Infolgedessen bringt es auch keinen konzentrierten Blödsinn, keine Durchschnittsliteraten und — vor allem — keinen Dilletantismus! — Im Magazin kommen nur Talente, die wirklich Gediegenes leisten, zu Worte. Schlechtes Zeug soll man ihm daher überhaupt nicht einmal anbieten!!

Das eben Gesagte gilt in gleichem Maße von den Rezensionen des Magazins. Minderwertiges wird nicht einmal dem Namen nach genannt, für gute Werke aber verrichten wir wirkliche Kärrnerdienste, und das wird einstens des Magazins Verdienst in der Literaturgeschichte sein: unsere Werdenden und Kommenden gefördert zu haben. Daß im Magazin jedes Werk von einem Dichter geprüft wird und nicht von einem Laien, der von dem Denken und Empfinden eines Poeten keine Ahnung hat, bedarf wohl kaum noch der Erwähnung. — — — —

Begreiflicher Weise kann der rührige und zuvorkommende Verlag aus naheliegenden Gründen für unser gutes Magazin nicht in dem Maße die Werbetrommel rühren, wie dieses für eine neue Zigaretten-

oder Seifenmarke geschieht. Deshalb richte ich an die werten Mitarbeiter und Leser die ergebene Bitte, durch mündliche und schriftliche Empfehlung neue Leser zu werben und beim Einkauf von Büchern die im Magazin durch Rezension empfohlenen zu bevorzugen, um so dem Magazin beizustehen in der großen Mission, die es zu erfüllen hat: junge Talente zu fördern und ihnen den Weg zur Höhe ebnen.

Auch der Verleger, Herr Adolf Dreßler jun. — selbst ein aufstrebender Dichter und Freund junger Talente — ist eifrig bestrebt, das Magazin in jeder Richtung immer mehr zu vervollkommnen und auszubauen. — Zunächst werden die mit großem Beifall aufgenommenen Lebensbilder zeitgenössischer Dichter und Denker wieder regelmäßig erscheinen. Welche Perspektiven sich dadurch unsern modernen Autoren eröffnen, erkennt jeder, besonders, da das Magazin in bedeutend vermehrter Auflage erscheinen und u. a. an ungefähr 500 erste Theater, Leihbibliotheken, Kaffees usw. zur freien Auslage versandt wird.

So ziehe denn — mein liebes Magazin — auch im neuen Jahre wieder hinaus, denen da draußen zu verkünden, daß es noch echte Poesie und wahre Dichter gibt, deren Name hinauszuklingen deine Aufgabe ist.

Aloys Pohlmeyer:

Wacht auf!

Der Geist des Dichters ist einer fortwährenden Arbeit, fast stetem Denken und Grübeln unterworfen.

Wir wollen nun einen Augenblick innehalten in unserm Wirken. Lasset uns ausruhen vom unausgesetzten, anstrengenden Schaffen und zurückblicken auf das, was der Geist fertiggebracht seit jener Zeit, da wir ihm den Zügel der Phantasie, jener großen, geheimnisvoll schöpfenden, dichterischen Kraft schießen ließen, um ihn das hervorbringen zu lassen, was bis dahin in tiefster Seele schlief. In Worte gekleidet tritt uns nun das geheimnisvolle Weben, das den echten Dichtergeist so gewaltig über alles Niedere und Gewöhnliche erhebt, entgegen, ein Stück aus ganz anderer Welt. Darum gerade ist es in seiner Wirkung so wunderbar, weil es seelenvollere, edlere Fluren zur Heimat hat, wenigstens haben soll.

Es paaren sich Freud und Leid, Liebe und Verachtung in den Zeilen. Auf und nieder wogt es, wie im sturmdurchfurchten Meere. Oft gleicht der Stimmenton des Geschaffenen aber auch dem glatten Spiegel eines blumenüberfäten, sonnenbeschienenen Sees, der in würdevoller Ruhe daliegt, den Himmel in sich. —

Von all diesem wollen wir uns einen Augenblick losreißen, um, wie gesagt, das Geschaffene zu überblicken. Ein Dichter darf nicht nur das Gegenwärtige kennen, er darf nicht nur seinen Blick in die Zukunft richten, auch das Vergangene muß ihm geläufig sein. Und bei diesem finden wir manches, das vollkommen ist, fehlerfrei in den Augen des Kritikers dasteht, vielleicht aber auch einiges, das fürderhin mit dem Papierkorb vorlieb nehmen muß.

Und leider, ja leider, wiegt in unserm Vaterlande seit geraumer Zeit schon das Schlechte vor. So manche prüde Phrasen haben Eingang gefunden, daß das Gute dagegen verschwindet, wie ein Veilchen im dürren, faulenden Laub. Wie viele haben nicht schon versucht, diesem Verfall, denn ein solcher ist es unfehlbar, abzuhelfen. Nicht dem Einzelnen ist die Macht gegeben, gegen den Strom zu kämpfen, dazu gehören viele. Manche sind aber auch darunter, die nicht einsehen wollen, daß die Dichtungen unserer Tage größtenteils hohles, tönendes Geschwätz sind. Mögen diese sich doch bald zu einer besseren, würdigeren Anschauung bekehren. Viel liegt das aber daran, daß eben das, was solche schaffen, auch nicht rein ist, und — niemand ist sich selbst Richter. Infolgedessen ist leicht einzusehen, daß man von solcher Seite keine Hilfe erwarten kann.

Werfen wir nun den Blick noch weiter zurück in die Vergangenheit, rufen wir die glorreichen Zeiten Schillers und Goethes einmal wieder vor die Seele. Zu welcher stolzen Höhe haben die beiden Dichterfürsten die deutsche Literatur erhoben! Welch einen gewaltigen Einfluß übten zwei Menschen wie diese auf ihre Umgebung, ja, auf die ganze Welt aus. Jetzt, nach 100 Jahren, spüren wir denselben noch mächtig genug. Fürwahr, das ist wahres Dichtertum, das durch seine veredelnden Wirkungen noch ganzen Geschlechtern sein Zeichen aufdrückt.

Auch nach dem Tode dieser Größten, wer will es bestreiten, haben Männer Hervorragendes geleistet auf dem Gebiete der Dichtkunst. Doch mehr und mehr schmolz ihre kleine Schar zusammen. Ein allmählicher Rückgang machte sich bemerkbar, nicht in der Zahl der Arbeitenden, bewahre; sie vermehrte sich mit staunenswerter Schnelligkeit, nein, in dem Ge-

803
M-G
v.161-62

schaffenen selbst. Wäre nun all das Schlechte aus der Presse fortgeblieben, so hätte sich vielleicht das Unheil noch wenden lassen. Leider begünstigte diese sogar solche Schöpfungen, weil eben — nichts Besseres zu haben war. So ist es gekommen, wenn heute ein rechtlich Denkender, der etwas Gutes aus der Literatur suchen will, manche rauhe Schale brechen muß, ehe er eine wertvolle Perle findet, manche Zeitschrift durchblättern muß, ehe er wirklich Edles und Vollkommenes entdeckt.

Wie schon oben erwähnt wurde, manche versuchten, jenen verderbenden Strom zu bannen. Es gelingt aber nicht, solange es an einem geeigneten Zusammenwirken fehlt. Nun wollen wir sehen, wie man der Flut eine Schranke setzt, an der sie zerprallen muß.

Ein wichtiges Moment ist, daß alles, was nicht glänzend die Probe der Kritik besteht, direkt von der Presse zurückgewiesen wird. Nur wirklich Gutes, Sachen, die es verdienen, sollten in den Zeitschriften erscheinen.

Ferner ist darauf zu achten, daß nur Urdeutsches gedruckt wird. Ist denn unser reiches Vaterland so arm an Stoff, daß wir ihn so weit herholen müssen? Nicht selten blüht eine Rose in der Nähe, während man sie in der Ferne sucht.

Unter diesen Punkt gehört auch ein Wort über den gewaltigen Fremdwörterwust in der deutschen Sprache. Mögen auch im gesellschaftlichen Verkehr usw. Fremdwörter geläufig, vielleicht auch unentbehrlich sein; niemals sollte man sie in Dichtungen finden. Wer kennt nicht jene rührenden Worte Max v. Schenkendorfs:

„Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut"—

und weiter:

„Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht!
Ist mirs doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht!"

Ja, oft, wenn man die von Fremdwörtern strotzenden Reden gewisser Großen hört, ihre Werke liest, glaubt man, aus den Gräbern der Väter einen Mahnruf und einen Fluch zu hören über diese Scharfrichter unserer Sprache, einer Sprache „schön und wunderbar".

Wer jedoch „immer tiefer sich vertieft in den Reichtum, in die Pracht" gerade unserer Sprache, dem fehlt es nie an Worten, der braucht nicht seiner Verlegenheit aushelfen durch Laute einer anderen Zunge, „die man nimmermehr kann lieben, die nicht klingen als ein Gruß".

Auch darin ist Hilfe möglich durch vereintes Wirken solcher, denen es gegeben ist, zum Herzen des Volkes zu reden, und dazu gehören in erster Linie die Dichter.

Was tritt aber dem gemeinsamen Arbeiten hauptsächlich entgegen? — Konkurrenz! — Man mag lachen, aber es ist so; es gibt dichterische Konkurrenz. Der eine geht darauf hinaus, den andern hinabzudrücken, ihn zu übertreffen. Geschähe es in guter Absicht, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Jeder soll sein Talent zeigen und auch andere davon kosten lassen. Zum Wohle der Allgemeinheit soll ein Dichter wirken, nicht um reiner Ruhmsucht willen oder eigennütziger Zwecke wegen.

An solche Ruhmsüchtige ein besonderes Wort. Wozu ist der Schriftsteller eigentlich da? Wozu arbeitet er? Wir wollen einmal an die Beantwortung jener Fragen gehen. Ein Dichter hat ein weites Wirkungsfeld, er ist nicht allein sich selbst der Nächste. Er ist in gewisser Weise maßgebend für alle, die seine Werke lesen. Er hat Einfluß auf das Tun und Lassen seiner Mitmenschen. Zuerst soll ihn diese Tatsache antreiben, nur Gutes zu schreiben. Dann wird ein erwägend denkender aber einsehen, daß er allein unmöglich gegen all das Wertlose und Schlechte ankämpfen kann. Warum also jene Abneigung, jene vernunftlose Auflehnung gegen gemeinsames Arbeiten? Es hindert den Einzelnen in keiner Weise, fördert vielmehr sein Schaffen und trägt hundertfach größere Frucht. Man merke sich folgendes einfache Sprüchlein:

„Dichter, hör auf meine Worte:
Ruhm und Ehre, sie zerrinnen,
Doch du sollst mit allen Kräften
Deines Volkes Herz gewinnen.
Hast du dieses, hast du alles
Und du fühlst dich hocherhaben:
Stirbst du einst, im Volkesherzen
Wird dir dann dein Grab gegraben!"

Im Herzen deines Volkes wird dir dein Grab gegraben. Kann ein Dichter mehr verlangen, mehr erstreben, noch höher hinauswollen? Im Herzen späterer Geschlechter wird er fortleben, dann noch wird man von ihm sagen: „Das ist von ihm, der einer der Unseren war, hohen, edlen Geistes, ein Mann!"

Zum Schlusse meiner Erörterungen will ich meinen Vorschlag offen darlegen. Mein Anerbieten geht darauf hinaus, einen Dichterbund zu gründen unter guter Leitung. Es gibt schon mehrere solcher Vereinigungen, warum sollten nicht auch die verehrlichen Mitarbeiter

820498

und Arbeiterinnen des „Magazins“ zu einer solchen zusammentreten? Demjenigen, der die Leitung nach gemeinsamer Wahl übernimmt, sind alle Gedichte usw. zu übersenden zur scharfen Kritik. Von da aus gehen die Poeme weiter an den Verleger des Bundesorganes. In jedem Jahre könnte von all dem Geschaffenen ein Buch herausgegeben werden, das einen Überblick über dasselbe gibt. Die Mitglieder würden natürlich in keiner Weise gehindert sein, selbst Bücher auf den Markt zu bringen, nur sind alle Manuskripte zuerst dem Vorstand und Verleger einzusenden und der Kritik aller Mitglieder unterworfen. Der Bund selbst würde dann für ihre Verbreitung sorgen aus seiner Kasse.

Alle, die nach reiflicher Erwägung dem Bunde beitreten wollen, werden gebeten, ihre Adresse an Herrn Ad. Dreßler j., der die Sache bis zu ihrer völligen Ausarbeitung leiten wird, einzusenden. Näheres wird ihnen dann zugehen. Das Unternehmen ist völlig frei und verlangt keinerlei Kosten.

Ich bitte die verehrten Kollegen um gefl. Prüfung meines Vorschlages und hoffe, daß alle ernst Denkenden sich mit hineinstürzen in den Kampf. Kampf wird es kosten, schweren Kampf, aber halten wir uns an die Parole, die uns leiten möge:

„Excelsior! Höher hinaus!“

Wir bitten die geehrten Abonnenten des Magazins um Äußerung einer Ansicht, betreffs des neuen Unternehmens und sind alle Zuschriften an den Magazin-Verlag zu richten.

Der Herausgeber.

Hermann Busse:

Herbst.

Leis hupft der Tod auf dunklem Flügel,
Wie einer, der da sinnt auf Raub,
Den bunten Kranz stiehlt er vom Hügel
Und streift vom Baum das grüne Laub.

Es schmücken sich die Wipfelkränze
Mit Sterbekleidern gelb und rot,
Im Herbsthauch schweben Blättertänze
Und taumeln in den starren Tod.

Und trübe, schwere Nebel schwanken
Durch stummer Täler Einsamkeit,
Verfinstern alles, wie Gedanken
An eine nahe Sterbezeit — -- — —

Hugo Köster:

Dichtkunst und Kritik.

Eine zeitgenössische Betrachtung im eigenen Interesse.

Litteraturgeschichten, litterargeschichtliche Nachschlagebücher, Biographien und andere Kompendien, die freilich oft nichts mehr sind als ein Konglomerat willkürlicher, widerspruchsvoller Urteile, hallten zu allen Zeiten, und zwar da, wo sie selbst den Schauplatz für das Unrecht stellten, nur latent, dem feineren Ohre vernehmbar, wider von der Dichterklage, daß, noch weniger als die große Menge, jene anderen, die für den Beruf der Kritik zwar eine bunte Polyhistorie als Zeugnis aufwiesen, keineswegs aber eine auf geläuterten Charakter oder Vornehmheit des Denkens gegründete Fähigkeit der Würdigung des Schönen, edlere poetische Schöpfungen genügend zu würdigen verstünden. Die Zahl der Künstler und Poeten, denen Erfahrungen solcher Art das Leben vergällten, wenn nicht gar, fehlte es ihnen an der erforderlichen geistigen und körperlichen Elastizität, vernichteten, ist Legion. Nur dem mittelmäßigen, ephemeren Talente ist irdischer Erfolg, oft gar in überschwenglichem Maße, man sehe sich nur heutzutage um, beschieden. Dem Wissenden wird nichts Neues gesagt, wenn hier auf Goethe und Schopenhauer als Kronzeugen verwiesen wird, die beide in meisterhaft klassischer Bekundung von Menschenkenntnis den Neid und den Instinkt des Hasses wider das Schöne als besonders markante Charaktereigenschaften für die deutsche Nation, aus der manche Phasen ihrer Geschichte erklärlich, in Anspruch nehmen.

„Besieh die Gönner in der Nähe,
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh“

bemerkt einmal Goethe. Keiner aber hat treffender und tiefgründiger über Urteil, Kritik, Beifall und Ruhm sich geäußert, als der größte philosophische Genius des 19. Jahrhunderts, wie ihn Professor Daußen in einer am Geburtstage des Kaisers gehaltenen Festrede über den kategorischen Imperativ (Kiel 1891) nennt, ich meine Schopenhauer, von dessen geistreichen Aperçus über diese Dinge hier einige zitiert werden mögen.[1]

[1]) Übrigens gibt ein ganz in jüngster Zeit aufgefundener interessanter Schopenhauerfund, den vor noch nicht langer Zeit die süddeutschen Monatshefte veröffentlichten, Auskunft, welcher Wertschätzung der große Philosoph bei seinen Zeitgenossen sich erfreute. Schopenhauer bewirbt sich um eine Dozentenstelle in

Aus „Parerga und Paralipomena“:

„Die Quelle alles Wohlgefallens ist die Homogeneität. Auch im Umgang zieht jeder den ihm Ähnlichen entschieden vor, sodaß einem Dummkopf die Gesellschaft eines anderen Dummkopfs ungleich lieber ist, als die aller großen Geister zusammengenommen. Demgemäß werden jedem die Werke der ihm Homogenen zusagen, also wird der Platte, Seichte, Verschrobene nur dem Platten, Seichten, Verschrobenen seinen aufrichtigen Beifall zollen. Demnach hat man sich nicht zu wundern, daß die Werke des Genies so spät, vielmehr, daß sie überhaupt jemals Beifall und Ruhm erlangten usw.

„Der Unstern für geistige Verdienste ist, daß sie zu warten haben, bis Die das Gute loben, welche selbst nur das Schlechte hervorbringen, ja daß sie ihre Krone aus den Händen der menschlichen Urteilskraft zu empfangen haben, einer Eigenschaft, von der den Meisten so viel innewohnt, wie den Castraten Zeugungskraft. — Sie wissen nicht das Echte vom Unechten, nicht das Gold vom Kupfer zu unterscheiden. Das Resultat hiervon ist der Übelstand, den ein altmodisches Verschen so ausdrückt:

„Wie doch die Menschen sich winden und wehren,
Um nur das Gute nicht zu verehren!“ --

„Zum Maßstabe eines Genies soll man nicht die Fehler seiner Produktion oder die Schwächen seiner Werke nehmen, um es danach tief zu stellen, sondern blos sein Vortrefflichstes. Was das Genie auszeichnet und sein Maßstab sein sollte, ist die Höhe, zu der es sich, als Zeit und Stimmung günstig waren, hat aufschwingen können“. —

„Ein besseres Schicksal hingegen erwartet die Werke gewöhnlichen Schlages — sie geben dem Neide nur wenig Stoff, da tantum quisque laudat quantum se posse sperat imitari — Sieht doch auch das Gewürm nicht den Vogel in der Luft.“ —

Die spiegelhelle Klarheit dieser und anderer Gedanken ließ ich kürzlich wie einen Scheinwerfer auf den vergilbten litterarischen Aufsatz einer amerikanischen Zeitschrift älteren Jahrganges stellen, in dem kaleidoskopisch Dichterschicksale skizziert werden. Da wird von der Bürger geschehenen schweren Unbill gesprochen, da wird berichtet, wie Clemens Brentano, der genialste Romantiker, totgeschwiegen wurde, von Kleists unerfreulichen Erlebnissen ist die Rede, wobei der Berichterstatter eine Parallele mit Hebbel hätte ziehen können, oder noch besser mit Mörike, dem bekanntlich der Führer des jungen Deutschland, kaltsinnig, wie er war, keck und dreist den Dichterberuf aberkannte. Mit Recht wird der Entrüstung Ausdruck gegeben, daß der Autor, dem nach Hammer-Purgstall das Hauptverdienst eignet um die Einführung orientalischer Motive in die deutsche Poesie, Daumer, mit seinem „Hafis“ völlig unbekannt geblieben. Die bilderreiche Literaturgeschichte von König kennt nicht einmal seinen Namen.[2] E. Griesebach dagegen nennt in seinen „Studien“ den „Hafis“ das schönste poetische Werk der ganzen Gattung, das aber in Deutschland völlig unbekannt blieb, während ein matter Teeaufguß des wahren Hafis, die Lieder des „Mirza Schaffy“, hundert Auflagen erlebten“! Wozu ich bemerke: Ein Kriterium für die Taxierung künstlerischer Werte in unserm schönen deutschen Vaterlande! Er fährt dann fort: „Heute sind es schon über 200 Auflagen, denen zwei des Daumerschen Hafis gegenüberstehen. Karl von Holtei erhob Daumers Hafis zu den Büchern, durch die auf einem wüsten Eiland seine Einsamkeit versüßt werden könnte. Und diesem Urteile stimmten gewiegte Literaten wie Hans Herwig, zu.“ — So reiht der Verfasser ein Bild an das andere. Freilich, es sind keine kaleidoskopische Aufnahmen. Der Autor sagt uns auch gewiß nichts Neues, wenn er es als besonders auffällig markiert, daß bei dem deutschen Volke ein gutes Buch solange unbeachtet liegen müsse. Ich denke dabei an die Klage Reimers, des Verlegers von Goethes „Tasso“, daß sein Werk schlechten Absatz finde. Wenn dann hingewiesen wird auf Wilhelm Jensens Urteil, daß die Verkennung eines Talentes durch seine Zeitgenossen ein germanischer Nationalfehler sei, worin der Deutsche durch gedankenlose Litteraturhistoriker bestärkt werde, nun so könnte man neben Jensen Dutzende von Anderen zitieren. Ich denke z. B. an Friedrich Halms Verse:

„Was lebt mit ihnen, achten sie gering,
Und zerren dran und treten es mit Füßen;
Was ist, gilt nicht, nur was da war, ist heilig!

Würzburg. Hier der klassische offizielle Bescheid, der über ihn einlief:

„Der hier privatisierende Gelehrte Dr. Schopenhauer hat keinen Ruf irgend einer Art, weder als Schriftsteller, noch als Lehrer. Ich begnüge mich mit der allerunterthänigsten Bemerkung, daß an besagtem Schopenhauer, der sich früher einige Jahre in Dresden herumtrieb, für die Universität in Würzburg kein großer Gewinn entstehen dürfte, ich ihn folglich dazu nicht begutachten kann.“

Wozu ich sage: Bravo!

[2]) Wobei mir eben einfällt, daß die von Leixner bis vor kurzem Schopenhauer einfach verschwieg. Eine Schmach!

Ich denke an Ludwig Fulda, der seinem Unwillen in den Versen Luft macht:

„Wozu noch eurer Leichenacker Pracht?
Ihn totzuärgern habt ihr doch erreicht,
Nachdem ihr ihm das Leben schwer gemacht,
Ruft ihr: Die Erde sei ihm leicht!"

Kurz und gut, man könnte mit dem alten Homer ausrufen: „Was soll ich zuerst, was zuletzt sagen, τί πρωτον τοι ἐπειτα ꝛc.", wollte man die tausendfachen unerfreulichen Symptome des litterarischen Lebens und Treibens genügend kennzeichnen. Ich denke in diesem Moment an einen ganz ausgezeichneten Aufsatz, der schon weit zurückliegt: „Der gekaufte Ruhm", ein Märchen von Carlot G. Reeling. Der Titel sagt genug, aber wie ists denn? Wenn man einmal freimütig diese Dinge vorbringt und noch dazu, wie es die Pflicht gebietet, zeigt, wie Tag für Tag falsche Münzen geprägt werden, dann wird man gezihen des „würdelosen Scheltens auf die begünstigten Kollegen in Apollo"! Nein, meine Herren, so ists nicht, lassen Sie es sich gesagt sein, Sie haben keine Ahnung von diesen Dingen, keine Ahnung! — Ich komme aber nunmehr auf meinen Philosophen zurück. Unter dem hellen Scheine seiner Geistesblitze erwog ich in diesen Tagen auch eine mir widerfahrene Unbill. — Haha, da haben wirs! wird man die Nase rümpfen und die Achsel zucken. Gemach, verehrte Herren, gemach! Gewiß, es soll auch von mir die Rede sein, von meinem litterarischen Ich will ich sprechen! Wenn schon der Wahrheit, wie Cicero schön sagt, eine große Macht innewohnt, die sich selbst gegen das Übelwollen anderer verteidigt, dann sei man gewiß, meine Sache hat einen sehr guten Anwalt, es ist, um wieder mit Schopenhauer zu sprechen, die Wahrheit, die aus dem Tatbestande der Dinge spricht, der einmal die Zeit zu tausend Zungen verhelfen werde. Deshalb soll von meinem litterarischen Ich die Rede sein. Denn geht mir auch, wie mein einsames Poetenleben, das fast 6 Jahrzehnte zählt, beweist, die Fähigkeit gänzlich ab, mein Verdienst und mein Können, das man einmal als ein „starkes" kennzeichnete, in die rechte Beleuchtung zu bringen, nun, man sei gewiß, der Schriftsteller hat nicht nur Rechte, er hat auch Pflichten gegen sein eigenes Selbst. Ich meine auch, ich habe ein kleines Wörtchen mitzureden. Und wenn einer der besten Kritiker unserer Tage mir gelegentlich schrieb, die Lektüre meiner Bücher habe ihn „stutzig gemacht", „da er hier eine so grausame tragische Verkennung sehe, der er entgegenzuarbeiten entschlossen sei", nun, so werde ich wohl auch einmal, was mir ein würdiges Poetenwerk scheint, mein eigener Anwalt sein können, ich will einmal aus meiner einsamen Reserve heraustreten, man könnte in der Tat sonst am Ende sich versündigen gegen sich selbst und wider die Musen, oder besser, lassen wir allen mythologischen Schwulst weg, gegen Gott, der mir gab, was ich gedichtet. Es hat mir in einer fast 40jährigen litterarischen Tätigkeit nicht gemangelt an mancher, z. T. glänzenden Anerkennung. Gute Rezensionen, Zuschriften ꝛc. autoritativer Personen des öffentlichen Lebens und der Literatur zeichneten mich aus. Ich darf, um kurz zu sein, da ich nun einmal kein Virtuose auf der Reklametrompete bin, auf die uneingeschränkte, sehr ehrende Kritik meiner „Gedichte" hinweisen, die Prof. Dr. Beer vor 10 Jahren in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" veröffentlichte.

Und sei man gewiß, mit einer bestimmten Absicht wird es hier gesagt, und zwar nicht allein, weil ich darin eine besondere Ehrung erkenne, daß zwei ausgezeichnete Männer, die mir als Vorgesetzte im amtlichen Leben nahestanden, mir sorgend nahelegten, daß ich „ein vorzügliches Talent" pflegen und entwickeln solle. Denn so wars vor 20, vor 30 Jahren. Und heute? Ja, Bauer, das ist ganz etwas anderes. Meinem Gesamtwerke lyrischer und dramatischer Dichtungen „Cothurn u. Leyer" in 3 Bänden, (Verlag von A. Dreßler, Leipzig, 340, 240, 420 S.) enthaltend die dramatischen Dichtungen: „Faust", „Das Drama der Welt", „Befreiung", „Alexis", „Günther" mit dem Anhange „Euphorion", ein Dichtermärchen, „Napoleon", „Bernhard von Weimar", „Kindesliebe", „Tragödie der Irrungen", „Jena", ferner lyrische Dichtungen, darunter ein Rheinepos „Ruinen", dem ein vierter Band folgen soll, enthaltend u. a. die Dramen „Ahasverus" und der Zuchthäusler, war kein freundliches Schicksal beschieden.[1] Hat man auch nicht einen zu übertrieben hohen Wert zu legen auf die jeweilige Gunst oder Ungunst von Rezensionen, Kritiken, gleich als seien sie ein infallibles Kriterium des Wertes, es gilt hier wieder, was mit gewohnter Feinsinnigkeit Schopenhauer gelegentlich vermerkt:

„Jeder aufrichtige fremde Beifall ist eine Garantie des Wertes. Ein fremder Mißfall dagegen, oder auch viele, bedeuten nichts, denn er kann aus üblem Willen oder auch Mangel an Fassungskraft her-

[1]) Wenn ich damit das lamentable Gejammer über den Niedergang der schönen Künste vergleiche, bin ich wahrlich zu dem Ausrufe geneigt: „Behandelt erst einmal Eure Schriftsteller anständiger, der gute Rat ist Euch schon oft erteilt worden!"

rühren. Aber den Weg von einem Kopfe in den anderen muß der Gedanke gemacht haben." Nun, daran hat es mir wahrlich nicht gefehlt, ich darf hier wenigstens auf eine Beurteilung hinweisen, denn in der Tat, es ist ein übles Geschäft, von solchen Dingen zu reden. Der „Pfälzische Kurier" schreibt: „Koester geht abseits von dem Wege unsrer seichten Tagesliteraten und seine Dichtungen sind in jeder Beziehung vollkommen. — Das Können, das aus diesen Werken spricht, dürfte für das deutsche Publikum Veranlassung genug sein, die Augen stets offen zu halten, um sich nicht die Perlen mit dem Minderwertigen entgehen zu lassen". — Nun, da wird man dieses und jenes sagen, diese und jene Einwendung zu machen haben: „Ja, wenn ich, ille ego, ich, der große Literaturhistoriker komme, ja Bauer, das ist etwas ganz anderes!" Gemach, Herr Professor, ich sagte ja schon zu Beginne, welches Postulat man billiger Weise für das Geschäft der Kritik zu stellen habe. Etwas mehr Aristokratie des Denkens! Haben Sie etwas dagegen? Aber das führt mich nunmehr zu einer ernsten Auseinandersetzung mit dem, bez. den Kritikern der „Schönen Literatur", wobei ich indes sofort anerkennen muß, daß bereits der Herausgeber willig und gerecht die Hand zu einer Remedur bezw. Satisfaktion geboten, namentlich durch den Abdruck meines Gedichtes „Deutschland unter den Völkern", da ich auf die argumentative Kraft solcher Proben Wert legte.

Wenn nun der zweite Band meines Werkes, (240 enge Druckseiten), (die freundlichen Leser dieses Blattes haben Proben davon erhalten) von dem „Kritiker" der schönen Literatur, der sich mir im Kürschner vorstellt als ein junger, 23jähriger Kandidat der Philologie, abgetan wird mit einer hämischen Kritik des in ungebundener Rede verfaßten Nachwortes, gleich als sei sonst nichts, gar nichts über mich zu sagen, gleich als sei kein Rheinlied „Ruinen" da, das einmal die Schillerstiftung mit einer Ehrengabe auszeichnete, nun, so lache ich darüber, und andere lachen auch darüber, was ist da tragisch zu nehmen! Wenn ferner in einer Beurteilung des dritten Bandes das ohnmächtige, mit einem üblen Willen ringende Bemühen eines freundlichen Kritikers, der auch gelegentlich vor Entstellungen nicht zurückschreckt,[1] dem Dichter, wenn auch nur minimal gerecht zu werden, wie eine Farce anmutet, wobei man das bemitleidenswerte, klägliche Schauspiel hat, daß dem armen Kritikus das Lob in der Kehle stecken bleibt, nun, so werde ich nicht allein über solche Torheit lachen. Wenn aber der Kritiker des ersten Bandes, bez. der darin enthaltenen dramatischen Dichtungen, ein bekannter Litteraturhistoriker aus einem reichen, poetischen Blütenkranz, dem kein Blatt fehlt, wo nicht der poetische Gedanke entgegenblitzt, willkürlich vier, und noch dazu falsch zitierte Verse herauszerrt, sich begnügend mit einer moquanten Erwähnung des „Dramas der Welt" ꝛc. ꝛc. und dann sein Elaborat schließt mit dem vernichtend sein sollenden Verdikt: „Zu den für die Dichtkunst Berufenen gehört er sicherlich nicht", nun, so wird der Herr Professor sich wohl einmal eine Korrektur seines Urteils gefallen lassen müssen, ganz abgesehen davon, daß vice versa doch einmal mit größerem Rechte diese arrogante Beurteilung auf ihn übertragen werden dürfte. Denn würde man sie in die Form einer Frage bringen, wahrhaftig, man würde sich nicht mit dem Fragezeichen begnügen! Nein, strikte Verneinung! Ob seine Zunftgenossen sie bejahen, ist ganz gleichgültig! Vermißt man doch bei ihm jenes oben vermerkte Hauptpostulat. Indessen, gehen wir doch näher auf die Sache ein! Also da wird zunächst mein „Drama der Welt" vorgenommen. Nebenbei bemerkt, keins der in diesem Bande stehenden Stücke macht Anspruch, bühnengerecht zu sein! Aber schon vor zehn Jahren zog als einer der ersten, dem sie vorlag, Paul Lindau, „lediglich ihrer poetischen Eigenschaften wegen die Aufführung meines „Faust" „in ernste Erwägung"! Übrigens, ein bühnentechnischer Canon ist ein sehr wandelbares Ding, ob meine Dramen bühnenwirksam sind, „adhuc sub iudice lis est". Dieser Herr ist der letzte, der darüber ein Verdikt zu geben hat. Einwandfrei ist keins meiner Stücke, ganz gewiß nicht. Was ist überhaupt in dieser sublunarischen litterarischen Existenz einwandfrei? War es etwa Goethe? — Also mein „Drama der Welt" fordert Herrn K.'s Spott heraus. Gut, wozu viel der Worte? Hier hat der Leser etwas von diesem Gedichte, das wahrlich nichts mehr sein soll! Ein kleines Werk, das ich stets als eine Lieblingsdichtung hochhielt!

Aus „Drama der Welt".

1. Akt. 1. Szene.

Man sieht, in der Ferne von hohen Gebirgen begrenzt, ein fruchtbares Tal. Im Hintergrund öffnet sich der Eingang zu einer ländlichen Hütte, die ein Palmenhain und Blumenpark umgibt. Sonnenuntergang, Adam kommt vom Felde, jugendlich schön,

[1]) Was er über „Napoleon" sagt, ist das Gegenteil von Wahrheit!

hochgewachsen, leichtgekleidet, das Haupt von Locken umwallt, den Karst und anderes Ackergerät auf den Schultern tragend. Aus der Hütte tritt Eva, jugendfrisch, üppig schön.

Eva

Bist Du's Adam? Ich wartete Dein —

Adam

Schaust Du der sinkenden Sonne Schein?
Die Herde eilt in's traute Geheg,
Schattiger wird's auf Anger und Steg.

Eva

Trauter, wie rinnt Dir vom Haupte der Schweiß!

Adam

Die leuchtende Kugel flammte so heiß
Auf meine Glieder mit sengender Glut —

Eva

Und von den Händen tränfelt das Blut?

Adam

Laß es tropfen, Distel und Dorn
Dienten mir nur zu größerm Sporn,
Daß ich grub mit Eifer und Lust,
Mächtiger dehnte sich mir die Brust,
Tiefer schlug ich den Karst in die Schollen,
Köstliche Frucht soll die Erde mir zollen.

Eva (leuchtend ihn anschauend)

Ja nichts tat die Mühsal Dir an,
Voller noch scheinen die blühenden Wangen!

Adam

Nicht gebeugt von der Arbeit Bann,
Wie ich heute zum Pflnge gegangen,
Wühl' ich morgen der Erde Grund
Ritz' ich am Dorn mir die Hände auch wund,
Rüstig will ich den Samen streuen
Mit der Natur im trauten Verein,
Mag auch die blitzende Wolke dränen,
Schlägt auch die Axt in felsig Gestein,
Wie auch der zürnende Himmel plagt,
Ob auch der Wurm an den Früchten mir nagt,
Des Dickichts Wild mir das Feld zerwühlt,
Der tobende Gießbach die Saat verspült,
Fester sei mir das Herz gestählt,
Unerschüttert mein Streben und Wollen,
Hab' ich des Lebens Mühsal gewählt,
Ohne Hadern und Zagen und Grollen,
Will ich, solang mein Odem geht,
Furchtlos ringen mit trotzigem Wagen,
Mit der Natur, die mir widersteht,
Und ob im Herzen quälende Fragen
Auftauchen zuweilen: „Warum, warum?"
Ich pflüge im Schweiße ergeben und stumm!

Eva

Unseliges Los — und ob's gedeiht,
Dein mühevoll Werk, Du Armer, wie weit
Ist der Graben gezogen und Wall und Damm?

Adam

Nicht fürder soll mir die Flut den Schlamm
Auf die blühenden Felder drängen,
In geregelte Bahnen will ich zwängen
Den tobenden Strom! Wo der Anger sich spreitet
Mit Blumen, duftenden, wunderbunt,
Sei er in hundert Rinnen geleitet
Daß sich der Sprudel ergieße rund
Über der Wiesen saftiges Grün!
Und mag auch das Unkraut wuchern und sprossen,
Ohne Murren will ich mich müh'n,
Zu reuten und graben unverdrossen,
Das wilde Gestrüpp, das die Saat umkriecht,
Das Geschling, das um blühende Palmen sich schmiegt,
Und wo an's Dickicht mein Saatfeld reicht,
Will ich dem Wolf mit der Keule begegnen,
Der mir Nachts um die Hürde streicht,
Ohne Hoffen, daß freundlich mit Segnen
Weihe ein Gott mir die ringende Hand,
Schirme, unsichtbar und unbekannt,
Dicht an meine Sohlen geschmiegt,
Mein Haupt, drauf der Fluch, der irdische liegt!

Eva

Unseliges Los, das nur Tränen erzeugt!

Adam

Klage nicht Weib, bleibe ungebeugt,
Daß die bewegliche schlängelnde Zunge
Eitel Geklag nicht entlocke der Brust!
Hast Du geahnt und je gewußt,
Wie in der kreisenden Sterne Schwunge
Eine geheime Macht uns gestellt
In die drohende schweigende Welt,
Wo verderbliche Kräfte lauern,
Blutig der Rachen des Todes starrt,
Feindliche Stürme vom Himmel schauern?
Ohne Erbarmen, grausam und hart,
Starrt uns das Leben, die Erde an!
Klage nicht Weib, daß der irdische Bann
Die Schulter uns lastet, den Rücken bedräut,
Dumpf und klaglos sei jedes Beginnen,
Daß uns nimmer die Mühe gereut,
Ob wir auch Dornen statt Früchte gewinnen,
Daß wir, mag auch in Ungewittern
Das schwankende Glück unsres Lebens zittern,
Mag auch der Sturm unsre Früchte verwehn,
Ohne Tränen zu Grunde gehn!

Eva

Adam, Adam, Du lästerst Gott!

Adam

Wie kannst Du sagen „Du lästerst Gott?"
Wer lehrte Dich Gott? Gewiß tief innen
Prägt er sich ein unserm Denken und Sinnen!
Die Ahnung von seiner Allgewalt,
Die bange Scheu, die das Herz durchwallt,

Sind Zeichen von ihm, das himmlische Licht
Dort oben ist wohl sein Angesicht!
Wer aber kennt ihn? Ist Güte sein Wesen,
Sind wir als Opfer auserlesen
Seines grimmigen Zornes? Alles schweigt,
Keine Leuchte den Weg durch das Dunkel zeigt!

Eva

Haben wir niemals Gott gesehn?
Manchmal zieht ein seltsames Trämmen
Durch meine Seele: In andren Räumen,
Wo lau und gelinde die Lüfte wehn,
Mein' ich mit leichten Füßen zu gehn!
Wunderblumen mit zaubrischen Dolden
Nicken und gaukeln um meinen Fuß,
Während Früchte, purpurn und golden,
Lachen und locken mit winkendem Gruß,
Und durch das rauschende Blütengezweig
Tönt's keiner irdischen Stimme gleich:
„Adam, wo bist Du?" Wir aber, erschreckt,
Da wir uns schon zu den Früchten bücken,
Als ob wir bei bösem Frevel entdeckt,
Lassen ab, von dem Baume zu pflücken!

Adam

Eva, es ist ein schöner Traum!

Eva

Immer der lieblich verführende Baum
Drängt sich in meine Gedanken hinein,
Und dann ein andres: Mit glitzerndem Schein,
Glatt und schmeichelnd ein kriechendes Ding,
Geschmeidig sich windend um meine Glieder,
Fest sich schmiegend ein lebender Ring,
Und immer tönt's durch die Büsche wieder:
„Adam, wo bist Du?" Und plötzlich stockt
Blut und Odem, wer hat uns gelockt?
Stieg der Höchste von seines Himmels Stufen,
Hat Gott der Herr seinen Menschen gerufen?

Adam

Siehst Du fern das Gebirg sich dehnen?
Bläulicher Duft hat die Spitzen verhüllt,
Ach wie oft hat mit wogendem Sehnen
Dieses Bild meine Seele erfüllt!
Einmal, da ich am blühenden Rain
Schlummerte matt von der Arbeit ein,
War ich hoch in den Wäldern droben,
Beide wir wandelnd Arm in Arm,
Alle Bilder des Lebens zerstoben,
Vergessen, verschmerzt der irdische Harm!
Ach wie wandelten wir so luftig,
Wogten die Blüten so lind und so duftig!
Und es breitete wonnig mild
Sich ein prangendes Blumengefild,
Rings umgürtet von strahlendem Gitter,
Aber der Eingang ward uns gewehrt,
Ach wie klagten wir beide so bitter!
Himmlischen gleich, mit blitzendem Schwert,
Standen zwei an dem strahlenden Tor,
Hielten die schneidende Klinge uns vor:
„Zurück, zurück aus dem Paradies,
Draus Gott die ersten Menschen verstieß!"

Eva

Adam, Adam, es war kein Traum,
Wir weilten einst beide im seligen Raum!

Adam (sinnend)

Wer weiß es Eva? Wie ich einst war?
Ob mich der Schoß der Erde gebar,
Ein Geheimnis ist's, wie mein Atmen und Leben!
Mag es ähnliche Wesen geben
Jenseits der Berge, gestaltet wie wir?
Ich weiß keine Antwort, warum sind wir hier?
Wenn nachts uns müde der Schlummer umfängt,
Sind wir enthoben des Daseins Plage,
In ein seliges Nichtsein versenkt,
Das Einerlei mühseliger Tage
Ist dann auf Augenblicke vorbei,
Ich möchte oft, daß es immer so sei!
Aber wer weiß, wie die Pflanzen dort,
Die gestern geblüht mit üppigem Prangen,
Ist bald unser einsames Leben verdorrt,
Spurlos sind wir dahin gegangen,
Wie am Himmelszelt eine Wolke, ein Hauch,
Vom Brandaltar der flüchtige Rauch!
Aber wenn aus dieses Lebens Spiel,
Bin ich an meines Daseins Ziel,
Wenn erloschen mein Aug? Ob die Wunderkraft,
Die im Hirn wirkt und Gebilde schafft,
Die rastlos sinnt mit Forschen und Grübeln,
Wie man das Weltgeheimnis erkennt,
Wie man begegnet den feindlichen Übeln,
Von der das Herz in Liebe entbrennt,
Zurück in die Keime des Lebens kehrt,
Wenn sich der Leib in Mühen verzehrt?
Geht sie in andre Formen ein,
Führt sie ein Dasein für sich allein?
Kann dieser Trieb, der im Haupt mir lebt,
Der mich drängt zum Handeln und Wagen,
Kann das Verlangen, das mich durchbebt,
Je der Gewohnheit des Lebens entsagen?
Immer und ewig möcht' ich erkennen,
Suchen tief in des Lebens Grund,
Wer kann mir die Geheimnisse nennen,
Macht mir die Rätsel des Daseins kund?
Immer möcht' ich wagen und ringen,
Schwer ist die Mühe und schön das Vollbringen!

Und nun, die Frist und der Raum sind kurz bemessen, etwas von meiner Faustdichtung:

Aus „Faust".

4. Akt. 2. Szene.

Ein Gasthofzimmer. Faust in Gedanken, das Haupt gestützt.

Gezogen war ich über Meer,
Verheißungsvoll lag das Gestade
Der neuen Welt, ein Land der Gnade,
Vor mir, mein Herz war trüb und schwer.
Ich hoffte auf ein Kanaan,
Das oft im Traum die Augen sahn,
Die Pulse wollten lauter pochen,
Morsch lag die Brücke, abgebrochen,
Die mich vom Mutterlande schied,
Ein Echo wähnt ich noch zu hören,
Den Nachhall von den süßen Chören,
Die einst mich konnten hold betören,
Der Heimat Nachtigallenlied!
Im Brausen hoch empörter Wogen
Klang mir die Klage dumpf und hohl!
„Warum bist Du hinausgezogen,
Lebwohl, lebwohl, leb ewig wohl!
Warum hast Du Dich fortgewandt?
Ich such ein bessres Vaterland!"

(erregt aufspringend)

Sprach ich von ihr? Beschwör' das Bild ich neu?
Trag' ich die Schuld, die Gott mir aufgeladen?
Ich sucht' ein Glück für uns auf andren Pfaden!
Nein, dreimal nein, mit Vorwurf nicht und Reu
Quäl' fürder mich, Du süßer, bleicher Schatten,
Dem Himmel klag's, den Sternen, Luft und Meer,
Klag's der Natur, daß sich dem Flügelmatten
Im Aufflug Blei anhaftet, zentnerschwer,
Daß alles sich ins Gegenteil verkehrt;
Daß Gutes schlecht wird, was erstrebenswert,
Vom Pöbelwahn getan in Acht und Bann,
Den Blumen klag's, doch klage mich nicht an!
Und wenn der blonde Quell vorbei Dir rinnt,
Und spielt ein Lüftchen um die Stirn Dir lind,
Wenn Silberwölkchen Dir vorübereilen,
Sie werden's wissen, Deine Schmerzen teilen,
Weil sich Natur in Mitgefühl vereint'
Bei Deinem Schmerz die Sonne trüber scheint! —
— (Nach einer Weile)
Wie, oder zeugt es doch von schnöder Art,
War's eine frevle und verwegne Fahrt?
Ringt dort am Strand nicht hoffnungslos verlassen
Ein Etwas, gramverschleiert scheint das Bild;
Nun ringt's empor die Hand, so klagend wild,
Es sieht am Himmel seinen Stern erblassen! —
(nachdenkend)
— Doch halt, ich ging, ich wollte Fuß dort fassen!
Heraus aus dieser Modergruft,
Dorthin, wo frischer noch der Scholle Duft.
Jungfräulich fast, dem Erdgeist mehr verwandt,
Der Urwald steht, die Steppe sonnverbrannt.
Wo noch ein Urhauch auf dem Boden liegt,
Die Urkraft der Natur noch unbesiegt!
Dort in die Scholle meinen Karst zu schlagen.
Vom Steppenroß durch die Prairie getragen,
Den Freundschaftsbund mit der Natur zu wagen,
Hab ich bestiegen hoffnungsfroh das Schiff!
Wohl mochte hoffend sich mein Herz entzünden,
Ich träumt ein Eden in des Urwalds Gründen,
Ich hoffte ihr ein Königreich zu gründen
Und fürchtete nicht Klipp' und Sturm und Riff.
Schon war mein freier Blick erweitert,
So hoffnungsweit der Kreis gespannt,
Wie lief so bald mein Fahrzeug auf den Strand,
Es lag an mir nicht, daß es fast gescheitert! —

(in tiefes Sinnen versunken)

Man spricht von Wesen, die zum Fluch geboren,
Dämonenartig hauchend Tod und Gift,
Weh, wen ihr Basiliskenauge trifft!
Sie wissen zu umgaukeln hold den Toren,
Wohl zu umstricken mit Verführungsreden,
Wohl zu umspinnen bald mit Schmeichelfäden.
Weh muß ich klagen, dreimal weh
Um Reiz und Zauber, Huld und Tugend,
Um die verspielte süße Jugend,
Daß sie in's Aug' geschaut mir je!
Weh, daß es keinen Zauber gibt,
Verblaßtes wieder aufzufrischen,
Vergangenes hinwegzuwischen,
Weh, daß die Unschuld mich geliebt!
Fluch über alle Freundschaftslist,
Die mich betört mit argem Gleißen,
Das Herz dem Himmel zu entreißen,
Und Fluch der Stunde, da sie mich geküßt!

Wild (tritt ein)

Du fluchst ja lustig in die heil'ge Nacht!

Faust

Gut, daß der Zufall Dich zu mir gebracht!
Ich hab' fürwahr an Weihnacht wenig Teil,
Für mich ist Fluch bestimmt, für andre Heil;
Dich ausgenommen nur, ich fluche Dir,
Der mich verlockt zu sündiger Begier!
(Ihn schüttelnd) Sag, was Du weißt von ihr?

Wild

Bist Du ein Kind
Am Gängelband, recht wie ein Narr gesinnt?

Sonst trug Dein Geistesflug Dich keck und kühn,
Du wußtest in der Weisheit Born zu tauchen,
Und willst doch nicht mit redlichem Bemühn'
Die Gottesgabe der Vernunft gebrauchen!

Faust (heftiger)

Sag, was Du weißt von ihr;

Wild

Sei ruhig erst!
Zu früh vernimmst Du, was Du kaum begehrst!

Faust

Spar nur Dir Müh', mir sagt's die Ahnung schon,
Kann's ander's sein? Von Jugend auf gewöhnt,
Geneckt von Hoffnung und vom Glück gehöhnt,
Seh ich ein Schwert ob meinen Schultern hängen!
Stets mischte sich der Trauerglocke Ton
In alle Lust mit dumpfen Leichenklängen!
Sag's frei heraus, laß allen Umschweif fort,
Der eis'ge Reif liegt auf den Wonnebeeten,
Erstarrt die Blume und verwelkt, verdorrt,
Zerklirrt die süße Perle und zertreten!

Wild

Nimm's Dir zu Herzen nicht! Zu ätergleich,
Geschaffen mehr für zartes Luftbereich,
Zu gut für diese Erde auserlesen,
Ein überirdisch engelhaftes Wesen —

Faust (ihn unterbrechend)

Ich will es meinem Herzen nie vergeben,
Mußt ich Unsel'ger nicht in heil'ger Scheu
Zurück vor diesem Heiligtume beben?
Nun mag es ernten Fluch und Reu!
Sie mögen an die Seele pochen,
Daß kein Gebet den Lippen frommt,
In Feergluten mag es kochen,
Wenn meine letzte Stunde kommt!

Wild

Du schaust wie stets in dunklem Glanz die Welt,
Selbstquälerisch scheinst Du mit Lust zu sinnen,
Daß nur kein Sonnenstrahl ins Herz Dir fällt! —

Faust

Schönfärber Du, schweig still, schweig still,
Laß wühlen nur den Dolch tiefinnen,
Laß nur den Mißklang kreischend schrill,
Zeitlebens durch die Seele tönen,
Wie Saiten springen jäh verstimmt,
Daß kein Verzeihen, kein Versöhnen
Den Fluch von meinem Herzen nimmt!

Wild

Ist's möglich denn, ein unvermeidlich Los,
Begründet in dem Lauf der Dinge,
Wie in der Zeiten wechselvollem Ringen
Der Tag es birgt in seinem Schoß,
Soll Dir zum Vorwurf nun gereichen?
Schufst Du der Rose Wunderkleid,
Ist Deine Schuld ihr früh Erbleichen,
Wenn kaum verrauscht die Maienzeit?

Faust

Daß Fluch auf allem Schönen liegt,
Zum Untergang bestimmt auf Erden,
Die Lilie sich im Lenzhauch wiegt,
Um bald zerknickt und welk zu werden;
Die Sonne strahlt im Wunderschein,
Daß bald in schwarzer Trauerhülle
Die Nacht, die finstre, bricht herein,
Nicht will ich's klagen, wer vermißt
Des Jammers und des Leids die Fülle,
Die ausgestreut auf Erden ist?
Doch weh, wenn warm ein Herz sich regt
Im Überschwang, vom Geist getrieben,
Das für ein anders bebt und schlägt,
Es zu umklammern und zu lieben,
Ein solches, das dämonisch ringt
Und doch nur Fluch dem Liebsten bringt,
Das Seligkeit ihm möcht' erwerben
Und schafft doch Tod nur und Verderben,
Fluch ihm, das Gutes nie vermocht,
O hätt' es nie gebebt, gepocht!

Wild

Laß dieses Quälen, dies Zerfleischen,
Tritt vor das Glück mit kühnem Schritt
Und lerne siegbewußt zu heischen!
Dem teilt es seine Gaben mit,
Der um die Gunst der Spröden ringt,
Den Arm um ihre Hüften schlingt!
Hör zu, Dein zartes Blumenkind
Ist bleich geworden, fieberhaft,
Zehrt Siechtum seine Lebenskraft!
Doch schau, wie beugt im frischen Wind
Sich oft so tief die schlanke Tanne
Und ringt empor nach kurzer Spanne
Ihr Haupt zum Frühlingssonnenstrahl,
Vergessend aller Todesqual!

Faust

O nein, sie welkt, weil ich es bin,
Drum wird der blasse Tod sie küssen,
Sonst brächte Leben ihr Gewinn
Und Frühlingslust, weil ich es bin,
Wird rauh sie von mir losgerissen!
Und wenn mein Hauch sie nie berührt,
Wenn meinen Kuß sie nie gespürt,
Sie würde tändeln auf den Haiden,

Dem Schnitter fern im Blumenkreis,
Dann dürfte sie die Sichel meiden,
Der Frühlingshoffnung schönstes Reis!

Wild

Du sprachst von Deiner Meeresfahrt,
Dein Fahrzeug lief auf manche Klippen,
Enttäuschung blieb Dir nicht erspart!
Doch mein' ich auch, von Deinen Lippen
Als Du betreten heim'schen Bord,
Kam hingeworfen leicht ein Wort,
Von einem Wurf, Erfolg, Gewinn,
Verdankt erfinderischem Sinn!

Faust

Verschon mich mit dem Bettelkram!

Wild

Er rückte Dich, der flügellahm,
Aus allem Zwang, aus aller Not,
Der Deiner Liebe Lenz bedroht!

Faust (bitter lachend)

Schweig, daß ich berste nicht vor Lachen,
Setz' Dir die Zipfelmütze auf!
Willst Du mich zum Philister machen?
Meinst Du, das ändert jeden Lauf,
Das sei der Tau, der Wundertrank,
Der auffrischt die verdorrten Fluren,
Mit ihren Blumen welk und krank? —
— Nein Freund, Du bist auf falschen Spuren,
Und ständ' ich an der Wünsche Ziel,
Es dünkte mich ein neckisch Spiel,
Daß grade nun, zu solcher Frist,
— Den Sarg man meiner Liebe mißt! —
— Laß uns verständig, nüchtern lieber
Dem Leid begegnen unverzagt!

Wild

Sie krankte lange schon am Fieber,
Wie Krankheit an der Blume nagt,
Sie kann im Lenzhauch rasch verwehn,
Sie kann noch schöner auferstehn!

Faust

Richt's ein und bring mich ungesäumt,
Daß sie noch mit der Liebe Ahnen,
Wenn sie mich sieht, hinüberträumt!
Was macht der Schnitzer?

Wild

Laß Dich mahnen?
Tiefsinnig stets, von schwerem Blut,
Geriet er völlig aus dem Gleise,
Zerrüttet sind ihm Sinn und Mut!
Bleib weg!

Faust (leidenschaftlich)

Und ob der Wahnsinn mich umspannt,
Ich sag' Dir, meines Geistes Weise
Ist ihm befreundet und verwandt!
Ich sage Dir, Du sollst mich führen,
Ich heft' mich Deinen Schritten an,
Ich will Dich schleppen zu den Türen,
Wo einst ich Seligkeit gewann!

(ihn mit sich fortreißend)

Zeig mir den Weg zu ihren Kammern,
Sei's finstre Nacht, sei's lichter Tag,
Daß ich an ihren Hals mich klammern,
Zu ihren Füßen weinen mag.
Daß ich des Lebens Qual versäume,
Dem niedren Lärm der Erde fern,
Und von dem Glück der Liebe träume
Auf einem andren, schön'ren Stern!

(mit ihm ab).

Entscheide selbst der freundliche Leser, ob ich „zu den für die Dichtkunst Berufenen gehöre oder nicht! Wenn es aber Herrn K. schließlich beliebt, sich über meinen „Poetenschmerz", wie er es mitleidig höhnisch nennt, zu betrüben, so lasse er das! Es steht ihm wahrlich übel an, er hat keine Anlage dafür.[1] Übrigens ist meine Meinung die, jeder anständige Poet hat den Affront dieser durch eine offenbare Vergewaltigung der Wahrheit bedingten Schädigung meiner geistigen und materiellen Interessen, als eigene Injurien anzusehen. Tua res agitur, ja tua res!

---

[1]) „Was soll übrigens eine andere hämische und höhnische Notiz, ich ringe vergebens nach dem Lorbeer". Nein schon vor 30 Jahren publizierte ich in der „Hammer Zeitung" ein Gedicht „an Emil Rittershaus", dessen erste Strophe lautet:

„Wer möchte dem Poeten wehren,
Daß er mit seinem Liede kargt
Und satt der zweifelhaften Ehren
In sich den goldnen Hort versargt?
Und wenn man auf den Lorbeer baut,
Er weist zurück den käuflich feilen,
Wir wollen Palmen, uns gestreut,
Nicht mit dem Bänkelsänger teilen."

A. Deventer von Kunow.

Deine Heimat.

Ich seh Dein sagenreiches Heimatland
Mit seinen Nebelbergen vor mir liegen,

Sturmvögel kreisen und vorüberfliegen,
Die Wellen spülen an den Felsenstrand,
Und weiter, sieh das dunkelgrüne Meer.
Ein strenger Duft entströmt den Tannenzweigen,
Wenn sie im Winde sich herniederneigen.
Es ragt vom Felsen grau dein Schloß zur Wehr —
Solch düstres Land — ich habs noch nie geschaut!
Berg, Tal und Wasser — Eins in Farbentönen.
Dem Jugendfrohsinn scheinet es zu höhnen —
Doch weckts im Herzen heißen Sehnsuchtslaut.

Und wieder darf ich Deine Heimat sehn,
Und denke Dein und Deiner Sehnsuchtslieder.
Wie Du gerastet hier als müder Krieger,
Sah stolz vom Turme man das Banner wehn.
Ich schau Dein Land verklärt in Deinem Sang,
Die Glocken hör ich läuten hin zu Tale,
Die Eiben rauschen in dem Sonnenstrahle.
Voll tiefer Wehmut fühl ich einsam bang,
Solch ernstes Land — ich habs noch nie ersehn!
Ich hör im Geiste, kraftvoll und getragen,
Dich Gottespreis im Orgelspiele wagen —
Durch Meeresrauschen tönts und Wiedersehn.

Dr. **Georg Gillhausen:**

Prinz Sonnenschein.

(Ein Märchen.)

Ein Veilchen und eine Rose stritten sich einst darüber, wen von ihnen Prinz Sonnenschein am meisten liebe.

„Ach", sagte die Rose, „natürlich liebt er mich am meisten. Er kommt schon früh am Morgen zu mir und geht nicht vor Abend wieder weg. Er kost mit meinen Blättern und freut sich an meinem Duft. Dich, Veilchen, bemerkt er gar nicht. Du bist ja so winzig und klein und verschwindest ganz in dem hohen Grase."

„Und doch liebt er mich", entgegnete das Veilchen, „wenn die Grashalme sich noch so dicht über mich wölben, daß mich kein Menschenauge erschaut, Prinz Sonnenschein sieht mich doch. Er klettert durch die schmalste Spalte zu mir herab und tuschelt mir süße Sachen ins Ohr. Und oft sagt er: „Veilchen, deine blaue Farbe ist noch viel schöner wie die des Himmels."

„Dummer Schnack", erwiderte die Rose ärgerlich und wiegte sich, bebend vor Zorn, auf ihrem Stengel. Sie stritten sich noch eine Weile hin und her und beschlossen dann, die Katze, die gerade im Grase lag und dem Zank zuhörte, zur Schiedsrichterin des Streites zu machen.

„Was meinst Du", fragte die Rose, „wen Prinz Sonnenschein mehr liebt, mich oder das Veilchen? Ich bin gewiß, daß deine Wahl auf mich fällt".

Die Katze stand auf, machte einen Buckel und antwortete: „Miau! Miau! Ich denke etwas ganz anderes. Prinz Sonnenschein liebt weder dich noch das Veilchen, sondern mich. Vorhin, als ich im besten Schlafe lag, fühlte ich plötzlich etwas Warmes über meinen Rücken huschen und ihn streicheln. Ich sah auf und bemerkte Prinz Sonnenschein, der meinen Pelz mit heißen Küssen bedeckte und nicht abließ, mich zu kosen."

„Dummer Schnack", sagte nun auch das Veilchen, und die Rose wäre vor Zorn fast vom Stengel gefallen.

Auf einmal aber ertönte ein helles Kichern, und Prinz Sonnenschein stand mitten unter ihnen. Er hatte auf einem Baume gesessen und ihr Gespräch belauscht.

„Was ihr euch einbildet", rief er fröhlich, „keines von euch liebe ich, weder das Veilchen noch die Rose oder gar die Katze! Ich liebe überhaupt kein Fräulein. Ich spiele nur gern mit euch und mache mich lustig über euch. Just, wenn ihr euch so recht wohl in meiner Grsellschaft fühlt, springe ich fort und lasse euch allein, hihihi!"

Und Prinz Sonnenschein wollte sich dabei vor Lachen ausschütten.

„Du bist herzlos", meinte das Veilchen, „du spielst mit unserer Liebe."

„Aber ich habe doch kein Herz", rief Prinz Sonnenschein, „das behält meine Mutter, die Sonne, oben im Himmel, wenn sie mich auf die Erde schickt, „Prinzlein", sagt sie zu mir, „wenn du dein Herz mitnähmst, könntest du dich verlieben und mit deinem Umgang parteiisch sein. Und du sollst doch alles, was da lebt und webt auf Erden, durch deinen Frohsinn erquicken."

„Ach so", seufzte das Veilchen ganz traurig. Die Rose aber lächelte höhnisch, und die Katze machte sogar Anstalten, auf Prinz Sonnenschein zu springen, um ihn mit ihren Krallen zu erwürgen. Aber ehe sie zum Sprunge ausgeholt hatte, husch, war er fort, oben auf einem Baum, und noch lange tönte sein Kichern den dreien in die Ohren.

Elly von Noorden:

Sur la branche.

Behaglich legt er sich in die Kissen zurück, er entzündet eine Havanna, entfaltet die neueste Nummer der „Times" und liest. —

Ein kurzer Ruck — der Eilzug setzt sich in Bewegung!

„Ah!" — der Gentleman legt die Füße auf das Polster gegenüber!

Von Zeit zu Zeit kommt Tomson, der Getreue, und sieht nach, ob sein Herr etwas zu befehlen habe.

Dover. — — —

Tomson verladet seinen Herrn auf das Schiff, d. h. alle Sachen seines Herrn und freut sich, als sich endlich das Schiff in Bewegung setzt.

Calais. — — — Paris. — — —

Tomson wirft seinen Herrn in Frack. Tomson hat alles bereit, in einer halben Stunde ist Edward Richardson Esq. fertig und begibt sich auf Abenteuer.

Diese sind nun ganz programmäßig, denn natürlich hat er sich die süßen, kleinen Mädchen vom letzten Mal bestellt.

Das Diner ist ganz prima prima, so etwas ist eben doch nur einzig und allein in Paris möglich.

Am nächsten Morgen schon um acht Uhr, verdammt frühe Zeit, geht der Zug weiter.

Tomson tut Wunder, der ganze komplizierte Apparat zur Toilette des Gnädigen steht, wie immer, bereit und ist eine halbe Stunde später im Koffer und auf der Bahn. —

Edward legt sich in die Kissen zurück, entfaltet die „Times" und liest.

Der Zug setzt sich mit kurzem Ruck in Bewegung, der Gentleman sagt „Ah" und will die Füße auf das gegenüberliegende Polster legen.

„Was heißt das?" Da sitzt ja jemand. Er hat ihn hinter der großen „Times" nicht bemerkt. Der Jemand ist eine Frau, eine wahrhaftige, wunderschöne Frau.

Die Dame sitzt wie er, tief in die Polster gelehnt und liest — nicht die „Times", aber ein gelbes Buch.

Was mag das sein?

Edward gibt sich redlich Mühe, dies herauszubringen — endlich gelingt es. Tomson kommt zu fragen, was der Herr befiehlt? „Nichts!", der dumme Esel. —

Die Dame ist aufmerksam geworden, sie läßt unbemerkt das Buch fallen.

Alter Trick, den Edward versteht.

Sie plaudern.

Tomson erscheint wieder, erhält etwas gedrückt eine Geldmünze und eine Weisung.

Tomson versteht und wird mit dem Schaffner schnell befreundet. — — —

Zweites Frühstück, reizendes tête à tête, charmante kleine Person. —

„Ich weiß was Sie lesen", versichert er ihr.

„Nun?", Seufzer.

„Sur la branche."

Nicken. Fast erscheint es Edward als wehmütiges Nicken.

"Sur la branche", wiederholt sie.

„Verehrteste auch Sie — sagen Sie mir, auch Sie sind so sur la branche!"

„Auch ich, Sir, auch ich, so wie der Vogel, der in den Zweigen wohnet, — heimatlos, — obdachlos. So treiben mich die Wogen des Lebens hin — wer frägt darnach, wer weint darnach. — — Auf dem Zweige!"

Lunchern! Sie lunchen zusammen, sie dinieren zusammen und was Wunder, daß sie in demselben Hotel absteigen.

Monte-Carlo — Carltonhotel.

„Wir bedürfen zweier Schlafzimmer und eines Salons."

„Sehr wohl!" Sie sausen im Lift hinauf, sie erhalten ein reizendes Appartement, ganz reizend, zwei Schlafzimmer, getrennt durch den überaus eleganten Salon.

Sie soupieren gemeinsam in dem Salon und Tomson, der Unübertreffliche, ist darnach behilflich, seinen Herrn zu entkleiden, ihn in das Bett zu legen, wie er es seit Jahren tut.

Madame muß sich allein helfen.

Monte-Carlo! Zauberwort Monte-Carlo! Himmelsmusik. Wer stand auf deiner Terrasse und konnte kalten Herzens auf die unendliche Schönheit zu deinen Füßen schauen? Monte-Carlo, wer war bei dir, wer hörte deine Pulse klopfen, wer atmete deine betäubenden Parfüms, wer jagte bei dir nach Fortunas Schätzen, und hörte deine Namen, ohne daß das Blut zu Feuer wurde.

Monte-Carlo schwang auch den Zauberstab über die Zwei aus dem Carltonhotel, sie waren unzertrennlich

Des Tags fuhren sie hinaus in die weite, in die üppige, in die prangende Welt, des Abends da spielten sie in den hellerleuchteten Sälen und teilten den Gewinn und verschmerzten den seltenen Verlust. Dann fanden sie kühlen Champagner — er trank immer nur Heidsiek-Monopol — in dem Salon des Carltonhotels, und

lehnten sich in die Sessel zurück, bis Tomson kam, der Getreue, und seinen Herrn zur Ruhe brachte, wie er dies seit Jahren tat.

„Sur la branche — die Arme!" Soll er ihr helfen?

Edward hatte heute eine sehr schlechte Nacht. Wenn er sie heiratete? O, sie war durchaus respektabel, das hatte er nun erfahren — durchaus! Ob er sie heiratete? Dann war sie in einem wunderschönen, ja wundervollen, kleinen Nest, und — —

Nein, sie war zu schade, um wie der Vogel zu leben, der in den Zweigen wohnt. —

Mit ehrbaren Gefühlen, mit etwas Kummer im Herzen, die Bachelors-Vorzüge aufzugeben, so ließ er sich von Tomson, dem Getreuen, in das Bad geleiten, von Tomson kleiden und als bereit entlassen. —

„Warum nur ein Gedeck auf dem Frühstückstisch?" Er mochte den Kellner nicht fragen.

Oben im Salon steht Tomson.

„Tomson, wo ist Madame?"

„Abgereist, gnädiger Herr. Madame hat ein Telegramm erhalten und ist abgereist."

„Wohin?"

Tomson, der Getreue, zuckte die Achseln und beteuerte, der Portier wolle es nicht wissen.

Ein Händedruck, einige Worte und Tomson eilt hinunter. Er hat es herausgebracht, denn er ist mit dem Portier schnell gut befreundet.

„Abgereist nach Majestic-Hotel Monte-Carlo, telegraphisch bestellt von dem Gatten der Dame, die täglich auf Nachricht von der Ankunft des Herrn gewartet. Die Rechnung ist aber noch nicht bezahlt, wird wohl Sache des Mr. Richardson sein", so berichtet Tomson seinem Herrn.

„Natürlich!"

Edward Richardson Esq. lunch allein, hört die Musik und tritt in das Kasino.

Er spielt, er spielt, er sieht nicht, wie die Lichter entzündet werden, sieht nicht, wie der Tag erlischt, bemerkt nicht, wie den Pilzen gleich nach regenfeuchter Nacht, die Frauengestalten aus der Erde tauchen, die Frauengestalten in schillernden Farben, in giftigen Tönen, in wunderbaren Toiletten, wie die großen Hüte seine Münzen beschatten, er sieht es nicht, er spielt. Die blassen Wangen sind hoch gerötet, die Pulse fliegen, der Atem keucht, — er spielt. Und immer höher türmt sich vor ihm der Pack gewonnener Banknoten.

Endlich, als die Bank geschlossen wird, taumelt er in das Café Paris und läßt Champagner bringen, Heidsiek-Monopol.

Allmählich beruhigen sich die Pulse, die Augen schweifen forschend umher, und da hinten in der Ecke sitzt sie, die „Sur la branche" — und neben ihr, er, dem sie angehört mit heiligen Banden der Ehe. Dick und doppelkinnig, mit wässerigen Augen und wülstigen Lippen hat er wiederum von ihr Besitz genommen, von ihr, die vogelfrei in Aesten zu leben schien. —

Angewidert steht er auf und geht in sein Hotel.

„Ein Uhr fährt unser Zug, Tomson."

„Sehr wohl, es ist alles gepackt", erwiederte Tomson, der Getreue.

Monte-Carlo — Paris — Train de luxe.

Paris — Calais — Dover.

London! —

„Ah, Enfin!" —

— — — — — — — — — — — —

Edward Richardson Esq. tritt in sein Büro. —

„Meine Herren, guten Morgen, hatte eine wundervolle Reise. Alles wohl seither?"

„Sehr wohl, alles wohl."

„Mr. Ficks, wollen Sie mal hier auf mein Konto 10000 Pfund anlegen? Zeigen Sie mir die Kursnoten."

„Welche Papiere soll ich verkaufen oder flüssig machen?"

„Keine. Hier", und Mr. Edward Richardson entleert seine Brieftasche.

„Mr. Timms, wollen Sie diese 2000 Pfund in den eisernen Kassenschrank zurücklegen, ich habe des Reisegeldes nicht bedurft."

Mr. Timms verbeugte sich und verschließt die zurückgebrachten Noten.

A. Fritsch-Weidenrieth:

Die kranke Mutter.

[Die Uhr spricht]:

Ticktack, ticktack,
Rasch eilt die Zeit,
Die Sonne sank,
Die Mutter krank,
O herbes Leid!
Ticktack, ticktack.

Ihr sprecht so scheu
Beim Lampenschein,
Drum pflegt es treu,
Das Mütterlein!
Ticktack, ticktack.

Frau Sorge fleucht,
Die ihr bekriegt,
Die Krankheit weicht,
Die Mutter siegt!
Ticktack, ticktack!

Paul Heinz Anhalt:

Sternenfall.

Voller Gleichmaß, langsam, still im Gleiten
Seh' ich Sternenbahnen brennen,
Eine Ruhe liegt in ihrem Schreiten,
Die wir Menschen niemals kennen.
Ewig hoffen wir zu jenen Sternen,
Und das Herz ist glückesfroh erhellt,
Wann, verirrt aus jenen Sehnsuchtsfernen,
Solch ein Sternlein zu uns niederfällt.

M. Clasen-Schmid:

Dem Invaliden.

Du armer Krüppel halfst viel Ruhm verdienen,
Auch dem, der Orden trägt mit stolzen Mienen,
Die Leier drehst Du mit zerschoss'ner Hand,
Bleich stehst Du da, zerrissen Dein Gewand.

Hast von erfocht'nen Siegen wohl gesprochen —
Du, gleich dem Eichbaum, der vom Sturm gebrochen —
Ziehst hin — gebräunt vom Wetter das Gesicht.
Der „Ordenträger" dort, schaut auf Dich nicht.

Dein Leid und Lied, im Hochmut kümmert's Keinen,
Doch Mancher, der wie Du, verlernt zu weinen,
Der niemals kalt den Ruhm für sich bewahrt
Wird hilfbereit verstehen Deine Art.

Ernst Arminius:

Klage so mancher Genie.

Langsam ziehen die Tage,
Die Stunden der Arbeit dahin —
So lautet schon längst meine Klage
Ich wollt' — ich könnte verziehn.

Dann sitz ich so und schaffe,
Mechanisch — so ganz wider Will',
So dräng' ich die geistige Masse,
Zurück in die düstre Hüll'.

Tage für mich möcht' ich finden
— — Stunden für Seele und Herz,
Und bald wird für immer schwinden,
Die Arbeit — die mir zum Scherz.

O Qual, o schaffen müssen —
— Vom Schicksal gezwungen zu sein
Ihr habt schon zu tief mich gebissen,
Ihr nahmt mir schon manchen Keim.

Der, wenn Du nicht gewesen —
Du Arbeit — mechanisches Muß,
Wär' längst zur Kunst erlesen —
Hing an ihr — bereit zum Kuß.

Würd' träumen vom Küssen und Kosen,
Und von des Lebens Geschick — —
Und von des Dichterlands Rosen,
„Von wahrer Liebe — vom Glück!"

Georg Ziechert:

Sommers Abschied.

Der Sommer denkt an's Scheiden;
Nimmt Abschied von Busch und Hag;
Ein wehes Klingen zittert
Nun durch den trüben Tag.

Ein schwermutvolles Klingen,
Das Herz und Sinn betört;
Ich hab's in meinem Leben
So weh schon einmal gehört.

Die Blätter sanken leise –
Ein fröstelnd rauher Tag –
Ein letztes Abschiednehmen,
Still eines Herzens Schlag.

„Lebt wohl! Muß wieder scheiden!"
Der Sommer traurig spricht,
Und trübe Wehmutwolken
Umschatten sein rosig Gesicht.

Und aus den Augen fließen
Ihm Tränen ohne Zahl
In schweren Regentropfen
Ob seines Herzens Qual.

Die Vöglein trauernd singen
Ein wehes Abschiedslied —
Ich muß an Eine denken,
Die lachend von mir schied!

B. Berber:

Traum.

Ich habe in Deinen Armen
Die lange Nacht verträumt,
Von Röschen, Melitta und Carmen
Hat heiß mein Hirn geschäumt.

Und als Du am Morgen erwachtest
Lag ich an Deiner Brust
Noch immer. Und Du lachtest
Vor Seligkeit und Lust.

Das Kichern weckte den Schläfer,
Der schöne Traum verflog
Und mancher fremde Käfer
Ganz sacht von dannen zog.

Und nur Du bliebst, mein Weibchen,
Lachend im Morgenlicht
Lachend im Morgenhäubchen
— — — — — — — — —
Den Traum, den ahnst Du nicht!

Justus Flöthe:

Mondscheinidyll.

Überm grünen Kupferdach
Mondlichtsilber fließen.
All den Schläfern ins Gemach
Goldne Sternlein grüßen.
Wenn ich geh die Straß' entlang,
Hallen meine Schritte,
Von den Türmen schon erklang
Nächt'ger Stunden Mitte.

Alles schläft in tiefer Ruh,
Alle Stürme schweigen.
Kummer schloß die Augen zu.
Holde Träume neigen
Allen denen sich, die Not
Quält am lichten Tage,
Die bedrückt die Sorg' um's Brot
Oder andre Plage.

Geh' nun bis zur Straße End',
Ohne Ziel und Zwecke,
Wo ich rechterhand mich wend',
Biegend um die Ecke,
Wo die grünen Bäume stehn,
Und im Mondenscheine
Sich die Mondscheinelfen drehn,
Leicht, mit flinkem Beine.

Und der kleine Zwerg Pipo,
Bläst sein Muschelhörnchen.
Alle Elfen tanzen froh,
Essen auch ein Körnchen
Honig aus der Blumenschal',
Trinken auch ein Tröpfchen
Himmelstau und der Pokal
Ist wie'n Nadelknöpfchen.

Husch! zieht eine Wolke hin,
Ueber Mond und Sterne.
Alle kleinen Elfchen fliehn,
Kichern in der Ferne.
Fänd ein Elfenschuhchen ich
Nicht noch unterm Baume,
Hätt' geglaubt, es narret mich,
Dieses nur im Traume.

Freund Rößler:

Die Liebesjagd.

Trara! Trara!
Horch! von Berg und Wald
Hüfthorn schallt! Büchse knallt!
Hurra! Hurra!
Auf! zur Liebesjagd! zur tollen Jagd!
Mädel! Mädel! bist entfloh'n?
O, Du loser Schmetterling!
Warte nur, ich fang Dich schon —
Manches Mädel ich schon fing.
Einsam bin ich, bin verlassen!
Mädel komm! komm bald zurück.
Konnts nicht glauben, konnts nicht fassen,
Unbeschreiblich war das Glück.
Weh und weher wird mir zu Mut,
Und in die Augen treten die Tränen,
Siedend zum Herzen wallt mir das Blut,
Unbegreiflich holdes Sehnen!
Ach, der Seele heimlich Bangen
Kann ja nicht erlogen sein,
Denn ein glühendes Verlangen
Sagt es: Lenchen, werde mein!
Wilder, wilder Jägersmann
Zielt und legt die Büchse an —
Schießt mit Amors Pfeil geschwind
Paff! ins Herz das schönste Kind.
Trara! Trara!
Horch! von Berg und Wald
Hüfthorn schallt! Büchse knallt!
Hurra! Hurra!
Trara! Trara!

F. Gebhardt:

Die Spottdrossel.

Auf der Tanne höchstem Aste,
Der im Wind sich schaukelnd schwang
In der Morgensonne glaste
Drossel saß. Ihr Lied erklang:
„Komm' doch, komm' doch, komm' doch, komm' doch, komm' mit mir!
„Was die Erde bietet, alles zeig' ich Dir!
„Ich führe Dich, führ' Dich durch Täler und Höhn',
„Die Welt ist so blühend, die Welt ist so schön!
„Komm' mit mir, komm' mit mir, bleib' nicht zurück!
„Ferne im Blauen kannst Du erschauen,
„Das auf Dich wartet: Das Glück,
„Das Glück, das Glück!" —

Drauf geschwinde ihre Flügel
Drossel hob und flog davon.
Fern im Buchenhain am Hügel
Lockend nun erscholl der Ton:
„Komm' doch, komm' doch, komm' doch, komm' doch, komm' mit mir!
„Was die Erde bietet, alles zeig' ich Dir!
„Ich führe Dich, führ' Dich durch Täler und Höhn',
„Die Welt ist so blühend, die Welt ist so schön!
„Komm' mit mir, komm' mit mir, bleib' nicht zurück!
„Ferne im Blauen, kannst Du erschauen,
„Das auf Dich wartet, das Glück,
„Das Glück, das Glück!" —

Hin und her und auf und nieder
Folgte ich dem süßen Klang,
Lockten mich der Drossel Lieder,
Bis der Tag zur Rüste sank:
„Komm' doch, komm' doch, komm' doch, komm' doch, komm' mit mir!
„Was die Erde bietet, alles zeig' ich Dir!
„Ich führe Dich, führ' Dich durch Täler und Höhn',
„Die Welt ist so blühend, die Welt ist so schön!
„Komm' mit mir, komm' mit mir, bleib' nicht zurück!
„Ferne im Blauen kannst Du erschauen,
„Das auf Dich wartet, das Glück,
„Das Glück, das Glück!" —

Und ich schweifte unverdrossen,
Fand kein Glück, das mein geharrt,
Sah die Tore all' verschlossen —
Drosselsang hat mich genarrt! —
Wie er mich betrogen, narrt er wohl auch Dich!
Laß Dich nicht betören, höre, hör' auf mich.
Es führt Dich ins Irre, es will Dich verhöhnen
Das lockende Klingen, das schmeichelnde Tönen.
Horch' ihm nicht, horch' ihm nicht, bleib', o bleib' zurück!

Was es verspricht, hält es Dir nicht,
Falsch ist und trügrisch das Lied vom Glück,
Vom Glück — vom Glück!

A. Bartz:

Am Wasser.

Am Wasser lieg' ich gerne,
Am murmelnden Wasser am Wald,
Wenn in der Näh' und Ferne
Der Vögel Liedlein schallt.
Die Wipfel säuseln und weben
Und wiegen im Takte sich leis' . .
Libellen mich umschweben
In munter fröhlichem Kreis . . .

Da läßt es so selig sich träumen,
Da stört mich kein Alltagsgefühl,
Dort an dem Quell unter Bäumen
Ruh' auf Moos ich, auf weichem Pfühl . .
Und lausche den Stimmen der Wellen . .
So murmelnd geheimnisvoll, leis' . .
Sie murmeln . . und zerschellen . .
Und wieder neue Wellen . .
Die murmeln leise . . . leis' . . .

Elisabeth Kolbe:

Doppeltes Sterben.

Ein Leben, das in Staub zerfällt,
Nimmt immer noch ein zweites mit,
Das ihm das liebste auf der Welt,
Und das mit ihm hielt gleichen Schritt.

Das nun nicht weiß, wie es die Qual
Des Lebens weitertragen soll,
Das nun verliert den Sonnenstrahl,
Der ihm geleuchtet segensvoll.

Um das es ward so tot und still;
Das nun dahingeht, stumm und bleich,
Das sich am liebsten legen will,
Um mit zu sterben allsogleich.

Ein Leben stirbt ja nicht allein,
Ach, wie viel Segen sinkt dahin,
Ach, wie viel Glück und Sonnenschein
Mit solcher müden Schläferin!

Franz Reuß:

Ehe.

Wir hätten vor Liebe uns fressen können.
Da ließen die Tanten uns nicht zusammen
Und prüde goß ihr scheel Mißgönnen
Des Klatsches Wasser auf unsre Flammen,

Als wir nun endlich einander gegeben,
Da ließ man uns nicht in Frieden allein;
Da drängten in unser Eheleben
Sich die verehrlichen Alten hinein.

Ihr zäher Eigensinn versteifte
Sich im Gefühl der Wichtigkeit.
Den Schmelz ihr plumper Finger streifte
Von unsres Glückes Flügelkleid.

So ist die Jugend ungenossen,
Bewölkt von Mißgunst, uns verronnen.
Nun sind wir müde und verdrossen
Und haben nichts als Leid gewonnen.

Heinrich Hinn:

Es wandelt — — —

Es wandelt der Mensch in der Kindheit Tagen
Auf unterster Stufe der Lebensvollendung — —
Will sorgenlos Freude und Glück nur erjagen,
Die selbstlose Liebe ihm ohne Beschränkung
Bereitet. Doch noch fehlet inneres, seelisch Erfassen,
Noch nicht deutet denkendes Wesen sich an,
Nicht kann er lieben, noch weniger hassen,
Es bricht die Erkenntnis nicht siegend sich Bahn.

Doch schon kommt das Leben, es wandelt, es rundet
Gestalt ihm zu geben, bis alles sich fügt,
Es schleifet die Ecken, zwar oft ihn verwundet,

Bis er der erstrebten Formen genügt.
Und langsam steiget der Mensch mit den Jahren
Des Jünglings, des Mannes die Stufen hinan,
Erfassend das Leben, mit Augen, mit klaren
Ficht er das Schicksal jetzt selber an.

Es strahlet nun auf und breitet sich aus
Durchleuchtend der Funke des Göttlichen sich,
Und enge wird ihm das drückende Haus,
Er fühlt sich als Herrscher, sich königlich.
Denn früher gemeistert, selbst Meister er ist:
Vollendung und Größe gepaart und geeint,
Der menschlichen Kleine er steigend vergißt,
Nun Höhenluft — — sonne ihm, Sieger, jetzt scheint!

Es wandelt das Große auf Erden hienieden
Um Größe zu geben, Erhabenheit spenden,
Vorbildend zu wirken,
Um Kleinheit zu heben, veredeln, vollenden.

Hugo Tlustek:

Sehnen.

Der Frühling, er blüht durch das Land!
Und harrendes, dürstendes Leben
Nun schlürft mit verhaltenem Beben:
Der Frühling, er blüht durch das Land!

Es dränget wie Streben da nur —
Es loht wie ein seliges Küssen —
In taumelnde Freude zerrissen
Erschauert die weite Natur. —

Ein Mädchen am Fenster dort steht,
Im alternden Antlitz ein Sehnen.
Das Werden des Lenzes wie Töne
Auch ihr durch die Seele nun geht.

Und Blüten und sonniges Licht
Das Mädchen umschmeicheln da leise —
Wie tröstend nun flüsterts im Kreise:
So ganz doch vergaß man dich nicht! — —

Ein Schmetterling schaukelt daher.
Vom Mohn dort die rote Blüte
Er küßte, und leuchtender glühte
Das Werden da um sie her. —

Da zuckt es dem Mädchen durchs Herz.
Im Blick brennt ein wildes Begehren
Und tiefes und sehnendes Zehren
Wühlt tiefer den heimlichen Schmerz.

Ein' brennende Träne da fiel —
Die löste das quälende Sehnen.
Die still da entsagen, die wähnen
Zu kommen ans ewige Ziel? — —

Herma v. Skoda:

Sonnenuntergang am Meer.

Ihr lodernd Sein ins Meer die Sonne senkte.
Da war die See, die sie mit Glut durchtränkte,
Gleich stolzen Flammenwogen anzusehn. —
O selig, wer in der Empfindung Fluten
Sein ganzes Ich erzitternd kann verbluten,
Im andern Sein heißbebend aufzugehn.

A. Rinke:

Die Nacht.

Von den Bergen senkt sich nieder
Engelsanft die milde Nacht:
Und umfängt die müden Glieder
Mit der Ruhe Zaubermacht.

Was des Tages wildes Tosen
Uns an wildem Weh gebracht,
Sanft umstreuet es mit Rosen
Die barmherzig stille Nacht.

Hab ich Kränze mir gewunden
Und dem milden Lenz gelacht.
Dreimal hab ichs nachempfunden
In dem Traum der bleichen Nacht.

Komm mit deinem weichen Flügel,
Denn ich hab genug gewacht,
Auf die Augen drück dein Siegel
Still und leis — nun: G u t e N a c h t.

A. Krüger:

Abend.

In rote Glut getaucht liegt still der See,
Und in der Ferne ziehen einsam Schwäne,
Ins Abendrot getaucht, wie blutger Schnee, —
Und heimwärts gleiten leichte Fischerkähne.

Vom Glockenton erzittert leicht die Luft,
In Andachtsglut des Himmels Purpurröte;
Ein weiches Amselflöten lokend ruft
Die tagesmüde Welt zum Nachtgebete.

— — — — — —

Im Park erfüllt ein dämmernd Schweigen
Die Laubengänge, in Jasmin versunken;
Und dunkle Feuerrosen neigen
Ihr stolzes Haupt, von tiefer Schönheit trunken.

Da kommt mit schwarzen Schatten leise
Die warme Sommernacht im Sterngewande
Und ruht von ihrer langen Reise —
Und fernher klagend bellt ein Hund im Lande.

Nacht.

Ringsum ist stille Nacht —
Nur in dunklen Wipfeln
Raunt der Wind sein Nachtgebet,
Über Bergesgipfeln
Bleiches Mondlicht träumend steht.

Ringsum ist tiefe Nacht. —
Nur in weiter Ferne
Stirbt ein schwacher Klagelaut,
Blassen schon die Sterne —
Und der Morgen dämmernd graut.

Karl Wilhelm:

Traumbild.

Ein gar wundervolles Ahnen
Rieselt sanft durch meinen Geist;
Ein wild herrliches Gemahnen
Mich zu kühnem Hoffen reißt:
Über kämpfenden Parteien,
Dort, auf Brandenburg'schem Sand
Schweben Adler — keck zu zweien —
Durch mein heilges Preußenland.

Seh, wie sie im Flügelschlage
Sich zum Himmelsdom erheben,
Um dann wieder mit Geklage
Zum Gefild herab zu schweben,
Krächzen, schrein: „Statt Haß, Gezänke
Hegt das Recht und den Verstand;
Bannt die hinterlistgen Ränke,
Schafft ein freies Vaterland!"

Und ein Junker hörts Gebrause,
Greift zum grimmen Mordgewehr,
Tritt aus seinem Felsenhause;
Seine Schritte dumpf und schwer
Dröhnen wuchtig durch die Hallen;
Da — wie ein Gespenst der Nacht
Ungerufen zu dem allen —
Seine Ahnfrau jäh erwacht.

Böses wähnend, will der Junker
Flugs die beiden Adler schießen,
Knurrt: „Solch lüsternes Geflunker
Soll mirs Leben nicht verdrießen!"
Doch erschaudernd bleibt er stehen;
Was er dort am Himmel sieht —
Einig schwebt in blauen Höhen —
Macht erstarren sein Geblüt.

Fürst und Volk in gleichem Fluge
Kreisen um sein altes Heim,
Wünschen — satt bigottem Truge —
Eine neue Zeit herein:
„Nun, wohlan; es mag geschehen!"
Spricht er mit verhaltnem Spott,
„Freiheitszeichen mögen wehen,
Vivat hoch! Mit uns ist Gott!"

Zeitgenössische Dichter und Denker in Wort und Bild.

Hugo Tlustek. Am 18. März 1887 wurde ich in Luisenthal (Posen) als Sohn des Lehrers Paul Tlustek geboren. Meinen Vater verlor ich schon in meinem noch nicht vollendeten dritten Lebensjahre. Im Jahre 1898 wurde ich in das Kgl. Waisenhaus zu Königsberg i. Pr. aufgenommen. Zum Lehrerberuf bestimmt, besuchte ich das Seminar in Wongrowitz (Posen) 1904—1907. Gegenwärtig verwalte ich eine Lehrerstelle in Widzim bei Wollstein (Posen) und widme meine freie Zeit der Schriftstellerei. — Dem „Allgemeinen Schriftsteller-Verein"-Berlin und dem „Kartell lyrischer Autoren"-Berlin gehöre ich als Mitglied an.

„Frühling und Leben", Gedichte von Hugo Tlustek. Preis 1,50 Mk. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz.

Hugo Tlustek gehört zu jenen feinsinnigen Poeten, deren Bücher man warm empfehlen und mit Freuden lesen kann. Jedes der einzelnen Gedichte atmet einen besonderen Liebreiz und trägt seine eigenen Schönheiten in sich. Ich möchte hier nur eine kleine Probe bringen, um die werten Leser von dem großen Können und der tiefen Empfindung des erst 23jährigen Poeten zu überzeugen. „Sein totes Lieb" ist der Titel des nachstehenden feinsinnigen Gedichts:

Im Sterbehaus neugier'ge Leut'
Am Sarge flüsternd stehn:
So liegt sie da, als ob man sie
Am Leben würde sehn.
So jung — so schön! — Ein altes Weib
Es ängstlich jammernd stöhnt,
Er hört es nicht, der an der Tür
In seinem Schmerz dort lehnt.
Es starret tränenlos das Aug'
Ihr liebes Antlitz an.
Sein Lieb dort liegt — den tiefen Schmerz
Niemand ermessen kann.
Nun da der Frühling wiederkehrt
Mit lichtem, frohem Schein —
Die Blumen dort auf ihrer Brust —
Des Lebens Gruß sollt's sein. —
Der Bursche wendet still sich ab —
Es treibt ihn weit hinaus.
Dort, wo ihn niemand hören kann,
Weint seinen Schmerz er aus. —

Doch auch von Sturmesgewalten, von dem wilden Toben der Elemente, von Kämpfen und Leiden der Seele spricht dieses Buch mit überzeugender Kraft und Wahrheit. Möchte der junge Dichter mutig und voll Selbstvertrauen weiter auf seinen eigenen Bahnen schreiten, dann wird sein Weg sicher zur Höhe führen.

Helene Kehlbach.

Paul Heinz Anhalt. Ein Nachzügler war ich, solch ein Nesthäkchen, auf das dann alle neuerwachte Elternliebe in vollem Maße fällt. Still und zurückgezogen wuchs ich auf, spielte mit Puppen so gern, daß ich auch später etwas von dieser Neigung behielt, nur daß aus dem Spiel Leben wurde. Immer ein

wenig Eigenart und Hang zum Grübeln. Ich war mir selbst ein Rätsel, fühlte etwas werden in mir, unklar und unbestimmt. Als vierzehnjähriger Junge schrieb ich mein erstes Gedicht, ohne mir darüber klar zu sein, daß dies der inneren Unklarheit Lösung bedeute. Dann aber kam erst die erste Stufe des Werdens. Es hieß alle ungesunde Schwermut und

schwerfälligen Hang zur Träumerei abzutun, abzutun was unsere Lyrik lasch und fahl macht, so lasch und bleich, wie sich ein schwärmerischer Backfisch in seinen Hyperphantasien einen Dichter wohl vorstellen mag.

Eine gesunde Lyrik, stark in der Läuterung und würdig zum Emporringen! Dazu möchte auch ich mein Teil beitragen soweit es in meinen Kräften steht.

„Aus Dämmerstunden" ist das Buch des jungen Verfassers, welches bei Kurt Wiegand, modernes Verlagsbureau, Berlin, erschienen war. Der Verfasser offenbart darin ein eigenartig starkes Talent und ein Hang zu philosophischen Betrachtungen ist deutlich zu bemerken. Korrekt in der Form muten alle seine Verse wohlklingend an und bereiten dem Leser einen schönen Genuß, der noch durch den Blütenreichtum und den oft hohen Schwung der Sprache erhöht wird. Möchte uns der Dichter bald mit einem größeren Werke erfreuen.

Adolf Dreßler jun.

Edith Dembczak. Am 30. Dezember 1886 wurde ich in dem kleinen posenschen Städtchen Schroda geboren, woselbst mein Vater als Königlicher Kreisarzt wirkte. Ich wuchs zusammen mit dem 1½ Jahre jüngeren Bruder in gesunden, fast ländlichen Ver-

hältnissen auf, genoß im Elternhause, in der Schule meines Heimatstädtchens und durch die evangelische Kirche eine sorgfältige Erziehung, an der sich insbesondere auch mein feinsinnig veranlagter Großvater mütterlicherseits beteiligte, dessen zum Teil selbst erfundenen Gedichten ich als kleines Mädchen gar oft mit glühenden Wangen lauschte. Nach meiner Einsegnung besuchte ich noch einige Zeit eine höhere Mädchenschule in Posen und betrieb nach dem Verlassen sehr eingehend Mal-, Musik- und Sprachstudien, besuchte sehr fleißig das Theater und suchte mir die mannigfachen Darbietungen der kraftvoll emporblühenden jüngsten Residenzstadt nutzbar zu machen. Alsdann übernahm ich in Krotoschin, wohin mein Vater inzwischen versetzt wurde, die Leitung des elterlichen Hauswesens.

Auf Reisen mit meinen Eltern nach der sächsischen Schweiz, der Ostsee, Tirol, Norditalien, Wien und Prag und auf einer mit Verwandten unternommenen Gesellschaftsreise auf dem Dampfer „Meteor" der Hamburg—Amerika—Linie durch das Mittelmeer, wobei von Genua, Ville Franche, Monte Carlo, Nizza, Algier, Tunis, Malta, Konstantinopel, schwarzes Meer, Smyrna, Piräus, Athen, Olympia, Korfu, Catacolo, Boni und Venedig besucht wurden, hatte ich Gelegenheit, meinen Gesichtskreis zu erweitern und gar manches schöne Fleckchen Erde kennen zu lernen und unvergeßliche Eindrücke zu gewinnen. Augenblicklich bin ich glückliche Braut und mit einem Reg.-Baumeister aus Stettin verlobt.

Schon frühzeitig regte sich in mir das dichterische Talent. Die als Backfischchen verfaßten, kleinen Gedichte verbarg ich indessen scheu. Meine Mittelmeerreise veranlaßte mich, die Erlebnisse festzuhalten und in Form einer Novelle wiederzugeben. Hiervon erhielt zufällig ein Kunstfreund und Schriftsteller Kenntnis, der mich veranlaßte mein Talent nicht ungenützt zu lassen. Im ganzen habe ich 5 Novellen geschrieben, „Verliebte Leute", „Wie es so im Leben geht" (Mittelmeer), „Die Krone tragen", „Millionärstochter" (kommt Ende des Jahres als Buch im Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig heraus) und „Fatum".

Das im Verlag von Bruno Volger erschienene Buch „Verliebte Leute" zeigt uns die Verfasserin im besten Lichte. In leichter, fließender Sprache versteht sie allerliebst zu plaudern und erfreut durch manchen hübschen Einfall. Das anmutige liebenswürdige Werkchen verdient Beachtung und wird sicher seine Leser finden. Dem neuen Buche der jungen Dichterin darf man mit freundlichem Wohlwollen entgegensehen und werde ich gern Gelegenheit nehmen, es nach Erscheinen im „Magazin" zu besprechen.

Adolf Dreßler jun.

Ilse Gérard:

Sein einziges Glück.

(Skizze.)

Jenes liebenswürdige, weiche Wesen mußte seine Frau werden. Zwar ob sie, da sie Künstlerin war, sich zu einer Ehe entschließen würde, war die Frage. Jung, hübsch, mit einer Stimme von bestrickendem Liebreiz, hatte sie eine Zukunft vor sich. Doch er stellte den Antrag, und der Antrag wurde angenommen. Die große Stellung, die er als Kritiker und Schriftsteller einnahm, sowie seine tadellosen Manieren hatten es ihr angetan. Doch ahnungslos ging er einem beklagenswerten Schicksal entgegen. Jene weiche Liebenswürdigkeit war nur Schein, Eitelkeit und der aus ihr entspringende Egoismus waren ihr Erbteil, ihr Lebensinhalt hohe Genußsucht, Empfänglichkeit für Schmeichelei. Natürlich verkehrten ihre Kollegen und Kolleginnen bei ihnen, daneben die interessanten Männer seines Berufs. Sie fing an, ihm das Leben schwer machen zu wollen, indem sie durch Koketterie die Männer an sich zu fesseln suchte, was ihr aber meist nicht gelang, und wenn es der Fall war, bemerkte sie, daß er zur Eifersucht nicht veranlagt war. Er meinte zwar, daß sie wohl auch geistige Interessen hatte, denn natürlich war sie doch intelligent, da sie Künstlerin war. Dem war jedoch nicht so, außer dem Kultus ihrer Schönheit und Stimme, um ihm zu gefallen und in der Gesellschaft eine große Rolle zu spielen, hatte sie nur ein mitleidiges Lächeln für alle Ideale. So ging die Zeit dahin, ein kleines Mädchen wurde geboren, wie eine kleine Prinzessin sollte sie aufwachsen, es war sicher, sie würde ganz wie sie werden, ihre Interessen teilen, sie besser verstehn, wie der Mann; es war wohl auch von einem Mann nicht so zu verlangen, meinte sie oft im stillen. Wirklich sollte ihre Freude erfüllt werden, nur Prunk und Schein schien auch ihrer Tochter begehrenswert. Der so schwer getäuschte Gatte litt schwer darunter, nun auch ein zweites Wesen dieser Art in seinem Hause zu wissen. Doch seinem Weibe und seiner Tochter hatte er Beschützer zu sein und in seiner Zartheit gab er ihnen die ganze Liebe, die besserer Wesen würdig gewesen wäre. Er war auch wieder ganz im Banne der weichen Lieblichkeit, der heitern Zärtlichkeit und der blühenden Jugend und Schönheit seiner Frau und wenn er herumsah, andere Männer hatten auch keine anderen Frauen — mit geistigen Interessen — und waren glücklich. Das zweite Kind war wieder ein Mädchen! Es hatte des Vaters kluge Stirn. In Sehnsucht klammerte er sich an dieses Kind an. „Irene lernte leicht, zeichnete gut, hatte Freude an jeder Blume und betrachtete mit ihrem ernsten Kindergesicht die Menschen in eindringlicher Weise!“ Heute war sie zwölf Jahre geworden und sollte zum ersten Mal das Theater besuchen. Das Kätchen von Heilbronn wurde gegeben. Von da an wurde der Wunsch in ihr wach, wenn sie die Schule durch hätte, an das Theater zu gehen. Und es kam so, vier Jahre später ließ sie sich heimlich bei einer Größe prüfen, und kam an dasselbe Theater, an das Schillertheater zu Berlin. Ihre erste Rolle war das Kätchen, und das Publikum war begeistert von der kleinen, liebreizenden Erscheinung, von der warmen, weichen Stimme und den anmutigen Bewegungen. Der Vater hatte Freudentränen in den Augen, sie war sein einziges Glück! Eine Kollegin machte sie darauf aufmerksam, daß sie bei ihrem Organ vermutlich auch Sängerin werden könne. Dem ehrgeizigen Mädchen leuchtete dies ein, und sie erzählte es ihrer Mutter. Diese begann sie auszubilden, der Jahrestermin am Theater war gerade abgelaufen. Die Stimme entwickelte sich mehr und mehr, sodaß sie bei einer berühmten Gesangsmeisterin Stunde bekam. Drei Jahre darauf gab sie ihr erstes Konzert. Sie hatte ein so starkes dramatisches Talent, eine solide Innigkeit des Ausdrucks, daß es die Zuhörer durchschauerte. „Ein Mann, den sie hätte lieben sollen, ist nicht in ihr Leben gekommen, so blieb sie ihrer Kunst getreu und als sie der erste Schmerz traf, wie sie an das Totenbett ihres Vaters trat, da flüsterten die bebenden Lippen: „Du warst mein einziges Glück!“

Heider Anzeiger G. m. b. H.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger

November 1911

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Oskar von Lind:

Die beste Freundin.

O Schicksal! Alles hast du mir zerbrochen!
— verwelkte Rosen reden mir von Sterben.
Gibt es ein Glück? — Mein Glückstraum: Staub und Scherben.
Warum? Warum? Was habe ich verbrochen?

Ich bin ein Mensch, wie tausend andre leben:
Haß kenne ich! Ach Haß, so lohend heiß!
Doch kann mein Herz auch lächelnd Liebe geben,
von der nur ich in stiller Kammer weiß.

Laß' doch die Klage! Frommt sie? Sicher nein!
Raff' Dich doch auf! Du bist doch nicht allein!!

Kennst Du denn Deine beste Freundin nicht?
Rauh aber treu, sie heißt die Pflicht.

Die Begründung des deutschen Idealismus durch Imanuel Kant*)

von **H. Rabe.**

Wir leben in einer Zeit offenbarer Überschätzung aller äußern Errungenschaften einer auf eine anstaunenswerten Höhe getriebenen Zivilisation, die nicht immer Hand in Hand geht mit der harmonischen Ausgestaltung der Persönlichkeit, die den innern kulturellen Wert der Nation bedingt. Dieser Wert erschöpft sich nun einmal nicht an einer Kette von Triumpfen und Festen, die um uns herum auf allen Gebieten der Industrie, der Technik und des Welthandels mit gebührendem Pomp gefeiert werden. Seine Wurzeln liegen tiefer; sie sind in der Seele jedes Einzelnen und somit in der Seele der Gesamtheit zu suchen, und müssen dort die Nahrung finden, die der Stamm zum Leben braucht. Im Innern des Menschen, und einst außerhalb, sprudelt der Quell, der unerschöpflich ist; der allen Dürstenden die erquickende Labung spendet. Es tut gut, immer wieder darauf hinzuweisen, damit über der mit auserlesenen Leckerbissen reich besetzten Tafel unseres wirtschaftlichen Lebens jener Quell nicht vergessen werde — der wundertätige Quell des deutschen Idealismus.

Was ist Idealismus?

Ein Begriff, der alles in sich faßt, was wahr ist, was gut ist, und was schön; der alles in allem erst den Wert des Lebens bestimmt.

Der Idealismus ist kein modernes Zeitprodukt. Er ist alt — uralt wie Menschengedanken. Die Idee, die ihm zu Grunde liegt, gehört als Urprinzip alles menschlichen Seins der Menschheitsgeschichte an, und, wechselnd in ewigem Auf- und Niedergang, können wir durch Jahrtausende ihr Wirken nach außen hin verfolgen bis zu ihrer jüngsten Verkörperung als deutscher Idealismus in den drei Großen unserer Nation: in Kant, Goethe und Schiller.

Diese drei, die der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, jener Zeit traurigsten politischen Tiefstands die weltgeschichtliche Bedeutung geistiger Höhe ihres Volkes sicherten, diese drei sind auch heute noch, trotz aller ehrlichen, ja fieberhaften Arbeit, die hervorgehoben zu werden verdient, trotz aller zeitgemäßen Erfolge, als die gewaltigsten Träger deutscher Kultur anzusehen, und als die berufenen Führer zu allen wirklichen Werten des Lebens.

Ihrem gemeinsamen Wirken, einig in einer „Weltanschauung der Tat, bedingt durch die Anerkennung der menschlichen Freiheit" ist Alexander Wernickes neuestes Kantbuch gewidmet.

Der Autor dürfte als ausgezeichneter Kantgelehrter und Verfasser einer Reihe von Schriften, die zu den Besten gehören, was über Kant gesagt wurde, auch den Lesern dieser Blätter kein Fremder mehr sein. Seine Werke, obwohl im allgemeinen für Kenner geschrieben,, zeichnen sich sämtlich durch eine fundamentale Kürze als auch durch außergewöhnliche Intuitinität und Klarheit aus, sodaß auch Laien Genuß und Nutzen vom Studium derselben haben können. Gerade für diese d. h. für einen größern gebildeten Leserkreis bestimmt ist nun aber vorliegende Broschüre, die die Worte H. St. Chamberlains beherzigt: „Kant muß Gemeingut allen Gebildeten werden." Und so erleben wir es hier, den einsamen Philosophen, den so eifrig studierten und den so wenig gekannten von dem hohen Piedestale weltfremder Gelehrsamkeit herabsteigen zu sehen, um in der Mitte seiner beiden populärsten Zeitgenossen, Goethe und Schiller, als Mensch vor uns hinzutreten.

Trotz der ausgeprägten Eigenart ihrer Persönlichkeiten sind die Grundprinzipien ihres Handelns die gleichen; sie gipfeln in der Idee, die den Kernpunkt des deutschen Idealismus bildet und ihren höchsten Ausdruck findet in eben jener „Weltanschauung der Tat, bedingt durch die Anerkennung menschlicher Freiheit."

Nur der sich frei fühlende Mensch kann vor die Verantwortlichkeit seines Handelns gestellt werden. Freiheit darf aber nicht Willkür heißen; sie soll geleitet sein von dem „Ideal, das jeder Mensch in sich hat." Im Dienste solcher Freiheit steht der schaffende Künstler, und darum ist es, daß das aus dem Grunde dieser Erkenntnis herausgeborene Kunstwerk eine befreiende und erlösende Wirkung auf die ganze Menschheit übt. Im Banne dieser Freiheit wird die Idealwelt lebendig, die, wie Goethe sagt, dem „Wesen der Dinge" entspricht. „Darum ist die echte Kunst wahrer als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung." „Darum wird der Mensch frei in der Hingabe an ein großes Kunstwerk."

Eine Reihe trefflich gewählter Zitate aus den Werken beider Dichter illustrieren gleichsam deren Eindringen in die Tiefen dieser Erkenntnis und zeugen für die innere Verwandtschaft Goethes und Schillers mit Kant, den selbst Goethe gelegentlich „unsern Meister" nennt. Und wohl mit Recht. Denn der von ihnen vertretene Idealismus hat erst durch Kant seine philosophische Begründung erfahren und

*) Prof. Dr. Alexander Wernicke: Die Begründung des deutsch. Idealismus durch Immanuel Kant. Braunschweig b. Joh. Heinr. Meyer, 1910. XII u. 77 S. Preis 2 Mk.

ist somit von weittragender Bedeutung für die ganze Menschheit geworden.

„Menschennatur im höchsten Sinne des Wortes ist Selbstbestimmung," (Autonomie). Aus dem tiefsten Innern des Menschen heraus, wo die Stimme des Sittengebots mahnend ertönt, hatte Kant diese Wahrheit ergründet. Aber die naturwissenschaftliche Forschung, die seit Newton den Standpunkt gesetzlicher Notwendigkeit alles Geschehens innerhalb der Erscheinungswelt einnahm, hatte den ja in eben diese Welt hineingehörigen Menschen aller Freiheit beraubt. Auch des Menschen Tun sei an unabänderliche Gesetze gebunden. Und in der Tat schien in der eisernen Kette naturgesetzlicher Notwendigkeiten, die auch den Menschen umschließt, für Freiheit kein Platz vorhanden zu sein. Kant selbst als Mathematiker, der die Naturwissenschaften eifrig studiert, konnte sich dieser Wahrheit nicht verschließen.

So sah er sich vor ein gewaltiges Problem gestellt: „Freiheit und Notwendigkeit." Und er erfaßte es als die große Aufgabe seines Lebens, dieses Problem zu lösen und "Platz zu schaffen für menschliche Freiheit als Bedingung für Lebensführung und Lebensgestaltung." Der ganzen Kantischen Philosophie liegt als treibendes Motiv die Frage zu Grunde:

„Wie kann der Mensch im Grunde seines Wesens frei sein, obwohl seine Handlungen dem notwendig bestimmten Getriebe des Naturgeschehens angehören?"

„Die Antwort ist Kants Zwei-Welten-Lehre mit ihrer Erkenntnisgrenze."

Ich möchte nicht versäumen, hier zunächst einmal auf das Vorwort zu diesem Buche hinzuweisen, das unter Erwähnung früherer Arbeiten des Verfassers zeigt, wo die Quellen der Kantischen Philosophie zu finden sind. Nämlich: in den Träumen eines Geisterssehers (1766), wo die Zwei-Welten-Lehre schon zum Ausdruck kommt, in der Dissertation (1770), wo die Behauptung, daß „alle echte Erkenntnis anschaulich-logische Erkenntnis ist," bereits die Trennung von Leibniz besiegelt hat, und in einem Briefe an Herz (1772), „wo die Gottesidee als Erkenntnisprinzip für immer abgelehnt wird, während Gott selbst als Zielpunkt des Glaubens bleibt." „Es tritt damit für die Sinnenwelt der Begriff möglicher Erfahrung und für das Übersinnliche die Tatsache der Freiheit auf, gegründet „im Prinzip der Immanenz." „Das Allgemein-Menschliche im Menschen wird zum Maß der Dinge, soweit diese überhaupt erkennbar sind." „So bildet sich die Grundfrage der Kritik der reinen Vernunft (1781): Inwieweit kann der Menschengeist unabhängig von Erfahrung (à priori) Wissenschaft vom Gegenständlichen erlangen?" Die Antwort gibt Kant in der „Theorie des Gegenständlichen", welche für das Erscheinungsreich des Sinnlichen die übersinnliche Welt des Dinges-an-sich voraussetzt und so die Zwei-Welten-Lehre bestätigt, die in der Folge in den drei Kritiken ihre grandiose Darstellung und Vollendung erfährt.

Das Zwei-Welten-System ist beinahe so alt, als es Philosophie gibt. Sein Ursprung ist für unsere abendländische Kultur in der Schule der Eleaten zu suchen, die zuerst vor der Erkenntnis Halt machten, „daß es hinter dem flüchtigen Sein der beweglichen Sinnenwelt noch ein anderes Reich gäbe, von ewigem unabänderlichem Gepräge." Seitdem spannen sich die Fäden dieser Erkenntnis über die Jahrtausende aus. Bei Demokrit und Platen, im Urchristentum und sowohl im innern Erleben der Mystiker als auch im Pietismus sind sie zu finden; endlich versuchte auch Leibniz bereits in seiner Zwei-Welten-Lehre das Problem von „Freiheit und Notwendigkeit" zu lösen. Aber worum Leibniz sich vergebens bemühte, indem sein Freiheitsprinzip schließlich doch in der präßabilierten Harmonie, (harmonie préétablie) stecken blieb, das ist Kant in seinem Zwei-Welten-System zur Vollendung gelungen. Erst Kant hat den Menschen wirklich zur Freiheit geführt, indem er, dem Ursprung derselben deduktiv nachgehend, diese in jenem andern Reiche entdeckte, welches hinter der Welt der Erscheinungen liegt.

„So gehört der Mensch gewissermaßen zugleich zwei Welten an, einer übersinnlichen Welt, in welcher die Wurzeln seines freien Seins liegen, und einer Sinnenwelt, in welcher er sich naturgesetzlich gebunden fühlt, bis er die Sinnenwelt mit ihrer Notwendigkeit als ein freies Werk seines Geistes erkennen lernt." Denn „der Mensch ist das Prinzip der Sinnenwelt, d. h. der Grund, welcher alles einzelne zum Ganzen (universitas) zusammenfaßt, während die Form der Sinnenwelt in der räumlich-zeitlichen Nebenordnung ihrer Elemente (Empfindungen) besteht."

Aus jener übersinnlichen Welt aber tönt das Sittengebot an unser Ohr mit der Mahnung zu sittlichem Handeln. Und als sittlich handelndes Wesen erhebt sich der Mensch über die Gesetzlichkeit der Natur und steht frei da in einer Welt, in der für Freiheit kein Platz vorhanden ist.

Jenem Reiche also entnimmt er durch Vermittlung des Sittengebots als „Gottes-Gebot" „die not-

wendigen Regeln für Lebensführung und Lebensgestaltung" hier auf Erden.

Es ist dies das einzige Wissen, welches wir von der übersinnlichen Welt haben, denn zu einer theoretischen Erkenntnis derselben können wir nie gelangen, weil es für uns keine Anschauung vom Übersinnlichen gibt, alle echte Erkenntnis aber „anschaulich-logische Erkenntnis" ist.

Und somit kommen wir zu der zweiten grundlegenden Tat des gewaltigen Königsberger Denkers; der Feststellung der Erkenntnisgrenze und der Beschränkung unseres Wissens auf die Gegenstände dieser Welt, von der wir eine Anschauung haben, im Gegensatz zu aller frühern Philosophie, die da glaubte, daß reines Denken allein zur wahren Erkenntnis führen könne. So war Leibniz noch fest davon überzeugt, durch reines Denken sein „Reich der Gnade", die übersinnliche Welt ergründen zu können. Und hier scheidet sich Kant endgültig von seinem Vorgänger, auf dessen Lehren er zum Teil sein eignes System errichtete. An der Hand der echten, d. h. auf reiner Erkenntnis a priori gegründeten Wissenschaft, die reine Mathematik und reine Naturwissenschaft in sich faßt; erschließt uns Kant das Gefüge der Sinnenwelt. „Mit Hilfe dieser Wissenschaften erkennen wir die Sinnenwelt (Physik), und gemäß dieser Erkenntnis beherrschen wir sie (Technik.)" Und dies war, weil wir selbst Baumeister derselben sind. Als Baustoff dienen unsere Empfindungen.

Die Formung geschieht vermittelst:

a) „der intuitiven Begriffe oder Anschauungsformen für das Beisammensein (Zeit und Raum);
b) der diskursiven Begriffe (Kategorien) oder Denkformen für die Einzelverknüpfung, (Ding und Eigenschaft usw.);
c) der systematischen Begriffe (Ideen oder Denkformen für die Verknüpfung zum Ganzen, (Seele, Welt, Gott)."

So wird „die gesamte Sinnenwelt in ihrer allgemeinen Konstitution als Bauwerk des Ichs erklärt gemäß dem Prinzip der Immanenz," und so tritt Kants Theorie des Gegenständlichen an die Stelle der Ontologie (Lehre vom Sein) der alten Metaphysik.

Ihren letzten systematischen Abschluß findet diese Weltanschauung in den Worten „Seele, Welt und Gott," sofern wir nicht Gegenstände darunter verstehen, „sondern nur die einheitliche Zusammenfassung zu einem Etwas, das vielleicht für uns ein Gegenstand sein würde, wenn uns eine entsprechende (übersinnliche) Anschauung gegeben wäre." Für unser Wissen von dieser Welt nur Ideen, werden aber die Worte Seele und Gott zu höchsten Realitäten, sobald „sich der Mensch in seiner Freiheit als übersinnliches Wesen erkennt." Sie sichern ihm ein Jenseits und darin Unsterblichkeit und Glückseligkeit.

Was hier nur in großen Zügen angedeutet werden konnte, macht in klarer und umfassender Darstellung den Inhalt verliegenden Buches aus.

Die Gliederung des Stoffes in 6 Abschnitten ist folgende:

I. Die Weltanschauung des deutschen Idealismus
II. Leibniz und Kant
III. Die Zwei-Welten-Lehre Kants
IV. Die Geometri als Lehrmeisterin und die allgemeine Wissenschaft von der Sinnenwelt
V. Die Tatsache der Freiheit und die religiösethische Weltanschauung
VI. Der Abschluß des Kantischen Systems und seine Bedeutung

Im übrigen brauchen Bücher, die auf solcher Höhe stehen, nicht erst besonders empfohlen werden.

Hermann Fornaschon:

Totenwacht.

Frühling ist's — — mit Sonnenschein,
Blumenduft und Lerchensang . . .
Geh' den schmalen Pfad am Rain
Bis zum Birkensaum entlang!

Wo sein frisches Maiengrün
Einen düstern Föhrenwald
Zart umkränzt, wo Veilchen stehn
Und des Kuckucks Ruf erschallt.

Wo der Glaube mit dem Leben
Hoffnungsfreudig alles kann —
Dort hörst Du des Geistes Weben
Rauschend in dem dunklen Tann.

Winters Herrschaft liegt begraben
Drüben mit der kalten Macht . . .
Über seiner Gruft erhaben
Lebensfroh der Frühling wacht.

1. Korinther, 13.

O ewige treue Liebe . . .! Auf Erden der wonnigste Laut.
Nicht Menschen konnten dich schaffen, dem Himmel bist du enttaut.
Die Gottheit legte ihr Wesen in dein ewig gleichbleibend Wort —
Ein Englein trug dich zur Erde, da lebst du beglückend nun fort . . .
Versenkst ineinander die Kerzen und hebst ihren Blick auf zum Licht;
Das Leben in Mühen und Schmerzen bekümmert die Liebe doch nicht.
Sie sucht nicht das Ihre — sie stillet den Kummer, das Herzleid der Welt,
Begegnet in Frieden dem Glück und trägt es, wie's immer gefällt.
Die Liebe in Tränen der Trauer glänzt klarer als Morgentau,
In Tränen der Freude die Liebe so licht, wie des Himmels Blau,
Und strahlt dir auf deinen Wegen die Lieb, wie der Morgenstern —
O Mensch, du bist glücklich in Liebe . . . sie zeugt dir vom Heiland — dem Herrn

R. Osterland:

Die Glocken der Heimat.

Bin schon viel herumgezogen,
Hab' geseh'n die weite Welt!
Schaukelt' bald auf Meereswogen,
Bald die Stadt die Nacht erhellt.
In des Lebens tollem Brausen,
Wo betöret wird der Sinn
Und die finst'ren Mächte hausen,
Stand ich oft im Strudel drin!
Vieles hab' ich ausgekostet,
— Wenig ließ ich unversucht!
Nur die schlechte Klinge rostet
Und bricht bei des Hiebes Wucht.

Durch die afrikan'schen Steppen,
Ausgeglüht vom Sonnenbrand,
Sich die schwarzen Träger schleppen.
Mit der Büchse in der Hand,
Folgt' ich oft des Panthers Tritten,
Und es riß mein sich'res Blei,
Als wir durch das Pori ritten,
Manchem Wild das Herz entzwei.
Oftmals in der Wildnis Schweigen
Unterm leichten Zeltendach
Stört' uns aus der Träume Reigen
Das Gebrüll des Löwen wach.

Über's Jahr auf Nordlands Höhen
Legt' ich um den Schaufler glatt,
Und dann tobten wilde Böen
Auf der Fahrt durch's Kattegatt.
Jagd- und Wanderlust verführten
Mich zur Fahrt ins Ungarland;
Manchen guten Hirsch wir spürten
Im Dickicht der Karpathenwand.
Mächtig durch des Urwald's Hallen
Dröhnt des Brunfthirsch's tiefer Schrei.
Mit der Büchse scharfem Knallen
Tief im Herzen sitzt das Blei!
Nach dem wilden Jägerleben
Locken Geig'- und Cymbalton
Dorthin wo die Paare schweben
Und laut jauchzt der Pußta Sohn.

Schellenklingelnd stiebt die Troika
Fort durch Rußland's tiefen Schnee.
Dickes Eis liegt auf der Wolga
Und deckt den Ladogasee.
Um des Bären Lager ziehen
Wir der Treiber weiten Kreis.
Petz sucht brummend zu entfliehen
— Doch den Schnee färbt schon sein Schweiß!

Durch die düstern Wälder trotten
Schlitten hin im Vollmondschein;
Hinter uns der Wölfe Rotten
Heulen in die Nacht hinein.
Moskau's goldne Kuppeln strahlen
Endlich auf im Morgenlicht
Und mit hundert Kathedralen
Kommt die „heil'ge Stadt" in Sicht.
Wer die Heiligkeit will loben,
Der betrete Moskau nie,
Sondern bleib' im Turme oben
Des Sankt Iwan Welikij!

II.

Die Heimat war mir fremd geworden!
— Ich fühlt' es mit inn'rer Qual,
Als ich jüngst vom fernen Norden
Wiederkehrt' ins stille Tal.
Einsam war ich hingeschritten
Auf der wohlbekannten Flur,
Während mittlerweil' der Schlitten
Unten auf der Straße fuhr.
Endlich von des Berges Spitze
Blick' ich in das Tal hinein;
Seh' der vielen Lichter Blitze
— Der Sylvesterfeier Schein!
Alt und Jung dem neuen Jahre
Bringt mit fröhlich feuchtem Sinn
Den Wunsch dar, daß man weiterfahre
In den alten Gleisen hin!

Lange stand ich auf dem Berge,
Blickt ins Heimattal hinein!
Und es dünkt' das Land der Zwerge
Mir weit heimischer zu sein!
— Da — auf einmal hör' ich klingen
Die Neujahrsglocken tief und laut!
Aus dem stillen Tale dringen
Ihre Töne lieb und traut!
Und im Geiste seh ich wieder
Mich als kleinen Jungen hier,
Kletternd von der Höhe nieder,
— Denn die Glocken rufen mir!
Ihr melodisches Geläute
Leitet mich zur Kirche hin —
In das heilige Gebäude
Tret' ich ein mit frommem Sinn.
Und ich seh mich wieder schweifen
Jugendfroh durch Wald und Feld,
Quer durch alle Täler streifen,
Glücklich in der kleinen Welt
Diese Welt eng und bescheiden,
Schien mir damals groß und weit,
Angefüllt mit Glück und Freuden
Sonnig froher Jugendzeit!
Und zu allen Tageszeiten
Hört' ich auf der Glocken Schall!
— Abends bei der Sonne Scheiden —
— Morgens —Mittags — überall!
Ihre wohlbekannten Töne
Rufen mir ins Herz zurück
Alles Gute, alles Schöne,
Einst geträumt im Jugendglück!

— Jetzt seh' ich das Tal auch wieder
Wie ich's einstmal hab' geschaut,
Und wie frohe Jugendlieder
Klingt der Heimatglocken Laut!

Karl Emmerich Baumgärtel:

Beim ersten Schnee.

Der linde Sommer war uns hold,
Gab unsrer Liebe Sonnengold
Und rosentrunkne Abendluft
Voll Duft.

Der stille Herbst, er war uns gut,
Wir haben oft bei ihm geruht
Und in die Augen uns geschaut
So traut.

Ist uns der alte Winter gram,
Da er sobald herüberkam
Und unsre schöne, schöne Zeit
Verschneit?

Georg Ziechert:

Mutter betet.

Die schöne Maid ruht bebend
An des Buhlen lüsterner Brust,
Und dehnt und reckt die Glieder,
Schauernd in wilder Lust.

Daheim im engen Stübchen
Sitzt still ihr Mütterlein
Und faltet die zitternden Hände
Bei trübem Lampenschein.

Und betet mit leiser Simme
Wohl für ihr fernes Kind. —
Und draußen rauscht der Regen
Und heult der Herbsteswind. —

Rob. Jordan:

Veilchen.

Du trautes Blümchen dort am Wiesenrand,
Du blaues, allerliebstes kleines Veilchen! —
Ich leg' den Stock aus meiner müden Hand
Und setz' mich an den Rain, zu ruhn ein Weilchen.

Da träum' ich selig von der Vaterstadt,
Von blauen Augen und von roten Wangen,
Von blonden Haaren, die mein Liebchen hat,
Von ihrer Anmut, die mich hält gefangen.

Frage.

Ach, holdes Kind, wie liebte ich Dich!
Wie hab' ich an Dir gehangen!
Ich weiß es genau, auch Du liebst mich. —
Warum bist Du von mir gegangen?

Ich habe geküßt Deinen herrlichen Mund,
Deine rosigen Lippen und Wangen;
Ich liebe Dich heut' noch, in dieser Stund. —
Warum bist Du von mir gegangen?

O kehre zurück! Ich beschwöre Dich heiß;
Es bricht mir das Herz vor Verlangen.
Warum, frag' ich wieder, nicht Antwort ich weiß,
Warum bist Du von mir gegangen??

Dr. Gillhausen:

Meine Feder.

„Es ist Unrecht von dir," sprach die hübsche blaue Feder, mit der ich immer schreibe, zu mir, „daß du mich sozusagen als Mädchen für alles benutzt. Du schreibst nicht nur deine Liebesbriefe mit mir, sondern auch deine Geschäftsbriefe—die meisten gehen an böse Verleger—und deine kurzweilige Schreiben an liebenswürdige Verwandte. Man sollte denken, damit hätte ich genug Arbeit geleistet. Aber nein! Du mutest mir auch noch zu, für deine Novellen und Romane tätig zu sein und stundenlang in knirschendem Drucke über schlechtes Papier dahinzueilen. Das mache ich nicht mehr mit, o Herr! das habe ich nicht verdient, daß du mich so mit Arbeit überlastest. Ich will dir den Dienst nicht aufkündigen. Aber ich verlange, daß du mich angemessen beschäftigst, und da scheint es mir das beste, wenn du mich nur zum Niederschreiben deiner lyrischen Gedichte verwendest. Da ist die Arbeit nicht zu groß, und sie ist würdiger und edler, als die, die du mir bisher zugemutet hast.

Ich fand die Beschwerde der braven Feder gerechtfertigt und beschloß, ihrem Wunsche zu willfahren. So kaufte ich mir denn mehrere neue Federn und verwendete sie nach dem Prinzipe der Arbeitsteilung, die eine für Geschäftsbriefe, die andere für Liebesbillet, die dritte für Romane und so weiter, auf für die Niederschrift etwaiger lyrischer Gedichte.

Zwei Monate waren so vergangen, da meldete sich die gute blaue Feder abermals. „Herr," sprach sie, „ich fühle mich zurückgesetzt. Du hast mich seit jenem Tage, da ich meine Bitte aussprach, dir nur bei der Niederschrift lyrischer Gedichte dienen zu dürfen, nicht ein einziges Mal in die Hand genommen. Hast du mich vergessen? Bin ich dir nicht mehr gut genug, nachdem du dir lauter so geringe Gänschen angeschafft hast, mit denen du beim Schreiben liebäugelst? Mich dünkt, mein Glanz ist immer noch reiner und heller wie der ihre."

Die gute Feder! Wenn sie sich nur selbst hätte sehen können! Sie war ganz grün vor Neid!

„Aber beste liebste Freundin," antwortete ich ihr, „du hast es doch selbst so gewollt. Kann ich dafür, daß mir kein einziges lyrisches Gedicht in der ganzen Zeit gekommen ist?"

Sie sah mich vorwurfsvoll an.

„Du willst mich nur kränken," sprach sie. „Ich weiß ganz genau, daß drei lyrische Gedichte in den letzten Wochen in deinem Kopfe entstanden sind. Ich habe dich in drei aufeinanderfolgenden Nächten weinen hören. Und wenn du weinst, dichtest du immer. Du willst nur die Gedichte nicht niederschreiben, um mir wehe zu tun."

Ich beschwor die gute Dame bei allen Heiligen, daß ich die Wahrheit gesprochen hätte. Aber sie glaubte mir nicht und spreizte sich vor Wut.

Um sie zu beruhigen, blieb mir nichts anderes übrig, als „die Gänschen" ihres Amtes zu entheben und in den Kohlenkasten zu werfen.

Nun strahlt meine treue alte Dienerin vor Vergnügen wieder ganz blau und verrichtet ohne Murren alle Arbeit. Nur manchmal, wenn sie an di[e] vermeintliche Kränkung zurückdenkt, sträubt [sie] sich und tut so, als ob sie über ein Haar stolpert[e], als sie zwischen die Zähne geklemmt hat. Aber ich lächele nur und lasse sie gewähren! Ich kenne ja die [Mu]llen meiner guten alten treuen Feder!

Freund Rößler:

Studentenabschied.

Die süßen Lieder sind verrauscht,
Die holden Saiten sind verklungen.
Den Lieben, die uns oft gelauscht,
Ein Lebewohl sei ihn'n gesungen.

Die schönen Frühlingsträume schwellen
Das junge Herz in sel'ger Lust,
Und wilde Liebeslieder quellen
Aus mancher sturmbewegten Brust.

Es war ja doch die schönste Zeit,
Die Jugendzeit, die Lebensblüte,
Als wir dem Studium uns geweiht,
Erkenntnis unsre Wangen glühte.

Ja, fleißig hab'n wir stets studiert,
Kolleg nicht — nein! Den Wein, den süßen.
Drum Mädel, frisch! und nicht geniert,
Studenten müssens redlich büßen!

Das Mädel flink zur Seite sitzt,
Geschmückt mit Mütz' und Burschenbande,
Die Trän' ihm in dem Auge blitzt:
Studente zieht in ferne Lande!

Ach leb nun wohl, du Pleiße-Athen,
Den Scheidebecher laßt uns trinken!
Ich denk' an dich, du Stadt so schön,
Wenn mir des Lebens Sorgen sinken!

Hermann Busse:

An stillen Wassern.

Dein Gestade kränzen flüsternde Silberpappeln
Holder See! Du schlummerst wiegend ein,
Treue Wächter deiner süßen Dämmerseele sind
Sternenschimmer, silberner Vollmondschein.

Möchte mich in deine kühlenden Fluten stürzen,
Stillen meiner herben Sehnsucht Pein,
Im Rosenschein errötender Muscheln glücklich träumen,
Holdes Mädchen! ewig denken dein. —

Wenn der Morgensonne Strahlen mild die Wasser küssen,
Leben haucht die murmelnde, spielende Flut,
Solltest du auf rauschenden Wassern kommen zu
Stillen meiner Lippen Minneglut.

Tränen rinnen leise über meine Wangen,
Seelenqual gab mir der erste Liebestraum,
Endlos ohne Hoffnung, einsam und verlassen:
Welkes, dürres Laub am Lebensbaum.

Czurda:

Lied eines Zigeuners.

Ziehe hin und ziehe her,
Ziehe fort und immer weiter
Durch die Welt, die Kreuz und Quer,
Und die Not ist mein Begleiter.

Lacht das Morgenrot mich an,
Lacht mir nur zu meinem Spotte
Und verhöhnt mich Bettelmann,
Mich und meine arme Rotte.

Zeiget mir zum Spott die Welt,
Mit der Hülle alles Schönen.
Und sie weiß, daß sie mich quält,
Da mich alle nur verhöhnen.

Hab' nicht Ruh und hab' nicht Brot,
Wandernder Zigeunerknabe,
Kommt zu mir der Hungertod,
Hab' ich sie auch nicht im Grabe.

Und auf meinem Heidegrab
(Ach, ich lieg' in keiner Truhe!)
Springen alle tripp und trapp!
Hab' im Grab nicht einmal Ruhe . . .

Ziehe hin und ziehe her,
Ziehe fort und immer weiter
Durch die Welt, die Kreuz und Quer,
Und die Not ist mein Begleiter . . .

Ernst Helenburg:

Der Abschied.

Sie gingen die Gassen entlang, die schweigenden, schwermütigen, sonntagstillen Gassen, er, der Blinde und seine Gäste. — Kurz nach Mittag hatten sie ihn abgeholt, sein Bruder mit Weib und Kind, einem schüchternen Landmädchen. — Am frühen Morgen schon hatten sie ihr Dorf verlassen und waren zum weiten Bahnhof gewandert, um mit dem Frühzuge in der großen Stadt zu sein; in der großen Stadt, wo der Bruder ein Heim gefunden hatte. Lange vor der ihnen brieflich angesagten Stunde harrten sie vor den schweren eichenen Torflügeln des Blindenheims, die verschwiegen und ernst der Außenwelt so viel Jammer und menschliches Elend verschlossen; und lasen unzähligemale die weiße Aufschrift an der schwarzen Tafel, die kurz und klar meldete, daß Besuche vor zwei Uhr nicht vorgelassen werden. — — — Nun gingen sie also die Gassen, die einsam ruhten und leise, fast unhörbar atmeten. — Viele Stunden lang. — — Der Blinde schritt ziemlich fest aus, mit der rechten Hand auf einen Stock gestützt, die andere hatte er dem Bruder unter den Arm geschoben. — Seine Augen waren tief eingefallen und vor den Höhlen glänzten nur zwei dunkelblaue Gläser, eine Brille, welche das Ausdruckslose, Wesenlose in dem blassen Antlitz etwas heben sollte, um vielleicht der Welt ein besseres Los vorzutäuschen, als ihn wirklich getroffen hatte. —

Nebenher humpelte die junge, kräftige Bäuerin, das kleine Mädchen immer und immer wieder nachziehend. Es konnte sich nicht sattsehen, das Kleine, an den hohen und finsteren, stummen Palästen, die dichtgedrängt in den Gassen standen; so dicht gedrängt, wie wenn sie sich etwas sehr Ernstes aus uralter Zeit zu erzählen hätten. Immerzu richtete sie die scheuer, fragenden Augen nach den großen Fenstern, die mit allerlei Gardinen dicht verhängt waren; wie wenn sie dahinter lauter schöne Märchen wüßte, so schön, wie Großmutter erzählt, oder auch noch schöner. Ja, wenn Großmutter mit wäre, die hätte vielleicht eines herausgefunden. — Großmutter aber war daheim geblieben, ihr Mutterauge konnte den Sohn nicht wiedersehen in seinem Elend, seiner Hilflosigkeit, ohne helfen zu können. — Und das konnte sie ja nicht — niemand. — Er aber sprach von ihr, unablässig, unermüdlich, wie Kinder plaudern.

Ob sie gesund sei? — Und was sie den ganzen lieben Tag mache? — Ob sie wohl auch mithelfe in der Wirtschaft? — Ja, er flechte ihr ein hübsches, zierliches Körbchen aus Weidenruten und Flatterbinsen zum Geburtstage. — Der Tag müsse ja nun schon bald kommen. — Darein sollte sie Vaters Uhr legen, sein Gebetbuch und alle die kleinen Habseligkeiten, die sie teuer halte und und die ihr lieb seien. — Und nun schwieg er eine Weile; malte sich wohl in seiner Seele die reiche, satte Freude aus, die er Mutter bereiten werde, und das mächtige Glück, das sein Blut wie glühendes, flüssiges Eisen ihn zum Herzen treiben werde. —

Und wieder fragte er: Ob es schon Frühling wäre? — Ja, es sei schon spät im Frühling. — Er nickte und lächelte. — Vor seinem Fenster blühe Flieder und Kastanienbäume; das wisse er, denn er atme ihren schwern Duft. — Und abends, wenn er allein sei im Stübchen, da lehne er sich hinaus aus dem Fenster, und der junge Lenzwind küsse ihm Hände, Hals und Wangen, wie wenn ihn Mutter küßte, so schön und warm. — Wie denn die Saat stehe, fragte er, und der Bruder erzählte, daß das Korn schon grün und hoch aufgeschossen sei, auch hätten sie schon glücklich die erste Heuernte heimgebracht. — Es sei auch dringend not gewesen, denn sie hätten kein Futter für Ziegen und Kühe. — Und die jungen Gänslein, Vater — ergänzte die Kleine. — Wieder lächelte er und fragte, ob sie denn auch fleißig das schnatternde Volk auf die Weide führe. — Und tastend

streichelte seine Hand die schwarzen Mädchenhaare. — Da erbebte das scheue Kind und trat zurück. — Und wie eine Träne glänzte es dem Vater in den Augen.

Und dann wurde es spät. Langsam schlichen die vier durch die Gassen zurück, wo die letzten Sonnenstrahlen zerstreut herumlagen — wie überreife Ähren, die auf dem Felde vergessen werden, — müde und staubig, und dachten an den Abschied. — Sie plauderten nicht mehr, nur einzelne Worte kamen von ihren Lippen, schwer und bitter, wie wenn sie in der Kehle angeschmiedet wären. — Ja, es tat ihnen weh, das Sprechen, und deshalb schwiegen sie. — Und das Blindenheim tauchte von ihren Augen auf, mit seinen einfachen grauen Mauern, den schmucklosen Fenstern; in einsamer Trauer lag es und ein Gottesackerfriede schwebte über ihm. — Der Blinde wußte ihr Schweigen zu deuten, allein für ihre Gedanken hatte er kein Verstehen mehr. — Ja, wenn er zurückdachte, damals, als ihn das große Unglück traf, damals war er noch sehr jung und wollte auch lieber den Tod wählen als sein Elend weiterführen in diesen klagenden Mauern. — In einer Nacht aber, als seine Seele stürmte und tobte, kam Gott zu ihm und hob ihn aus seinem Leiden. — Und sein Gott war Friede. — — Das allerdings verstand niemand, nicht sein Bruder, auch die Mutter nicht, nur er, er ganz allein.

Nun standen sie wieder von den schweren, eichenen Torflügeln. — Der Bruder klingelte, zaghaft und zögernd, und jeder Glockenschlag ging ihm wie ein Stachel durchs Herz. — Man hörte das heftige Zuschlagen einer Tür, der Pförtner kam aus seiner Stube und das Rasseln seines großen, eisernen Schlüssels riß sie aus ihren Träumen. — Die Brüder umarmten und küßten einander, innig, brüderlich, traut. — Er bat, die Mutter daheim zu grüßen, dankte für den Besuch und neigte sich, das Mädchen zu küssen. — Und wieder zuckte ein heimlicher Schauer über das schmale Kindergesicht — — Breit, wie ein gähnender Schlund öffnete sich das Tor —da reichten sie einander nochmals die Hände, der Bruder geleitete ihn bis in den Hausflur, wo ihn ein Wärter übernahm. — — Grüßet Mutter daheim — bat er nochmals und wie eine heilige Freude lag ein Lächeln auf seinen Lippen.

Mathilde Clasen-Schmid:

Deutscher Sängerkrieg.

Dort auf dem Wartburgschlosse in dem Thüringerland,
Wo auch vor seinen Feinden einst Luther Zuflucht fand,
Da war in alten Zeiten ein seltner Krieg entbrannt,
Der überall nur wurde „d e r S ä n g e r k r i e g“ genannt:

Wohl sang man da begeistert, des Reiches Lob mit Fleiß,
Wie auch der edlen Fürsten, der deutschen Frauen Preis,
Man sang dem holden „Mägdlein“ und sang der Minne Lust,
Dem Frühling, alles Hohe, was schwellt des Menschen Brust.

Doch galt's um Lorbeerkränze nicht, noch um Rosen rot,
Es galt den Sangsrivalen um Leben oder Tod;
Wer unterlag im Wettkampf, bestimmte der Vertrag,
Dem trennt' das Haupt vom Rumpfe des scharfen Schwertes Schlag. —

Von Wartburgs „Sängerkriege“ die Sage so erzählt,
Doch hat sich jetzt geändert seit jener Zeit die Welt;
Ein immerwährend Singen um schönsten Sangesruhm
Galt stets, bald mehr, bald minder, im deutschen Sängertum.

Und wenn's den Unterliegern auch nicht den Tod mehr bringt,
Des edlen Sanges Singern Unsterblichkeit doch winkt,
Sie leben nach dem Tode noch fort in ihrem Lied,
Indeß der Andern Namen Vergessenheit umzieht.

So singt Euch denn, ihr Sänger, in Eures Volkes Herz,
Vom Frühling singt, und Blühen, von Liebes Lust und Schmerz,
Vom Vaterland und Kaiser, von Freiheit, Tapferkeit,
Von Frömmigkeit und Tugend und was noch sonst erfreut.

Ein edler Wettstreit zeige fortwährend sich dabei
Daß Jedes Sang der schönste von allem andern sei.
Und ob im tiefsten Frieden die ganze Welt auch lieg',
Es leb' für alle Zeiten solch' „deutscher Sängerkrieg".

———

Franz Jary:

Im Vorübergehen.

In dem Hausflur meines Nachbars
Steht die schwarze Totenbahr'
Kerzen flammen, Weihrauch wallet,
Wie um heiligen Altar.
Helle Tränen rieseln nieder,
Fromme Frauen knien im Kreis,
Für den stillen Schläfer beten
Sie ein Vaterunser leis.

Wer der Schläfer in dem Sarge,
Weiß ich nicht und frag ich nicht,
Will das Schleiertuch nicht heben
Und ihm schaun ins Angesicht.
Doch es zwingt mich zu verweilen,
Eh' ich weiter lenk' den Schritt
Und ich bet' ein Vaterunser,
Und ich wein' ein Tränlein mit.

Aber aus der Schenk' daneben
Hör ich kommen Freudenklang;
Becher klirren, Harfen schwirren,
Und es schallet Lustgesang,
Durch die grünumrankten Fenster
Leuchtet heller, goldner Wein,
Und nur im Vorübergehen
Kehr ich auf ein Weilchen ein.

Lustige Gesellen find' ich
Hier im traulichen Verband,
Und sie heißen mich willkommen,
Die mich nie zuvor gekannt.
Und wie ihrer Brüder einer
Sitz' ich schon in ihrer Mitt',
Manchen Becher helf' ich trinken
Und manch Verslein sing' ich mit.

——

Ernst Arminius:

Wer wagt — der siegt!

Das Bächlein, das vom Berge rinnt,
Und rasch sich durch die Felsen klimmt —
Sich stark durch tiefe Schluchten zieht,
Und eilend in die Täler flieht; —
Durchs grüne Tal dann froh sich wiegt,
Es flüstert leis: Wer wagt, der siegt!

Das Schiff, das dort am Meeresstrande —
Hin in ein fernes Land sich bahnt.
Sich stark drängt durch die Wassermassen,
Die das Gebild der Menschen hassen;
Mit Stürmen und mit Wellen ringt,
Und stolz dies Element bezwingt —
Voll Majestät dem Ziel zuschwimmt,
Das sagt wohl auch: „Wer wagt — gewinnt!"

Das Schiff, das dort am See uns winkt,
Und mutig mit den Lüften ringt —
Der stolz zieht gegen Luftgeist's Heer;
Und hoch durchkreuzt das Äthermeer —
Hinweg fliegt über Tal und Höh' . . .
Dem Ziel stets rasch entgegengehnd;
Und mit dem schnellsten Dampfroß rennt.
Und sicher durch den Wind sich klemmt — —
Dann still im Sonenschein sich wiegt,
Der flüstert auch gewagt, gesiegt!"

Seh ich dies Schiff, hoch in der Luft
Welch' süße Luft durchzieht die Brust —
Und ach, welch lieblich Singen . . .
Welch' tiefes Inmichdringen!

— — — Musik ertönt, die Luft durchkreist
Ein Lied von hohem Menschengeist — —
Und jedesmal, wie es so fliegt . . .
Denk' immer ich: „Wer wagt — der siegt!"

——

Joh. Mung:

Dichterlos.

Fremdes Glück besingen
Mit frohem Jubelklang,
Der Liebe Weihrauch bringen:
Das ist mein Dichtersang.

Doch nie das Haupt zu legen
In eignen Glückes Schoß,
Mit heiliger Liebe Segen:
Das ist mein Dichterlos.

Elisabeth Leu:

Mein Mütterlein.

Ich hab ein liebes Mütterlein,
Mit schneeig weißem Haar.
Es blickt aus seinem Antlitz fein
Ein freundlich liebes Augenpaar.

Zwei Sterne, die so frühe klar
Des Kindes Antlitz erhellt,
Daß nie dem kleinen Wand'rer
Ein böser Wicht sich zugesellt.

Und zog dennoch durch den Sinn,
Gab kind'scher Trotz sich kund,
Dann brausts wohl wie der Sturmwind hin,
Doch zürnt nie ernstlich dieser Mund,

Denn Herz und Hand für alle Zeit,
Ob licht, ob trüb das Jahr,
Dem Kind zum Heil und Schutz geweiht,
Ihr Ziel und Zweck des Lebens war.

Und als ich fern dem hellen Licht
Hinging auf eig'nem Pfad —
Zwei Augen wiesen mir die Pflicht,
Wenn mir des Lebens Dunkel naht .

So grüßt mich heut noch oftmals gern
Manch liebes, trautes Wort,
Zum Zeichen, daß mir blüht so fern,
Ein stetig treuer Mutterhort.

Und ich, — ich bete jeden Tag:
Gott! lasse es so sein,
Daß ich für ihren Abendweg
Bereite goldnen Sonnenschein.

——

Maria von der Lochau-Hettermann:

Der Steuermann.

Der bärt'ge Mann am Steuer dort,
Wünscht zu erreichen den sichern Port.
Durch schäumende Flut, mit widrigem Wind,
Hat lang' er gekämpft für Weib und für Kind.
Der Order nach geht es immerfort

Nach Osten, da liegt sein Heimatsort.
Der Mond hinter Wolken sich schmollend legt
Indeß der Sturm in den Raen fegt.
Wie dunkel ist's, nur die Lampe brennt
Im Steuerhäuschen, ganz deutlich nennt

Mit Namen da jemand den Steuermann,
Den Sprecher er nirgends entdecken kann:
„Nach Südost, — nach Südost steure hin!“ —
Ganz seltsam zieht es ihn durch den Sinn.
Woher kam der Ruf? er hat nicht erkannt
Den, der laut seinen Namen genannt.
Doch auf die Tafel schreibt er die Zahl
Wann man den Kurs zu ändern befahl.
Das Schiff um nach Süd das Segel gespannt,
Ist fast auf Sand und auf Klippen gerannt.
Den neuen Befehl jedoch getreu
Fährt weiter er ohne jede Scheu,
Da von der Wache der Mahnruf erschallt:
„Was ist, bist Du in Teufels Gewalt!“

„Von Sinnen ist er,“ kreischt es im Chor.
Der Kapitän tritt selber hervor:
„Wie konntest Du handeln wider Gebot,
Weißt Du nicht, dafür steht Strafe, ja Tod.“
Der Steuermann hebt sich straff empor,
Und unter den Brauen blitzt es vor:
„Mir ward der Befehl so, Ihr könnt ihn seh'n,
Auf der Tafel dort geschrieben steh'n.
Verwundert blicken sich alle an,
Den Vorgang niemand begreifen kann.
„So fahre dahin, wer den Kurs bestellt
Für kurze Zeit sei es dahin gestellt.“
Der Kapitän sprichts, da vom Ausguck laut:
„Das Boot heraus!“ und jedem graut.
„Seht Ihr das Licht nicht? Gott Vater, die Not,
Helft, Schiffbrüchige ringen mit dem Tod!“

„Die Flagge an Mast! Nun gibt's zu tun,
Bevor gerettet darf keiner ruhn.“
Geschäftig hantiert wird im Schiffesraum,
Das Rettungsboot schwankt auf gischenden Schaum,
Auf schäumender Woge eilt es hin,
Nur retten bewegt der Braven Sinn.
Bis nicht der Letzte im sicheren Port
Wird nicht gewichen von diesem Ort.

Der Mond, der hell jetzt durch Wolken bricht,
Wirft grell auf den Steuermann sein Licht;
Andächtig gefaltet die schwiel'ge Hand:
„Der droben hat den Kurs gewandt.“

Franz Reuß:

Regenwetter (Prosagedicht.)

Kälte und Düster. Das Zimmer ist warm und behaglich, das Sofa ist weich. Die Wände stehen sicher und treu. Draußen ächzen die Bäume im Sturm. Der Regen peitscht aufs Fensterbrett.

Meine Augen wandern von Wand zu Wand, von Bild zu Bild. Wie ist alles so sicher und schön, wohlig und ruhig, mitten im Orkan! Wie fein kann man dabei lesen und spinnen.

Es gab andere Regentage, da fuhr ich auf erregtem Meer. Spitzwogig bedrängte es das Schiff, das unendlichen Jammer barg, Ekeldunst und Seekrankheit. Alle Wände zitterten und bebten. In Abgründe schoß es und taumelte. Zittern und Zagen und Ekel und unsäglicher Jammer. Alles seekrank. Das Ende aller Dinge . . .

Daran denke ich gern während des Regensturms, auf dem weichen Sofa sitzend, ein Lieblingsbuch auf den Knien. Von Wand zu Wand gehen die Blicke. Sie staunen über die festgefügte Sicherheit der treuen Wände, das Haus, das unerschüttert steht. Und durch jenes Schiff ging fortwährend das Beben, alle Wände zitterten . . .

A. Fritsch-Weidenrieth:

Abendleuchten.

Eitel Gold im Westen,
Rot die Sonne glüht,
Auf des Schlosses Zinnen
Spielen tausend Lichter;
Wie das glüht und sprüht!

Blasser sind die Farben,
Fort der Glanz und Prunk
Und die goldne Sonne:
Durch den Blumengarten
Raucht die Dämmerung.

Leises Vogelsingen
Tönt vom Busche her,
Und die Nachtviolen,
Und die Tuberrosen
Atmen schwer . . .

Zeitgenössische Schriftsteller.

Marie Carla Folkmann ist die Tochter eines verstorbenen Fabrikanten in Lodz (Russisch-Polen) und lebt seit ihrem 7. Jahre in Breslau wo sie die Schule besuchte und sich später als Malerin ausbildete. Schon in der Schule erregten ihre Aufsätze besonderes Interesse bis sie am 1. Januar 1911 im Alter von 18 Jahren ihre erste schriftstellerische Arbeit machte, die im Breslauer litterarischen Verein sofort das günstigste Urteil erhielt. Marie Carla Folkmann faßte mehrere Skizzen zusammen und wenige Wochen später erschien ihr erstes Buch „Esprit" im Silva-Verlag, Berlin-Leipzig. Die zweite Sammlung kleiner Skizzen unter dem Titel „Verdorrtes Laub" hat derselbe Verlag angenommen und dürfte das Buch in den nächsten Tagen erscheinen.

Die beiden Bücher aus der Feder der jungen Verfasserin zeigen uns diese als ein starkes Talent. Es handelt sich um „Esprit" und „Verdorrtes Laub". Beide Werke sind im Silva-Verlag Berlin Wilmersdorf erschienen und sehr geschmackvoll ausgestattet. Es ist direkt erstaunlich, wie es diese hoch begabte Dichterin versteht, seelische Eindrücke und Vorgänge so meisterhaft und mit innigem Fühlen auszugestalten. Eine jede der kleinen Skizzen ist ein Kunstwerkchen, welches einzig in seiner Art dasteht. Dabei ist noch die Sprache dichterisch edel und vornehm. Die Kürze mit welcher die Verfasserin die verschiedenen Lebensschicksale behandelt, erscheint bewunderungswürdig.

Adolf Dreßler jun.

Ilse Gerard. Am 12. Febr. 1885 wurde ich als die Tochter eines Baurat zu Berlin geboren. Zeigte schon früh ein verschlossenes Wesen und lebte verschlossen in der Welt meiner Märchenbücher. Schon nach meinem 10. Jahr fing ich an Romane zu lesen, Rosseggers ewiges Licht ist noch heute mein Lieblingsbuch. Später lernte ich Rom, die Schweiz, Thüringen, den Harz, Mecklenburg und die Künstlerstadt Weimar kennen. In unserm Hause kam ich mit Erscheinungen der Kunstwelt, den Bildhauern Felderhoff und Baerwald, den Malern Wachenhusen und Feldmann und dem Kunstgeschichtsprofessor Frey wie dem Chinaforscher Georg Wegener und seiner geistreichen Gemahlin, in Fühlung. Ein kurzes Liebesglück war mir beschert — ein Lungenleiden meines Jugendfreundes machte die Ehe unmöglich. Nun lebe ich zurück gezogen in meinem Elternhause.

August Bleier wurde am 19. August 1851 geboren. Er besuchte eine gewöhnliche Volksschule, erwählte dann denn Beruf seines Vaters, welcher Weber war. Wie es in früheren Zeiten üblich war, begab sich Bleier auf Wanderschaft und brachte viele Eindrücke und Erlebnisse mit zurück. Er wurde Fabrikbesitzer, ging dann nach Amerika, wo er erst als Arbeiter, später als Farmer lebte. Vor zwei Jahren kehrte er nach Auerbach i.V. zurück und widmet sich neben seinem Lebensberuf der Schriftstellerei. Er schrieb unter anderen einen Kriminalroman, Novellen, Skizzen, Gedichte und einen Schwang und ein Drama „Der Liebe Leid", welches im Dom-Verlag zu Leipzig erschien. Das Drama „Der Liebe Leid" behandelt das schon oft gewählte Thema von der unbewußten Liebe des Bruders zur Schwester. Der alte Stoff jedoch ist von dem Verfasser sehr geschickt und wirksam umarbeitet worden, und da er uns vieles Neues zu sagen weiß, vermag uns sein Stück ein tieferes Interesse abzugewinnen und die Art der Behandlung umrankt ein inniges Mitgefühl für die vielen Unglücklichen. Die dramatische Spannung bleibt bis zum Schluß wohl

bewahrt, und dürfte auch hier ein Erfolg nicht ausbleiben. Möchte das Stück bald einen Direktorfinden, der es aufführt. Die Mühe wird gewiß die Früchte eines schönen Lohns tragen.

Adolf Dreßler jun.

Wir bringen hier eine Gedichtprobe aus der Feder des Verfassers.

Rückkehr.

Als ich von fremden Gestaden
Kam in die Heimat zurück,
Nur mit Erfahrung beladen —
Erwartung in meinem Blick —
Da stand ich und schaute ins Tal
Wie früher ich tat manchesmal.

Das war die Heimat, die traute,
Nach der ich mich oft gesehnt;
Auch waren's die alten Laute,
An die ich sonst war gewöhnt,
Die ich vernahm um mich herum,
Dieweil ich stand stille und stumm.

Ich sah dort die alten Berge,
Ich sah unser Gotteshaus —
über mir sang eine Lerche,
Die jubelt aus mir heraus —!
Doch als den Schritt zur Stadt ich kehr,
Da war's meine Heimat nicht mehr.

Ich sah Häuser und Menschen an,
Die kamen mir zu Gesicht,
Doch ob Haus, ob Weib oder Mann,
Ich kannte sie alle nicht,
Und ob ich lief auch noch so sehr,
Ich fand die alte Heimat nicht mehr.

Die Stadt war jung, die Freunde alt geworden
Im nimmer rastenden Laufe der Zeit,
Wie man das sehen kann auch andrer Orten,
Im Werden und Vergehen, weit und breit —
Doch! Als im Kreise froher Sangesbrüder
Ich hörte meines Vogtlands heimsche Lieder,
Da! Da hatt' ich meine alte Heimat wieder!

Der Kunstreiter.

Erzählung nach dem Leben von **Heinrich Hinn.**

Ach, welche Wohltat, endlich einmal auszuspannen, die Tretmühle zu verlassen, dem nervenaufreibenden Dienst Valet sagen zu können. Notwendig hatte er, Walter Steiner, Prokurist der Firma Kaiser & Sohn es ja, frische, freie Luft zu atmen, das sah man ihm auf den ersten Blick an.

„Ihr Aussehen gefällt mir garnicht, mein lieber Steiner," hatte Herr Kaiser, der Seniorchef gemeint, „Sie arbeiten zu sehr, ein Landaufenthalt würde Ihnen gut tun. Ich stelle Ihnen einen Urlaub von sechs Wochen zur Verfügung, erholen Sie sich nur gründlich und kommen Sie gesund wieder."

Seinen Dank schnitt der liebenswürdige Herr kurz ab: „Schon gut" und mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen alles Gute, leben Sie wohl," war er entlassen.

Was nun? Wohin? Das waren die Fragen, die sich Walter Steiner, ein fünfunddreißigjähriger Junggeselle mit hübschen, offenen Zügen vorlegte. Verwandtschaften habe ich keine, Bekannte möchte ich nicht treffen, welche Gegend sagt mir am besten zu.

Nachdenklich ließ er im Geiste alle bereits besuchten Orte Revue passieren. Im Vorjahre hatte er dort oben auf der von der Ostsee umspülten, sagenumwobenen Insel Rügen geweilt und hier ein Fleckchen deutscher Erde kennen gelernt, das von des gütigen Schöpfers Hand mit seltener Fülle landschaftlicher Reize bedacht ist in reicher Abwechslung von schroffer Felsküste und flachem Sandstrand, von tief einschneidenden Buchten und weit ins Meer hinausragenden Halbinseln, von rauschenden Blumenhainen und wogenden Ährenfeldern.

In Harzburg, der Perle des Harzes war er gewesen, die wahldumrauschte Bergwelt bis hinauf zum Brocken, das romantische Okertal, das Radau- und Riesenbachtal durchwandert. Bis zum hohen Burgberg war er gestiegen, von dem aus die Bismarcksäule ins Tal hinabgrüßt und wundervolle Fernblicke das Auge des Wanderers entzücken.

Baden-Baden, jenes reizend gelegene Bad am Hange des Schwarzwaldes, das Eldorado der Vergnügungsreisenden, der vornehmen, fashionablen Welt mit seinen Réunions, Garten- und Nachtfesten hatte er gestreift. Baden-Baden, der Treffpunkt, die Vergnügungszentrale der zusammengeströmten, buntgemischten internationalen Geburts- und Finanzaristokratie nahm seine Sinne gefangen, schlug ihn in seinen Bann. Kaleidoskopartig wechselten die reizvoll anmutenden Bilder, interessante Gesichter, entzückende Toiletten, das Durcheinanderschwirren fremder Idiome, lächelnde Babis, graziöse Frauen, für den verwöhnten Feinschmecker eine raffinierte Vereinigung deliziösester Genüsse. Wahrhaft köstlich und unbeschreiblich waren jene Abendpromenaden bei den weichen, leidenschaftlich bewegten Klängen der konzertierenden Zigeunerkapelle gewesen.

Doch alle diese Orte sagten ihm jetzt nicht zu, waren nicht das Ersehnte, Erträumte, das ihn gesunden und die verlorene Röte auf seine bleichen Wangen zaubern sollte.

„Luftveränderung," hatte sein Hausarzt ihm gesagt, „warme Luft wird Ihnen am zuträglichsten sein, ich rate Ihnen an, ein im Süden liegendes Bad aufzusuchen."

Nach langem Hin und Her entschied er sich endlich auf die Empfehlung eines Bekannten für A., jenen in der österreichischen Riviera liegenden Kurort.

Die notwendigen Reisevorbereitungen waren schnell getroffen, die Koffer gepackt, Abschiedsvisiten gemacht.

Sein einziger Freund gab ihm bis zum Bahnhof das Geleite.

Schon lief der Zug ein. Ein kurzer Abschied, ein Händedruck, ein letzter Blick, fort war er.

„Auf nach A.," lautete die Parole.

Nach etwa fünfundzwanzigstündiger, ruhiger, gleichmäßiger Fahrt langte er wohlbehalten, wenn auch von der langen Reise ermüdet, am Ziel seiner Wünsche an.

Doch was war das? Im fröhlichsten hellen Sonnenschein hatte er Deutschland verlassen, was traf er an? War er denn einem Irrwisch nachgejagt oder narrte ihn ein Phantom?

Grau und trübe starrte ihn die Stadt an. Der Himmel war von dunklen und regenschweren Wolken überzogen. Ein starker Wind peitschte das Meer und trieb die Wogen gegen die Felsenriffe, wo sie sich hoch aufbäumten und machtlos abprallten. Gischt und Schaum waren das einzigste, was sie zurückließen. Leichter Regen fuhr ihm ins Gesicht und ließ ihn erschauern. Ihn fröstelte, und eine Ahnung kommenden Ungemachs legte sich schwer und drückend auf sein Gemüt.

Im Hotel angekommen, munterten ihn ein erfrischendes Bad und ein darauf eingenommenes Diner zwar etwas auf, vermochten jedoch nicht, gänzlich die ihn einmal ergriffene Melancholie zu bannen.

„Pessimist," schalt er sich, „wer wird sich gleich vom ersten Eindruck verstimmen lassen, ei warte, nur, der morgige Tag wird dir einen paradiesischen Himmel enthüllen, er wird ein Einsehen haben."

Mit solchen Gedanken schlief er ein, um am andern Morgen mißmutig und niedergeschlagen die Wahrnehmung zu machen, daß es in Strömen regnete. Es war aber auch zu dumm; war er etwa deshalb hergekommen, um sich den Wind um die Ohren schlagen und sich naßregen zu lassen, das konnte er in der Heimat bequemer haben.

Nach dem Frühstück ging er ins Restaurationszimmer, wo ihn eine Flasche Wein und die angeknüpfte Bekanntschaft mit einem Landsmann über die Misere, die Unannehmlichkeiten des Alltaglebens hinwegtäuschten.

Hatte er nun gehofft, die nächsten Tage würden eine Änderung der Witterungsverhältnisse herbeiführen, so wurde er bald inne, daß er sich Hoffnungen hingegeben hatte, die sich nicht verwirklichten, denn eine Woche war bereits vergangen und immer noch derselbe graue, unfreundliche Himmel, dasselbe einförmige Geräusch niederfallender Regentropfen, sodaß er bereits Gedanken der Rückkehr erwog. Aber o Wunder! Der folgende Tag brachte eine große Überraschung. Ein Blick genügte, um ihn mit einem Satze das Fenster erreichen zu lassen.

Das Graue, Trübe war verschwunden, gleichsam als hätte man ein Kunstwerk seiner verdeckenden Hülle entledigt.

Die Sonne, die Königin des Tages, stieg am azurblauen Himmel empor und sandte ihre Strahlen herab zur Erde, küßte die Spitzen der Berge, weckte Menschen und Tiere zu neuem Tun, glitt hinab ins Meer, brach sich in tausend Perlen und Wasser-

tropfen, die wie Juwelen, wie köstliche Edelsteine aufsprühten und dem entzückten Auge des Beschauers eine Fata Morgana vorgaukelten. Stieg da nicht Aphrodite, die schaumgekrönte Göttin ans Ufer, winkte ihm, lockte ihn. Führten dort in dem mystischen Halbdunkel der Lorbeerhaine nicht graziöse Nymphen, sylphenhaften Wesen leichtfüßig anmutige Reigen auf, da —, ein Wiegen, ein Gleiten, Huschen Kichern, leise Liebesgesänge, oder waren es Sonnenkinder, wie in einen Teppich hineinverwoben silbrige Sonenfäden, die durch das Laubwerk huschten und schillernde Reflexe erzeugten; wo Licht und Schatten ein fröhliches bunt bewegtes Versteckspiel veranstalteten — — —

Leichtbeschwingte Möven wiegten sich in den Lüften. Taucher, Wildenten und Komorane plätscherten auf den Klippen und trieben ihr Wesen am Ufer.

Wie warm und wohlig umfächelten ihn die Lüfte.

Am Himmel die hehre Sonnengöttin, vor ihm in majestätischer Ruhe das weitausgebreitete, unendliche Meer, rechts der Monte Maggiore mit seiner üppigen, subtropischen Vegetation, seinen Ölbäumen, Palmen, Gruppen von Rhododendron und Camelliensträuchern, Agaven und Alöen, ein wundersam überwältigendes, farbenprächtiges Bild.

Wie armselig, wie klein kam sich der Zuschauer vor der Hoheit dessen, der alles dies gemacht, diese Wunder vollbracht hat, dem Meister, der alles bis in seine kleinsten Einzelheiten in unendlicher Güte mit Reizen und Schönheiten vollendet ausgestaltet und diese Vollendung dem Menschen, der Krone seiner Schöpfung huldreich darbietet, ihn zum Besitzer, Beherrscher machend, daß er anbetend niederkniete: „Herrgott, wie schön, wie unendlich schön ist diese Welt von dir erschaffen!“

In fröhlicher, gehobener Stimmung machte sich Walter Steiner gegen acht Uhr auf. Dem Strandbade folgte eine wundervolle Bootsfahrt auf dem blauen, wellenbewegten Meere. Nachdenklich gegen den Bootsrand zurückgelehnt, starrte er traumverloren in den Äther, während das leise tänzelnde Fahrzeug sich auf den Wellen wiegte.

Eine glückliche, sorglose Stimmung überfiel ihn.

Plötzlich weckte ihn ein warnender Zuruf auf und ließ hn erschreckt zu den Rudern greifen. Das Boot trieb, von der Strömung getragen, den Klippen, auf denen die Madonnenstatue errichtet ist, zu und wäre ohne die Warnung zerschellt worden.

Kräftige Ruderschläge brachten es bald aus dem Bereich der gefährlichen Felsen und dem schützenden Ufer zu.

Der Nachmittag fand ihn auf dem Wege zur Ersteigung des Monte Maggiore. Das Kronprinzessin-Stephanie-Schutzhaus hatte er bereits erreicht und befand sich nun auf der Straße nach Vela Ucka, dem höchstgelegenen Dorfe Istriens.

Unterhalb desselben am Kaiser-Josef-Brunnen machte er kurze Rast.

Hier bot sich ihm ein entzückender Uberblick über ganz Istrien. Abwechslungsvolle schöne Szenerien, sonnige Wege, von Mittelwäldern umgeben. Sinnend schweifte sein Auge ins Weite, über dunkle Lorbeerwälder und immergrüne Eichen, hier japanische Mispeln in dichten Bosketts, dort die duftende Ölwinde. Daneben teils vereinzelt, teils in Gruppen stehend verschiedene Palmengattungen, Walddattelpalmen wechselten mit Drachenbäumen und durch ihre federförmige Wedeln erkennbaren afrikanischen Farnpalmen. Alles zusammen vervollständigte ein üppiges, farbensattes Vegetationsbild, welches noch einen besonderen südlichen Anstrich erhielt durch dickblättrige, fleischige Tropepflanzen als da waren Alöen und indische Feigen, die gleichsam den ausgesprochen südländischen Charakter dokumentierten. Für das empfängliche Auge ein Anblick von faszinierender Schönheit.

Ganz fern schimmerte durch dichtbelaubte Buchenwälder eingesäumt, ein lieblicher, klarer See, auf dem mit bunten Wimpeln geschmückte Chioggiotenboote mit rot- und gelbbemalten Segeln dahinflogen, während über ihm im blauen Aether in einsamer, stolzer Ruhe ein Adler seine majestätischen Kreise zog.

Weiter wanderte er, höher stieg er hinauf. Die Vegetation ward spärlicher, schluchtähnliche Täler wechselten mit hoch anstrebenden Bergwänden, unterbrochen durch freundliche Szenerien; ein Berg erhob sich neben dem andern und neben dem abgerundeten Dome trat die Form der spitzen Pyramiden grotesk auf .

Mittlerweile veränderte sich langsam, unmerklich der Horizont. Wolken zogen herauf, gestalteten sich zu breiten, dichten Massen und schoben sich verdunkelnd vor die Sonne, welche in leuchtender Fülle die Gegend beherrschte. Immer dichter, schwerer, dunkler umhüllten sie, ein riesiges Wolkengebirge bläulich grau den Himmel.

Die Luft erkaltete. Der aufkommende Wind steigerte sich bald zum Sturm, der den Wald aufwühlte und das sich hoch aufbäumende Meer mit peitschenden Schlägen so arg zusetzte, daß es sich wie

ein scheues, wildgewordenes Roß erhob und ungeheure Wogen sich zerstörend über die grünenden Ufer ergossen.

Fahle Blitze zuckten hernieder; dumpf rollte der Donner, vor dessen Grollen das Getier sich erschreckt in seine Schlupfwinkel zurückzog. Schon fielen die ersten Tropfen. Ein neuer greller Blitz. Jetzt setzte der Regen ein und unerschöpfliche Wasserströme ergossen sich über die ausgetrocknete Erde, durchnäßten den einsamen Wanderer, der zu laufen begann, um sich aus dem Chaos schwankender Blumen, fallender Blätter, zerrissener herumgestreuter Äste, stürzender, morscher Stämme zu retten, ein Obdach aufzusuchen.

Wohin? Die Dunkelheit machte ein Orientieren unmöglich — — —

Blitzte da in der Ferne nicht ein Licht, durch das Dickicht des Waldes? Voll froher Hoffnung eilte er auf dasselbe zu und langte nach kurzer Zeit völlig ohne Atem, gänzlich durchnäßt an einem kleinen, einstöckigen Häuschen an.

Er klopfte an die Tür. Ein schlürfender Schritt kam näher, es öffnete sich die Pforte, und vor ihm stand eine etwa 50jährige Alte, die ihn mißtrauisch von oben bis unten musterte.

„Was wünschen Sie," klang es in deutschen Lauten kalt und abweisend von ihren Lippen.

„Gottlob, Sie werden einen Landsmann nicht im Wind und Wetter umkommen lassen, ich bitte um gütige Aufnahme."

Die Miene der Alen hellten sich bei seinen Worten etwas auf. Auf ihre einladende Gebärde folgte er ihr in das Haus, durchschritt einen Korridor und trat dann in ein vom Lampenschein traulich erhelltes Zimmer, welches ein ausgesprochen deutsches Gepräge trug.

So anheimelnd können doch nur deutsche Gemächer sein. Von dem großen Kachelofen mit den blank geputzten Töpfen, den massigen, etwas altmodisch anmutenden Möbeln bis zu dem im Vogelbauer munter hüpfenden Kanarienvogel, alles trug den Stempel echt deutschen Wesens, deutscher Art; sogar ein Bild des regierenden Kaisers zierte die Wand.

Er ließ sich am wärmenden Feuer nieder und versank bald in leichtes Grübeln. Wie kam ein Deutscher in diese einsame exotische Gegend? Wer war er, wie sah er aus? — — —

„Guten Abend, Mein Herr!"

Aufgeschreckt durch diese Anrede sah er sich einem älteren Herrn gegenüber, der ihn freundlich, jedoch zurückhaltend bewillkommnete.

Eine grad gewachsene, schlanke, vornehm wirkende Erscheinung. Ein hübscher, graumelierter Bart umrahmte ein Antlitz mit ausdrucksvollen Zügen, die leicht gebogene Nase gab dem Gesicht etwas kühnes. Das Auffallendste an demselben waren jedoch ohne Zweifel seine Augen, scharfe, klarblickende, graublaue Augen, die beim Sprechen bald in jugendlichem Feuer aufblitzten, bald in leidenschaftloser Ruhe den Gast gütig anlächelnten, sodaß ihm dessen Sympathie impulsiv zuflog. Um den sanftgeschwungenen Mund hatten sich einige Leidenslinien eingegraben. Seine Bewegungen warn harmonisch und verrieten den Mann von Welt.

Alles in Allem ein Charaktertyp, dachte Steiner, dem das Leben hart mit gespielt seine Ruhe jedoch hat finden lassen.

Nachdem ihm Gerd Lindener, so lautete dessen Name, Erfrischungen angeboten hatte, führte er ihn in ein rechts liegendes Zimmer und lud ihn bei einer Flasche Wein und einer Upmann zu einem Plauderstündchen ein.

Die sogenannte beste Stube war ein ungewöhnlich schöner, luxuriöser Raum. Überall ließ sich das Walten einer feinen, kunstsinnigen Hand verspüren. Reiche Malerei verzierte die Decke. Goldigrote Tapeten flossen an den Wänden bis zum Boden nieder, den ein großer persischer Teppich bedeckte. Die Einrichtung bestand aus einigen kunstvoll geschnittenen Eichen- und Mahagonischränken, rechts lud ein Divan zu beschaulicher Ruhe ein, daneben schlummerte ein buntfarbiger Papagei in einem Käfig, im Hintergrunde inmitten von Palmengruppen einige Marmorstatuen, Blumen standen auf den mit Büchern bedeckten Schreibtisch, Blumen grünten auf dem glänzend schwarzen Pianino am Fenster. Einfache aber künstlerische Aquarelle und Radierungen schmückten die Wände. Über dem Schreibtisch in einem Regal eine Anzahl Lederbände: Schiller, Goethe, Kleist, Uhland, las Steiner.

(Forsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Enrica. Trauerspiel in 5 Akten von Ernst Arminius, Verlag „Kritik" Frankfurt a. M.

Ein Trauerspiel endet immer mit dem Untergang eines Helden, somit ist diese Bezeichnung bei dem vorliegendem Werke verfehlt, da sich am Ende alles befriedigend auflöst. Das Werk selbst hat einen Verfasser zu eigen, mit dem wir uns noch viel zu beschäftigen haben werden, erscheint es doch ganz ausgeschlossen, daß ein derartig, ursprünglich begabter Dramatiker verborgen bleiben kann. Das Drama ist glänzend geschrieben und die großen Effekte werden durch die vielen dichterischen Schönheiten der Sprache erheblich gemildert. Besonders zu loben ist aber, der korrekte Aufbau, die schneidige Führung der Szenen und die Kürze in der sich die bewegte Handlung abspielt. Die Szenen, wo Enrika für das Leben Ihres Kindes bittet, daß Gespräch der beiden Brüder im 4. Akt, sowie der Schlußszene haben mich direkt überrascht. Adolf Dreßler jun.

Monica Hardt. Volksstück in 4 Akten von Theodor Saalburg Falkenstein, Verlag „Kritik" Frankfurt a. M.

Der Dichter Theodor Saalburg Falkenstein hat diesmal einen Griff in das moderne Leben getan. Er führt uns die gehetzte Unschuld vor, die schließlich zur Verbrecherin wird. Die Art, wie der Verfasser den Stoff anfaßt und bearbeitet ist rückhaltlos zu loben und da es dem Werk an wirksamen Szenen nicht fehlt, dürfte es einen großen Erfolg haben, aber auch eine tiefere Wirkung, kann nicht ausbleiben, denn die seelischen Schilderungen sind so feinsinnig und meisterhaft, daß man ein Stück wirkliches erschütterndes Leben an seinem geistigen Auge vorüber ziehen sieht. Adolf Dreßler jun.

Liebesschrei. Novellen von Erda, Bruno Volger Verlagsbuchhandlung Leipzig-Raschwitz. ℳ 2. gbd. 3.—.

Der Verfasser oder die Verfasserin dieses Buches steht zweifellos auf einer hohen sittlichen Stufe, denn nur ein Mensch vermag es ein derartiges Werk zu schreiben. Dem ganzen Buche liegt die Idee zu Grunde, den modernen Streben unserer Zeit einen Spiegel vor zu halten und die furchtbaren Folgen zu zeigen, welche die geschlechtlichen Laster haben. Es ruft aber auch Eltern und Erziehern die Notwendigkeit zu, Ihre Kinder rechtzeitig über derartige, so notwendige Dinge aufzuklären. Gewiß ist manches etwas sehr offen gesagt, doch ließe sich wohl dafür eine andere Form des Ausdrucks nicht finden, doch ist ja dem „Dichter" alles erlaubt und um eine feinempfindende Dichterseele handelt es sich bei diesem Buche ohne jeden Zweifel. Das Werk ist kein Unterhaltungsbuch, doch viele werden es mit Nutzen lesen und vielleicht zur Einsicht über manche Dinge kommen. Das Buch ist warm zu empfehlen und dürfte eine Massenauflage erleben.

Adolf Dreßler jun.

Frau Hawerland und ihre Söhne. Schauspiel in 4 Aufzügen von Aristus. ℳ 1.50. **Der Versöhnungstag** Frauenkomödie in 3 Aufzügen ℳ 1.20. Dreßlers Verlag Leipzig-Möckern.

Dem modernen gesellschaftlichen Leben hat Aristus die Stoffe beider Schauspiele entlehnt. Gewisse Mißstände der sog. „besseren Gesellschaft" weiß er geschickt ans Licht zu ziehen und in rechter Weise zu geißeln. Große Konflickte und theatralische Effekte bringt der Verfasser uns nicht; doch läßt die zuweilen mit urwüchsigem Humor durchwebte Handlung uns auf einen geschickten und begabten Dramatiker schließen. Robert Licking.

Ein schlimmer Bub'! 2 Bände Novelle von Ernst Lord. Preis je 1,50 ℳ. Volgers Verlag in Leipzig-Raschwitz 1911.

Eine dankbare Aufgabe hat Ernst Lord sich gestellt: heitere Episoden aus dem Knabenleben darzustellen. Wer wird wohl beim Lesen von „Der erste Schulbesuch", „Weihnachten", „Soldatenspiel" usw. nicht an seine eigene sorglose Kindheit zurückdenken! Wohl hat der Verfasser bei der Auswahl des Stoffes eine glückliche Hand gehabt; aber die Form des Ganzen: der ewige Paarreime wirkt doch schließlich monoton. Als Lektüre für reifere Knaben — in dem Gedankenkreise sich auch die mit Elementen der Wiener Mundart durchsetzten Novellen bewegen — sind die beiden Bände wohl zu empfehlen.

Robert Licking.

Unser Reich ist von dieser Welt. von Ernst A Thiele. Preis ℳ 1.50. Bruno Volgers Verlag Leipzig-Raschwitz 1911.

Der Verfasser sucht bei Kant und dem Dichter-Philosophen Friedrich Nietzsche das ihm Zusagende heran und gedenkt, sich dabei eine neue Weltanschauung zu gründen; in dem er ein höheres Wesen und ein Jenseits leugnet, will er beweisen, daß unser Reich von dieser Welt ist.

Robert Licking.

Meta Kiesenwetter. Neue Novelle aus Österreich von Lydia Dromery. Preis ℳ 1.20. Bruno Volgers Verlag Leipzig-Raschwitz 1911.

Eine schlichte anmutsvolle Erzählerin tritt uns in Lydia Dromery entgegen. In Meta Kiesenwetter hat sie uns einen starken weiblichen Charakter gezeichnet. Auch die Charakterisierung der Umgebung Metas, ihre Eltern und Bekannten, sowie Dornaeck ist ihr sehr gut gelungen. Da gleichzeitig auch aktuelle Themata zur Besprechung gelangen ist das Buch wohl zu empfehlen, Robert Licking.

Drei Spielmannsmären und Selsebil. von Anna Neumann-Hecker. Preis ℳ 2.—. Leipzig-Möckern. Dreßlers Verlag für moderne Literatur.

Es sind keine Märchen, die die Verfasserin uns hier bietet; sondern anmutsvolle Darstellungen aus dem romantischphantastischen Spielmannsleben. Schon gleich in „Dreikönigsnacht" nimmt uns Anna Neumann-Hecker durch ihre anschauliche Naturschilderung gefangen. Am schönsten erscheinen mir „Konrad der Spielmann" und „Jokus-Jukundus", zwei Gegenstücke, aus denen man wirkliche Kunstbegeisterung herauslieſt. Im ersten Teile von „Konrad der Spielmann" zwingt uns die Verfasserin ganz in ihren Bann, und wir nehmen innigen Anteil an Konrad, dem wahren Künstler, der, durch die Kunst von allem Realen erlöst, sein Glück im Reiche der idealen Kunst findet. In „Selsebil" verschiedene Stücke zu vereinen um das Kämpfen, Lieben und Glauben ihres mohamedanischen Helden schildern zu können. Ein dankbares Buch, das man nicht ohne Freude aus der Hand legen wird.

Robert Licking.

Der Werwolf. Roman von W. Rudelli. Verlag C. Heinrich, Dresden. 150 Seiten.

Das ist wirklich erschütternde Tragik, die uns Rudelli in der Gestalt des Pastors Emmerich Sebadus vorführt. Die Liebe Emmerichs zu der Emigrantin Claire Marion ist ein ständiges Ringen, Erwerben und Entsagen. Kaum glaubt er sie schließlich dauernd zu besitzen, als sie ihm wieder entrissen wird durch den Wahnsinn. Sehr lebenswahr ist ihm die Schilderung der Örtlichkeit: Minden und die dortige Heide, sowie auch die Zeichnung der Personen gelungen. Die Sprache des Romanes — Chronikenstil — ist korrekt und befriedigt in jeder Hinsicht. Möge das gut ausgestattete Werk seine Freunde, denen es genußreiche Stunden bereitet, finden!

Robert Licking.

Stiefmütterlein. Ein Märchen von Elisabeth Leu. Selbstverlag Berlin NW. 5. Durch den Buchhandel bei Theodor Thomas, Leipzig. geh. —.45. ℳ, geb. —.90. ℳ.

Ein Kinderbüchlein in des Wortes edelster Bedeutung ist das „Siefmütterlein". In ihm kommt auch einmal die viel geschmähte Stiefmutter zu ihrem Rechte, und gerade hierin bricht der erzieherische Wert des gut geschriebenen Werkchens, mit dem man jedem Kinde sicherlich eine Freude bereiten wird. Der geringe Preis ermöglicht auch der ärmsten Familie die Anschaffung, und darum sollte es auf keinem Weihnachtstische und in keiner Schülerbibliothek fehlen.

R—l.

Die Sinfonie und **Dil Freunde.** 2 Novellen von Otto Schwär. Dresden-Blasewitz 1911 Verlag von Erich Leonhardi.

Geschickt hat der Verfasser seine Novellen, deren Stoff er dem modernen Leben entnommen, aufgebaut, nur kommt das Ende so überraschend schnell. Die Sprache ist fast immer korrekt, die Charakterisierung der handelnden Personen lebenswahr Das gut ausgestattete Werk wird sicher seine Freunde finden. —ert.

Ein Dichterleben. Erzählendes Gedicht von Hermann v. Festenberg. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestag des Vaterländischen Dichters Heinrich v. Kleist. (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Raschwitz, Preis: elegant gebunden und mit Titelbild versehen Mark 4.—.)

Der an verschiedenen Orten des deutschen Vaterlandes — vor Allem in Berlin — in Aussicht genommenen Gedenkfeier des hundertjährigen Todestages des Dichters am 21. November wird das Werkchen sehr gelegen kommen.

In zwölf Gesängen beschreibt dasselbe in klang-

vollen Versen das Leben Heinrichs v. Kleist, dieses echt Vaterländischen Dichters, vom Jahre 1799 ab bis zu seinem Tode 1811. Deutlich tritt dabei die schwere Zeit, in der der Dichter sein frisches Mannesalter verbrachte, in den Vordergrund. Ein solches Werkchen konnte nur von einer dem Dichter kongenialen Persönlichkeit verfaßt werden. Hierfür werden dem Verfasser sicherlich alle patriotisch Gesinnten Dank wissen.

Dem Werkchen ist ein Prolog vorangeschickt, dessen Vortrag sich namentlich für Theateraufführungen vortrefflich eignen würde.

Die letzte Strophe desselben lautet:

„Du siehst nicht mehr, die getreuen Deinen,
Die aus dem Felde jetzt zurückgekehrt,
Gewillt, an deinem Grabe zu erscheinen,
Von zarter Hand gepflegt und unversehrt.
Vernahmst auch nicht der treuen Schwester Weinen,
Die Dir im Leben war so lieb und wert!
Du hättest alle sonst dahinbeschieden:
Hier laßt mich ruhn! Hier werd der Seele Frieden!

Preisausschreiben für das beste Liebesgedicht.

Das Magazin, 81. Jahrgang, erläßt ein Preisausschreiben für das beste Liebesgedicht und zahlt als ersten Preis Mk. 50.—, als zweiten und dritten Mk. 10.— in bar aus. Umfang und Art des Gedichtes bleibt den Einsendern überlassen. Jeder Einsender erhält kostenfrei ein Buch im Werte von Mk. 1.50. Allen Einsendungen ist der Betrag von 50 Pfg. für Lesearbeit beizufügen und sind die Gedichte unter Aufschrift: **„Preisausschreiben“** bis spätestens 10. Dezember 1911 an den Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern zu senden. Das Ergebnis wird im Magazin, Dezemberheft und der Feder, Berlin, mitgeteilt. Als Preisrichter treten auf Frau Dr. **Berta Thormann-Sartuny, Graz;** Frl. **Helene Kehlbach, Leipzig** und Herr **Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.**

Um zahlreiche Beteiligung bittet der Magazin-Verlag.

Mk. 3.00 geb.

Mit

vierzig

bunten

Bildern

Mk. 1.80

kartoniert.

Mit

schwarzen

Bildern

2 Ausgaben:

Gebunden

Mk. 3.00.

Kartoniert

Mk. 2.00.

Mit

zirka dreißig

Bildern

Mk. 3.00

gebunden.

Mit

fünf

Vollbildern

Zu beziehen durch Bruno Volger Verlagsbuchhandlung in Raschwitz-Leipzig sowie durch jede Buchhandlung.

Druck von Carl Lüthke, Leipzig.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger

Dezember 1911

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Hermann Busse:

Herbst.

Langsam bricht der Abend herein. Stiller und schweigsamer wird es unter den Zweigen alter, sturmzerzauster Eichen; in lichten Buchenhallen und in grasigen Rasenwellen ist das Singen und Summen und Zirpen verstummt.

Süßer Abendfrieden umhüllt die einschlummernde Natur. In den Zweigen nur musiziert es noch, dort, wo das Vogellied wohnt. Und was liegt nicht alles in den sanften Tönen und Melodien, die den Kehlen der kleinen Sänger entrinnen und zum Schlummerlied der Allnatur werden. Ist nicht jeder Mensch, ob hoffnungsfreudiger Jüngling oder altersschwacher, silberhaariger Greis, glücklich und begeistert durch den Gesang unserer gefiederten Waldsänger!

Und heute gar? Der Vöglein wehmütiges Abendlied, es klingt wie Trennungsschmerz, wie schwerer Abschied vom liebgewordenen lauschigen Plätzchen, voll Trauer sind die Weisen, welche die leichten Abendwinde davontragen, Weisen, die jedes Jahr kehren, wenn der lebensmüde Sommer zum Sterben geht. Es liegt ein ängstliches Bangen, Zittern, ein Erschauern in der Natur, aus der Herbstzeitlose Blumenkelchen strömt ein Weh, ein halbersticktes Weinen, die Blätter und Blättlein trauern, ein schneekühler Wind streift an ihnen vorbei und gerade ihn fürchten sie so sehr; er führt ein fröstelndes Nebelrieseln mit sich, ein Todeswehen, er berührt mit seinem eisigen Finger Wald und Flur und knickt die Blumen der Natur, gleich wie der Tod die Blumen des Lebens der Menschen knickt.

Es ist Herbst. Gelb und braun färben sich die Blätter, deren Lebenskraft geraubt ist, und wie die Regentropfen von den Zweigen, so fallen die Blätter träumend in der Erde offenen Schoß. Graue Nebelmassen hüllen die sterbende Natur ein.

Auch das Quellenrauschen, das fröhliche Plätschern, das leise Rinnen und Rieseln ist vergangen; trübe schleicht das Waldbächlein durch abgestorbene Blätterhallen in das Tal, es führt die windverwehten Herbstblätter mit einem leisen Weinen zu Grabe.

Unbarmherzig richtet der Herbst in der Natur, unbekümmert ob des Wehklagens um ihn her; so ist es auch im Menschenleben, auch das hat einen Herbst, die Übergangszeit vom Leben zum Tod, eine Sterbezeit.

Der Mensch ist wie eine Blume; das Kind eine taubeperlte, morgenschöne Lilie, eine der Erde entsprossene Knospe versinnbildlicht den Frühling. Diese Knospe entfaltet sich und treibt die Blüte, aus dem Sonnengold der Jugend heraus wächst der Jüngling zum einsichtigen, verständigen Manne heran, der Frühling hat die Hand dem Sommer gereicht. Regen und Ströme knicken die liebliche Blume, sie welkt, vom Herbste angehaucht. Auch dem Menschen drohen Stürme, in mannigfacher Weise tritt das Schicksal an ihn heran, bis er nicht mehr die Kraft hat zu widerstehen und dann — dann fühlt auch er einen Herbst, das Anzeichen des langsam, aber sicher herannahenden Sensenmannes.

Einen Trost aber geben beide, Natur und Leben: die Hoffnung auf einen neuen Fühling, der vergänglich ist, und im Menschenleben einen der ewig währt.

Hermann Busse:

Kleist (1811).

Unsterbliche Früchte botst du, in goldener Schale der Welt,
Und mit der Pistole Knauf drückte ihr Dank dir die Hand. —

Schönemann:

Porta nigra.

(in Trier)

Als des Römers Arm beherrschte die von ihm bezwungne Welt,
Hat als Zeichen seiner Stärke er ein Tor hier aufgestellt.
Roma's Macht ist hingesunken, abgestreift ist längst ihr Joch;
Doch der Geist der sie beseelte, schaut aus Porta nigra noch.

Um die schönen Bogenfenster sind die Säulen dicht gereiht,
Wunden Kämpfern gleichend bieten Trotz dem Feinde sie, der Zeit.
Mit den felsgebornen Leibern in geschlossner Schar sie stehn,
Sah'n das Werden mächt'ger Reiche, ihr Gedeihen und Vergehn.

Und der Strahl derselben Sonne auf der Mauern Schmuck noch fällt,
Die bei froher Festesfeier einst den Grundstein hat erhellt.
Von des Abendrotes Gluten goldumhaucht nach aufwärts hebt,
Sich der Bau, um den Erinnrung über ein Jahrtausend schwebt.

Mancher Stein zu uns die Kunde von den fernen Ahnen bringt
Und vergangner Zeit Gedanken vor ihm schauernd uns durchdringt;
So strahlt heute Porta nigra noch in seiner Schönheit Pracht
Als der Weltgeschichte Denkmal an des größten Volkes Macht.

Licht und Schatten.

von Mimie Orth.

Den 10ten März.

Lieber Friedel!

Nun bist du schon über vier Wochen fort. Wie lang, wie unermeßlich dünkt mir die Zeit. Bald, bald kommst du aber zurück, mein Friedel, und machst deine Grete zu deiner, zu der glücklichsten Frau auf der Erde. —

— Gibt es denn solch ein Glück für mich? —

Wenn sie auch kommen, und mir allerlei erzählen:

— Dein Vater hätte Dich nur fortgeschickt damit du mich vergessen solltest. — Oder — Du dächtest nicht daran mich zu heiraten; — Du hättest nur ein leichtfertiges

Spiel mit mir getrieben. — — So reden sie, und reißen mir die Seele wund. — Ich müßte ja verzweifeln, wenn ich Dich nicht besser kennte. — Ich weiß, Du wirst Deine Grete nicht verlassen in ihrer Not. — — Ich bin jetzt immer allein. Niemand fragt nach mir. Nur Frau Schönlein, meine Nachbarin, kommt ab und zu, um nach mir zu sehen. —

Glaube aber nicht, daß mich die Einsamkeit drückt. Ich bin ja so gern allein. Allein mit meinen Gedanken an Dich — — und an die Zukunft.

Dann wallt eine heiße Liebe in mir auf zu dem werdenden Wesen, die keine Furcht, kennt, die mich weit über Scham und Bangen hebt. - Mir ahnt — — es gibt ein Glück, das, wenn auch mit Schmerzen und Tränen erkauft, — göttlich ist. —

Und doch, mein Friedel, nur in Deiner Liebe ruht der Anker, an den ich mich klammere, wenn ich nicht versinken soll. — Deine Grete.

Den 15ten März.

Lieber Friedel!

Wieder sind Tage vergangen, ohne daß ich von Dir hörte. Oh, diese Tage ohne Licht und Wärme! — Du ahnst wohl nicht wie ich mich nach einem Wort des Trostes von Dir sehne. — Doch ich will nicht klagen; Dich nicht anklagen. Ich weiß, Du schreibst mir, wenn Du kannst. Ein Brief kann ja auch verloren gehen. — Alles, alles scheint mir möglich, nur nicht, daß Du mich vergessen könntest. Was wäre ich ohne dieses Vertrauen, ohne diesen felsenfesten Glauben an Dich! —

Ich schreibe meine Briefe ohne zu wissen, ob sie Dich je erreichen. Für mich ist das Schreiben ein Trost; dann ist mir, als wärst du mir näher. — Die Zeit, in der ich Dich zuerst sah und kennen lernte, tritt dann deutlich vor mich. Damals schienst Du mir so unerreichbar fern. Deine Miene, Deine Haltung, Deine Sprache waren ganz anders als wie ich sie in meinen Kreisen gewohnt war. Wie durfte ich armes, elternloses Mädchen die Augen zu Dir erheben. — Und doch zogst du mich an Dein Herz, und schenktest mir Deine Liebe. Du tatest noch mehr, Du zogst mich, die Unwissende auch geistig zu Dir empor. Du führtest mich in eine neue, ungeahnte Gedankenwelt.

Der kleine auserlesene Bücherschatz, den Du mir zurückgelassen hast, ist für mich eine Quelle der Freude. Mit diesen Freunden fühle ich mich nicht verlassen. Wenn der Regen an das Fenster schlägt, und der Märzwind saust, dann ist es im Stübchen Deiner Grete hell und friedlich, denn gute Geister sind mit ihr. — — Ich gedenke des vorigen Mai's. —

Wir hatten uns schon lange lieb. Unser Mund verschwieg noch, was in seliger Gewißheit unsere Augen längst verraten hatten. Es war an einem wunderschönen Sonntagsmorgen. Der Himmel war tiefblau, und die Luft so lind. Wir fuhren mit dem Dampfer hinaus auf den See, an dessen Ufern der Mai in seiner ganzen Lenzespracht lag. Die Sonnenstrahlen tanzten auf den leichtbewegten Wellen. Von drüben grüßte der knospende Buchenwald. Ich stand neben Dir auf dem Deck. Du hattest meine Hand und drücktest sie leise. Mir wurden die Augen feucht, und mein Herz klopfte zum Zerspringen. Ich sah und hörte nichts mehr von dem, was um uns her vorging. Ich sah nur den blauen Himmel mit dem Gefühl im Herzen: Jetzt kommt das Glück! — Und als Dein Blick so zärtlich dem meinen begegnete, da war mir, als hätte sich der Himmel in Deine Augen gesenkt. Du aber neigtest Dich zu mir und fragtest: „Gretel, hast Du mich lieb?" Ich konnte nur nicken, zum prechen war mir das Herz zu voll.

Wie im Traume saß ich später neben Dir im Wirtsgarten. Du hattest Speise und Trank bestellt. Du botest mir Dein Glas: nur ein Schlückchen sollte ich nehmen, ich sähe ja so blaß aus . . . Und ich trank wie eine Verschmachtende. Wie Feuer rann mir der Wein durch die Adern. Ich fühlte mich wie neu geboren. Dann trieb es uns fort aus der Nähe der Menschen. Wir wollten mit unserm Glück allein sein. Ich hing mich an Deinen Arm und wir gingen ohne Ziel hinein in den goldenen Maientag. In mir und um mich war es so unirdisch hell und strahlend, als wäre ich der Welt entrückt. Da kamen wir an eine Wiese, die mit leuchtenden Sternblumen übersät war, und der Kuckuck rief vom nahen Waldessaum. Die Luft war erfüllt von heimlich süßen Stimmen, die lokten und riefen: — Freut euch des Lebens!

Wir gingen Hand in Hand — zwei überselige Menschenkinder. Du führtest mich an ein schattiges Plätzchen; ich ließ mich dort nieder und Du pflücktest Blumen, die Du mir übermütig mit vollen Händen in den Schoß warfst. — Ich flocht einen Kranz daraus und Du setztest ihn mir aufs Haar, und riefst: „Gretel, wie steht Dir das Kränzlein gut!" — — Weißt Du noch? — Ich sah Dich an — und Du nahmst mich in die Arme und küßtest mich . . .

Den Kranz — mit dem Du mich hübsch fandest, hatte ich sorgsam in meinem Körbchen geborgen. Ich wollte ihn zum Andenken aufbewahren. Als ich ihn aber am Abend hervornehmen wollte, war er fort — ich hatte ihn verloren. — Du aber lachtest mich aus: „Gretel, mein Schatz, gräme Dich nicht um den alten Kranz. Übers

Jahr trägst Du einen andern, viel schöneren; dann bist Du meine kleine Frau!" — — Weißt Du noch? —

Friedel, mein Friedel, das Jahr ist bald um!
Komm, ach, komm bald zu Deiner Grete.

Den 20ten März.

Liebster, ich bin krank und liege zu Bett. Frau Schönlein brachte mir den Arzt, der meinte: mein Herz wäre nicht in Ordnung. Er verschrieb mir Tropfen, empfahl Ruhe und gute Pflege, damit ich dem Kommenden standhalten könne. — Er meinte — es würde bald sein. —

Friedel, mir ist so bang! Komm bald zu Deiner Grete.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In Gretes Stübchen waltete eine Krankenschwester ihres Amtes. Lautlos ging sie hin und her und teilte ihre Sorge zwischen dem Neugeborenen und der sterbenskranken jungen Mutter. Lang ausgestreckt lag die Kranke, kaum, daß sie sich regte, nur unverwüstliche, kurz abgerissene Worte kamen von ihren fieberheißen Lippen. Die Pflegerin beugte sich horchend über das schmale, todesmatte Gesichtchen und erfrischte die trockenen Lippen mit einem feuchten Tuch; glättend strich sie über die Kissen und bettete den blonden Kopf der Leidenden etwas höher. Da öffnete Grete die großen, blauen Augen, fragend sah sie die gute Schwester an, dann irrte ihr Blick suchend zur Seite wo der Korb mit dem Kindchen auf einem Stuhle stand. Die schmalen Finger zuckten, ein körperlicher Schmerz flackerte zitternd über das junge Leidensgesicht. Mit jäher Angst richtete sie sich auf: „Wo bleibt er, — — er muß kommen, kommen, — — das Kind! — —" ächzte sie mit ersterbender Stimme und fiel in die Kissen zurück. Die Schwester strich mit sanfter Hand den kalten Schweiß von der Stirne der Kranken, leise beruhigende Worte murmelnd. Grete schien schlummern zu wollen. Ein Weilchen lag sie regungslos, mit geschlossenen Augen. Ein friedevoller Zug breitete sich über sie, — — da war es, als dränge die fliehende Seele noch einmal zurück zur Erde, an die sie die stärksten, heiligsten Bande knüpften.

Weit, angstvoll, flehend öffnete sie die Angen: — Schwester, — das Kind — — Diese nahm es aus dem Korbe und hielt es ihr so, daß sie es sehen konnte. Die Mutter tastete nach dem Kindchen, doch ihre Hand fiel kraftlos auf die Decke. Eine große, schwere Träne löste sich von den Wimpern der Sterbenden und rann langsam hernieder. Voll Erbarmen sah die Schwester auf diese einzige, heilige Träne in der sich der ganze Schmerz einer sterbenden Mutter löste. —

Still, ganz still liegt nun Grete. Draußen läßt die Märzdrossel ihren ersten Frühlingsruf hören; ein Sonnenstrahl dringt herein und legt sich wie liebkosend auf das Blondhaar der Ruhenden. Plötzlich überzieht eine zarte Röte das Gesicht der Kranken. Ihre Augen öffnen sich weit und Glanz überirdischen Glückes breitet sich über ihre Züge. Mit ihrer letzten Kraft, wie sie nur die Liebe verleiht, richtet sie sich auf und blickt nach der Türe. —

Schritte eilen die Treppe herauf, die Türe wird stürmisch aufgerissen und eine frohe Stimme ruft: „Hier bin ich, Dein Friedel!" Er hält sie in seinen Armen und siehst in ein Antlitz, das den Abglanz himmlischer Ruhe und des Friedens trägt. Die Schatten waren gewichen — sie weilte im Licht.

Karl Griese:

Zu Heinrich Heines Geburtstag.

Im Weihnachtsmonat Dezember war's,
Die Tage waren schon trüber,
Da zog ein frierender Klapperstorch
Gen Düsseldorf suchend hinüber.

Er trug im Schnabel ein Knäblein fein
Und klapperte laut in die Winde:
„O, hoffentlich find' ich zur rechten Zeit
Die Eltern zu diesem Kinde!"

„Ich komme vom fernen Ägypterland
Und habe, o Schreck, unterdessen
Das Datum, zu dem ich pflichtmäßig bestellt,
Während der langen Reise vergessen.

„Ich flog übers Meer, Italien hin,
über die ärmlichen Dörfer der Eifel;
Ja, wie ich die Wunder Helvetiens sah,
überkam mich der gräßliche Zweifel.

„Wohl waren, daß weiß ich leidlich genau,
Eine 1 mit einer 3 eng verbunden.
Doch wie die Folge der Zahlen war,
Ist mir völlig, totsicher entschwunden!"

Und er flog, man sah ihn so Tage lang
Am schneegrauen Himmel hinschweben
Schon verlor sich allmählich das Interesse für ihn
Und auch für — das zappelnde Leben:

So kamen die Weihnachts-, der Sylvestertag
Mit himmlich, hehrem Frohlocken —
Zu Düsseldorf, ringsum in der Nachbarschaft,
Ins Neujahr klangen die Glocken,

Als Adebar, ledig der süßen Last,
Aufs Neue die Gemüter erregte.
Man fing an zu hecheln, zu forschen, zu spähen:
„Wohin er das Knäblein wohl legte?"

„Denn er hat doch so überaus wichtig getan!"
Kalkulierten die Überschlauen,
„Er hat sicher einen Prinzen, einen Grafen gebracht!"
Vermeinten die schwatzhaften Frauen.

Doch wie man auch riet, sich die Köpfe zerbrach,
Nichts half; das feinste Gemunkel —
Ob irgend was Hohes geboren war —
Das war blieb rätselhaft dunkel.

Wohl hatten das jüdische Tuchhändlerpaar
Simson Heine und seine Gemahlin
Seit einigen Tagen ein Knäblein klein;
Doch wer sehe ein Omen wohl darin?

Ein kleiner Jude kommt schreiend zur Welt,
Wie ein Kind bei gewöhnlichen Leuten.
Ob heut, ob morgen, zu sonstwelcher Frist,
Hat durchaus nichts zu sagen, zu deuten.

Denn gleichgültig und kühl ist, war die Menschheit von je
Gegen alles, was prunklos und ärmlich;
Doch gegen die Großen, den Dünkel, das Geld —
Um so niederträchtig größer erbärmlich!

Denn wär' es ein Graf, ein fragwürd'ger Baron,
Nur — ein besserer Bürger gewesen —
Der statt des Juden geboren war,
Noch heute könnte man lesen:

Die Titel des Vaters in prahl'rischer Schrift,
Die Zeit nach Minuten, Sekunden,
Wie die hohe Mutter so gnädig geruht,
Daß man sie glücklich entbunden.

Man hätte den Storch — das hochedle Vieh —
Womöglich in Stein ausgehauen,
Und die Nachwelt könnte bewundernd und stolz,
Nun ehrfürchtig sein Abbild beschauen.

So aber schweigt alles, was vornehm sich dünkt,
Macht verzweifelt verdutzte Gesichter,
Wenn irgend ein Frager zu wissen begehrt,
Wo ein Denkmal von Heine, dem Dichter?

Denn, immer noch gilt als nicht löblich und fein,
Die Freiheit der Geister zu schüren,
Das Selbstbewußtsein, die Stärke des Volks
Für ideale Rechte zu küren!

Aufdringlicher Schein, Geheuchel und Trug
Hingegen werden emsig gehuldigt;
Das Schlichte, das Wahre, weil nicht frech wie die Welt —,
Des Verrufs der Gesittung beschuldigt.

Und war Heinrich Heine als dreister Poet
Auch ein grausam vernichtender Spötter,
So dünkt mir dennoch, er kam auf Geheiß
Der zornig gewordenen Götter,

Der überspannten, damaligen Zeit
Ihre Schwächen vor Augen zu rücken,
Den aufgeputzten vernagelten Wahn
Stolzkränklicher Pinsel zu knicken.

Drob ihn zu verdammen, sollt uns zu frivol,
Zu schamhaft, niedrig erscheinen:
Vielmehr ein Ansporn sein, daß wir von Furcht
Und Hoffart uns selbstprüfend reinen.

Denn auch unsere Zeit bedarf einen Prophet
— Zum Skalpieren protzwürd'ger Geister —!
Der wie Düsseldorfs großer, schalkhafter Sohn
Gleich an Witz und Satire ein Meister!

——

J. G. van der Haar:

Volendam.

Lyrisch-episches Gedicht.

Wenn der Frühling auf den Fluren
Seine Blütenkränze pflicht —
Liegt das arme Fischerdörfchen
Ruhig in des Lichtes Gold.

Wolken weiß aus fernem Orte,
Fahren langsam auf dem Meere,
Blauen Himmel; und die Sonne
Küßt das Dorf mit hellem Kuß.

Mitleid hat die gute Sonne,
Milde webet sie die Pfeile
Auf dem Dach des armen Fischers,
Der gebückt in Drangsal geht.

Jedoch, sei's daß ird'sche Güter
Diesen Leuten nicht geschenkt sind, —
Frohsinn wohnt in ihren Herzen
Wenn der Lenz gekommen ist. —

Frühlng gibt den Leuten Freude,
Daß vielleicht die zarten Barken
Auf das Meer sich hinbegeben,
Wegen eines Schnittchens Brot.

Das Meer nur ist des Fischers Sehnsucht;
Schon das Schicksal fragt den „Jungen":
„Gehe auf das Meer hinaus du,
„Suche dort dein stetes Heim!"

„Dort sollst du dein armes Leben
„Leben lassen vielleicht immer du!
„Doch ich habe dich erkoren,
„Jeder hat auf Erd' die Pflicht!"

„Jedem gab ich einen Auftrag,
„Reiche sind für mich wie Arme;
„Arm auf Erden, ach, was kümmert's
„Reicher im Herzen edler ist!"

„Jedem gab ich hier die Stelle,
„Groß kann sein des Armen Tat;
„Sehr, sehr lieb hab' ich denjen'gen,
„Der das Gut' und Edle tut!"

„Was ist doch das ird'sche Leben,
„Klein ist's, aber „Tat" ist groß;
„Und den schönen Mut zum Wollen,
„Und das Gute stets zu tun!"

„Du bist mit dem Los zufrieden!
„Murrest nicht um ird'sches Gut!
„Willst dem Drang nicht widerstehen,
„Auf das Meer hinauszugeh'n!"

Frühling, senke in das Herze
Dieses Armen g r o ß e s Leben;
Edles Streben und erfreue
Kräft'ger seinen großen Sinn!

Sende tausend heitre Lichter
In die Seele dieses Armen!
Der im Herzen groß und reich ist,
Weil sie tun, was Gott gelobt!

Tu die ird'schen, großen Sorgen
Ew'gen Müssens leichter tragen!
Gib den Leuten deine Himmel!
Stetes Glück, Zufriedenheit!

Frühling, wenn durch dich ersprießen
Blumen, Gräschen, Blätter alle —
Streue lächelnd auf die Wiesen,
Streue deine Küsse hin!

Frühling, sieh! du tröpfle Wonne
Einen guten Lach' dem Volke,
Das nur immer, immer richtet
Seinen Blick auf weites Meer.

Wenn zum Abendleben neigt sich
Holder Frühling; aus dem Schoße
Neu erwachet heit'rer Sommer,
Freut das Völkchen sich noch mehr.

Denn, wenn aus dem Grund des Meeres
Ihnen steigt kein Fisch zum Leben, —
Strömen dort aus allen Orten
Reisende und Maler hin!

Und so lebet dieses Völkchen
Tag für Tag in frohem Mute;
Und Genuß ist ihnen's Leben
In Hingabe zu ihrem Gott.

Wenn die farb'gen Abendröte
Küßten Wiesen, Meer und Dorf —
Sitzen ruhig sie vorm Häuschen,
Rauchend ihre kurze Pfeife.

In dem Werte dieser Stimmung,
Wenn das Angeln leis' läutet, —
Stehen mit entblößtem Kopfe
Alte Fischer bei der Barke.

Stirngerunzelt stehen lang' sie,
Ihre Hände leis' sich falten;
Beten zu dem Gotte stille,
Dem ihr armes Herz sie trauen.

„Lausche! lausche," sagt der Eine
„Langsam schreitet Kindchen Jesus,
Der für uns wohl beten will,
Und mit uns die Sorgen trägt."

Einst sah ich am Sommerabend
Bei dem Klang der stillen Vesper
Knien hin ein alter Fischer
Und sein starker, treuer Sohn.

In den Händen ihre Mütze,
Demutsvoll in Staub gesunken —
Lagen Beide auf den Knien,
Sangen Beide ihre Lieder.

„O Herr Jesus! blicke nach uns!
Bete für uns arme Fischer!
O wir bitten uns zu lindern
Unsre große Sorgen, Herr!"

„Wir ergeben unsre Schmerzen,
Ihrer Liebe, guter Vater!
Werden kräftig sein im Kampfe,
Sei's, daß hartes Los wir haben."

Wozu du uns hast bestimmet,
Geben wir uns deinem Willen;
Wir vollführen, wenn die Pflicht ruft,
In dem Kampf mit Wogen, Meer!

In dem Kampf mit Meer und Stürmen,
Brandung werden siegen wir;
Wollen sterben wenn es sein muß,
Niemals säumen wir die Pflicht.

Herr! o prüfe uns im Notfall!
Siegen werden wir, ergeben
Uns, wenn die Elemente schlagen,
Wenn dein Willen solches heischt!

Jetzt der Sohn mit seinem Vater
Ruhig gehn nach ihrem Häuschen;
Dorten finden sie die Mutter,
Frau in Sorg' fürs Abendbrot.

Ruhig sitzen sie am Tische,
Vater spricht von seinen Reisen;
Sohn und Mutter sind neugierig,
Off'nen Mundes lauscht der Sohn.

Er erzählt von stürm'schen Nächten,
Grausigem Wetter auf dem Meere —
Dunklen Nächten, Donner, Blitze,
Auf dem wildbewegten Meer.

Er erzählt von seinem Freunde:
Beide waren auf dem Meere,
Daß von einem wild' Orkane
Sie gepeitscht sind hin und her.

Heulend, heulend schlugen Stürme
Auf die Barke, Wogen turmhoch,
und wir wurden hingeschleudert,
Von dem Blitz und Donnerschlag.

Doch mein Freund band mich ans Ruder,
Kraftlos schrien wir im Sturme;
Trieben weiter, immer weiter;
Wußten nicht wohin, wohin.

Wilder schrien wir um Hilfe,
Aber kein Erbarmer eintrat;
Selber band er sich an Taue,
Um den Leib und flehte an Gott.

Aber noch kein Mitleid kam,
Sogar nicht bei unserm Beten,
Unser Flehen war umsonst stets,
Unsre Hoffnung floß dahin!

Dunkler, dunkler ward die Nacht uns,
An dem Himmel wollt' kein Sternchen
Einen kleinen Frost uns schenken,
Donner rollte für und für.

Sah' mein Freund nicht an dem Maste,
Denn der Wogen hohe Schäume
Übergruben Mann und Barke,
Nur hört ich dein wildes Rufen.

Dann hört' ich das wilde Rufen,
Seine Stimme bittend flehen;
Aber keine Hilfe wollt' kommen,
Endlos dauerte die Nacht.

Plötzlich hört' ich keinen Laut mehr,
Keinen Ruf mehr und kein Beten;
Nur das Wüten, Windesheulen
War der einz'ge, dunk'le Klang.

Dachte, o, mein Freund ist tot jetzt;
Von dem Maste wild geschleudert.
Ich alleine muß hier schweifen
Auf dem dunklen Wogenmeer.

Lange dauerte die Nacht mir
Und die Winde heulten wilder;
Schäume übergruben höher;
Endlch brach der Morgen an.

Stürme hatten sich gelegen;
Und noch immer an dem Ruder
Trieb ich festgebunden weiter,
Wußte nicht wohin, wohin!

Doch von fern am Horizonte
Sah ich einen dunklen Streif.
Und allmählich blickt' ein Schiff ich,
Nähert' sich in meine Richtung.

Schrie und schrie, und glücklich endlich
Zog man mich ins Schiff hinein;
Und nach vielen, vielen Tagen
Kam ich in mein Dörfchen wieder.

Aber nie, du Mutter, Junge,
Hoff' ich solches zu erleben;
Was ich hab' erleben müssen,
Eben zwanzig Jahre her. —

Oftmals hab' ich schaur'ge Träume,
Wogen, Schäume sinken plötzlich
Auf mein Herz, und Klagelaute
Hör' ich öfters in dem Traum.

Aber bei den vielen Worten
Seines Vaters saß der Knabe
— Zwöljährig — still und weinte.
Traurig saß er, Wangen rot.

Plötzlich stand er auf der Knabe,
Küßte seinen starken Vater;
Schlug um dessen Hals die Arme,
Rufend laut mit wildem Wort:

Groß bist du, mein lieber Vater!
Daß du hast den Sturm ertragen,
Ich will das auch Mal erleben,
Vater, ziehen wir aufs Meer!"

„Ich will mit dir Fische fangen,
Will die hohen Wogen schauen,
Will an Gott mein Leben geben,
Retten, wenn ich darf, will ich."

„Du bist noch zu jung, mein Junge,
Vater will alleine finden
Bißchen Brot für dich und Mutter,
Will allein dem Sturme trotzen."

„Nein, mein Vater, ich will gehen,
Mit dir siegen, mit dir schweifen
Mit dir fischen, sterben vielleicht,
Ja, mein Vater, du und ich."

„Sei nur ruhig, geh nun schlafen,
Zeit, ist's noch ganz zum Kampfe,
Vielleicht kommt einst die Zeit, Kind,
Daß du Hilfe leisten kannst."

„Ja, dann will ich Hilfe leisten,
Wenn im Sturme Schiffbruch leiden
An'dre Fischer, arm wie wir,
Standhaft würde ich dir helfen."

Diese Zeit war bald gekommen,,
Früher noch, denn er geträumt hat;
Hilfe hat in seinem Alter
Er geleistet, Lob dem Knab'!

Als der Sommer sich geneigt hat,
Und der Herbst die letzten Blumen
Alle Wiesen tot geküßt hat, —
Und das Dorf ist wie gestorben —

Steigt aus des Sommers Sterben,
Grausig — milder Sturm hervor,
Hart wird jenes Dorf geschlagen,
Barken rücken an dem Damm,

Masten biegen, Taue flöten
Singen alle Fischer=Chöre,
Singen von dem Streit des Fischers,
Traurig, wehmutsvoll und schluchzend.

Diese Taue singen Lieder,
Von dem Leben dieser Fischer,
Weil des Daseins wilde Stürme
An sie wild gerüttelt hat.

In dem Singen dieser Taue
Liegt des Meeres Wehmut selbst;
Ruht die Trauer, weil es wußte
Viele Herzen zu sich zieh'n.

Ruht ein Sehnen, banges Stöhnen,
Stilles Hoffen, ängstlich Schreien,
Wenn er fühlt, daß muß sinken
Er im tiefen Grund des Meer's.

— — — — — — — — — —

Als der Herbst im Trauerkleide,
Einzug hält mit seinen Stürmen,
Schaut der zurückgeblieb'ne Fischer,
Gern hin nach seinem Meer.

An verhängnisvollem Mittag,
Hatten zwei noch junge Knaben,
Sich in einen Kahn begeben,
Weil der Drang befahl sie dies.

Seg'lend Beide diese Knaben
Auf dem Meere ohne Fürchten;
Trieben weit schon hinter „Markau".
Und der Sturm erhob sich bald.

Plötzlch klang das gelle Schreien,
Einer Mutter, eines Vaters,
Hilfe rufen, Hilfe flehen,
Wildes Rennen durch die Straßen.

Da kam aus dem Haus gerennet,
Unser Fischer mit dem Knaben;
„Vlaandren" — dies der Nam' des Fischers.
„Hast du Mut mein Kind zu retten?"

„Vater! ja, laß uns sie retten,"
Ruft der Knabe, komm, mein Vater,
„Ich mit dir, du und ich,
Wollen retten diese Knaben."

„Nein! mein Kind, ich geh' alleine,
Bleib du ruhig bei der Mutter!
Sie wird, wenn du mit mir gehst
Weinen, nein, bleib du zu Haus."

„Bitte, Vater, laß mich mitgehn,
Ich will helfen dir, mein Vater,
Komm, wir wollen beide siegen,
Oder mit dir sterben, Vater!"

„Schnell, mein Junge, komm mein Kind,
Wollen siegen oder sterben!"
Und mit Schnelle eines Adlers
Springen Beide in das Boot.

Kampf mit Wogen, Schäumespritzen,
Aber schnell mit schnellstem Segel
Nähern mühvoll sie der Insel.
Knaben ringend mit den Wellen.

Vater eines dieser Knaben
Schaut durchs Fernrohr, daß der Fischer
Schnellstens lenket unermüdet,
Aus dem Munde klingt der Ruf:

„Ha, da hat der tapf're Knabe
Schon mit Griff den Arm gefasset,
Von dem Knaben, Hilfe rufend,
Schnell sind sie ins Boot gezogen.

Freudetränen; und in Jubel
Schlagen sie den Arm um Beide;
Küssen ihre großen Hände
Mal auf Mal mit wildem Kuß.

Freudevoll die Knaben stürzen,
Vater, Mutter, in die Arme,
Als der tapfre Sohn und Fischer
Beide an das Land gebracht.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Diese Tapf'ren, ach, wer nennt sie?
— Helden ohne tötend Schwert! —
In Vollührung edler Pflichten,
Für den Fischer nur den Lohn.

Kämpfen, töten nicht um Orden
Edler ist ihr hehres Ziel;
Kämpfen in schön-heil'ger Sendung,
Mit von Gott gebotnem Drang.

Kämpfen nur um zu erretten;
Wider dunkeln Elementen
Doch wer nennt die edlen Namen?
Ach, im Meer ist oft ihr Grab.

Aber ihre edlen Seelen
Sind dem All-geist hingeschwebet,
Tränen hinter Blau des Himmels,
Finden hinter Sternen Ruh. —

Herr Publikus und Frau Gemahlin.

Erlauscht von **Franz Reuß.**

Szene im Buchladen. Im November.

Er dick und stattlich, „vorteilhafte Erscheinung". Pelzrock. Mondscheinglatze. Parfümiert.

Sie selbstbewußt, sicher. Strotzend von Seide und Schmuck. Parfümiert.

Weiter vorhanden als Nebensächlichkeit: der **Buchhändler.**

Sie (großartig hereinrauschend, nickt) Tach!

Buchh. Was steht zu Diensten?

Sie. Ich möchte gern ein Buch für meinen Jungen — (Der Buchhändler schleppt einen Arm voll Jungenliteratur her.)

Sie (wühlt den Stoß durcheinander, die Einbände flüchtig taxierend.)

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie. Nee! Das entspricht uns nich. Sagen Sie, haben Sie denn nichts von Raabe? Der wird ja so gelobt.

Buchh. O gewiß. Aber es ist nichts für Jungens.

Sie (hochmütig). Was Sie sagen? — Na, zeigen Sie man.

Buchh. Hier etwa die „Chronik der Sperlingsgasse".

Sie. Ne, Verehrter, das ist doch was ganz, ganz Altes von Raabe. Hat er denn nichts Neues geschrieben? — — — Gar nichts? Nichts für den heurigen Weihnachtstisch? —

Buchh. Wilhelm Raabe ist unlängst gestorben. —

Sie. Das ist doch komisch; gar nichts Neues — — Na, aber jut, geben Sie man was anderes her.

Buchh. Hier Ernst Zahn.

Sie. Ist dies das Neueste für heurige Weihnachten?

Buchh. Nein. Zahn hat heuer nichts Neues herausgebracht?

Sie. Und der ooch nich! — Was Altes nehm' ich nich. — Ich will selbst mal suchen. Sie erlauben wohl? —

(Sie raschelt im Laden umher, klappert mit dem Lorgnon, wirft auf dem Auslagetisch alles drunter und drüber. Er lehnt am Ladentisch und liest den „Baron Schim von Panse". Liest und liest. Er schmunzelt. Soeben ist er fertig und klappt das Buch behaglich zu.)

Buchh. Darf ich es Ihnen vielleicht zustellen?

Er (mit Entrüstung). Bewahre. Interessiert mich nicht weiter. Steht ja fast nichts drin. — —

Sie (ein eben flüchtig ergriffenes Buch in der Hand ruft ihm. Aber sieh' mal, August, da das gelbe Büchlein: auf dem Titel ein Schwert und ein Stock. Das ist sicher was für unsern Hermann. So was fesselt ihn. — (Zum Buchh.) Warum haben Sie uns dies nicht früher gezeigt?

Buchh. Aber gnädige Frau, wollten doch für Ihren Sohn. . . . Wilhelm Raabes „Im alten Eisen", das ist doch nichts für junge Leute.

Sie (sehr vornehm von oben herab). So? Ich bitte Sie! (Mit Würde.) Mein Sohn geht ins sechzehnte Jahr! Sie glauben wohl? Fast ein Mann und soll ein Buch nicht verstehen? Erlauben Sie, er versteht! Er mit seiner Intelligenz! Phänomenal, wissen Sie! Na, das wäre noch schöner! Er und nichts verstehen! — —

Buchh. Wenn er nur was davon hat — —

Sie (entrüstet). Wissen Sie dies so genau? (Protzig.) Nu grade! Geben Sie man!

Buchh. (wickelt es niedergeschmettert ein). Hier, gnädige Frau!

Sie. Ne, schicken Sie mirs zu. Frau Baron Levysohn, Obere Schloßstraße 2. — Haben Sie notiert? — Und Sie stellen es in Rechnung, nicht wahr? — Und hier noch, die Schulze-Schmidt geben Sie mir zur Ansicht für mich mit dazu nach Hause? — Gut. — Tach! (Exeunt.)

Des Bootes Erzählung.

Von **Robert Lüking.**

Nahe am Strande liegt ein altes, zerschelltes Boot — traurig und stumm. Nur zuweilen vernimmt man einen wehmütigen, klagenden Ton. Die Leute sagen dann: das Boot weint. Auch fürchten sie sich vor ihm, weil sie glauben, es spuke dort. So liegt es dann tage-, ja wochen- und monatelang, mutterseelen allein, bis einmal wieder ein Fremder sich ihm nähert. Wie lächelt dann das Boot, denn es hat nun wieder jemanden, dem es sein Leid klagen kann.

„O, Fremdling", hörte ich einstens das Boot sprechen, als ich in seine Nähe kam, „nicht immer lag ich hier so träge. Vor langer, langer Zeit schwamm ich dort auf der See. Vieles, vieles habe ich erlebt. . . ." — „O, erzähle, erzähle!" bat ich gespannt und setzte mich auf das Boot, das kieloben dort lag.

„Das ist eine traurige, traurige Geschichte" hub das Boot an. —

Vor vielen, vielen Jahren stand ich noch als stolze Tanne mit zahlreichen Freundinnen im Walde, weit, weit

von hier. Unser goldgieriger Herr aber verkaufte uns um schnöden Mamons willen an einen reichen Holzhändler. Viele harte blanke Taler hat er für uns erhalten. — Dann kam der Zimmermann ... Dumpf dröhnten die Axtschläge durch den Wald - - dazwischen das Klagen meiner Freundinnen. Fast mit jedem Schlage nahm er einer das Leben. Bald lag auch ich am Boden. ... Stück für Stück hieb mir der wilde Mann die Glieder ab. — — Dann hörte ich es rasseln wie Eisen ... bald fühlte ich eine schwere Kette um meinen Leib ... ich vernahm das Wiehern eines Pferdes ... ein Zug ... ein Ruck ... ein Stoß ... ich rollte den Berg hinunter — — Mir ward's ganz schwindelig, als ging's in die Unterwelt. Plötzlich ein harter Schlag — ich verlor alle Besinnung. Lange mag ich dort gelegen haben; was mit mir dort geschehen, ich weiß es nicht. — — Ein Surren ... ein Sausen ... ein Rasseln ... ein Zischen ... ich fühlte ein kaltes Eisen in meinem Körper ... erwache ... und — finde mich an einem ganz fremden Orte, in einer Sägemühle. Unter mir, neben mir, ringsum Holz und Späne. Ich liege auf einem Karren, durch meinen Körper saust ein langes blankes Messer blitzschnell auf und ab. Vor Schreck falle ich ohnmächtig zusammen. ... Dann geht ein Schrauben, Spannen, Teeren los, ich wurde zum Boot. — Nun wird's schwer und traurig. Verstohlen wischte das Boot bei diesen Worten eine Träne von seiner Wange. — „Weiter, weiter!" bat ich.

Und das Boot fuhr fort: Ein junger Fischer hatte mich, das neue Boot, bestellt. Ganz fremd war er vor erst kurzer Zeit mit seinem jungen schönen Weib nach hier gekommen. Woher? das weiß niemand. Man munkelte und erzählte sich allerlei: daß er ein armer Matrose gewesen und sich in die Tochter seines Kapitäns verliebt hätte, und dann mit ihr nach hier entflohen sei, weil die Eltern ihre Einwilligung nicht geben wollten. Ob's wahr ist — ich weiß es nicht. Nur eines weiß ich: sie hatten einander sehr lieb.

Bald schwamm ich auf dem Wasser; eisig und kalt kam es mir erst vor. — Ich blickte in die Tiefe und erschrak, als ich das Meerweib erblickte. Vor dem Meerweib hatte ich schon immer eine große Furcht, ich hatte schon im Walde von ihm erzählen hören. — Noch konnte es mir nichts anhaben, ich lag noch am Ufer verankert. — Recht deutlich konnte ich verspüren, wie das Boot erzitterte. — Dann fuhr es fort: Bei lachendem Sonnenschein unternahm der Fischer mit mir die erste Fahrt. Sein Weib mit dem Knäblein im Arm, das es ihm erst kürzlich geschenkt, begleiteten ihn zum Strande. Noch ein zärtlicher Abschied, die Kette rasselte und fort ging es, hinaus aufs weite, große Meer. Das Weib stand am Ufer und winkte. —

Ruhig war das Meer; am Grunde lag das Meerweib und drohte ...

Bald erhob sich ein Sturm, ein Gewitter, ein Orkan brach los. Brausend und schäumend schlugen die Wogen einander überholend an die Küste. Blitze zuckten dazwischen ... Regen und Donner folgten ... Die ganze Natur schien entfesselt, unten lag das Meerweib — höhnisch grinsend. — Haushoch stieg ich mit einer Woge, um mit einer anderen in den Abgrund zu stürzen. Angstvoll klammerte der Ärmste sich an mich, noch jetzt fühl' ich seinen festen Griff. Flehend blickte er zum Himmel — doch der half nicht; dann sah er zum Strande, wo sein Weib für ihn die Hände zum Himmel rang. Wie gern hätte ich den Armen damals zur Küste getragen. Es ging nicht. — Das Meerweib sah es und — lachte. Jetzt nahm mich wieder eine Welle in die Höhe, pfeilschnell ging's wieder hinab zum Abgrund! Unten reckte das Meerweib, das schon lange gelauert hatte, seinen schuppigen Leib, dann beugte es sich über mich und umschlang ihn eisig und kalt. Gurgelnd, zischend, prasselnd, stieg es herauf; prustend, brausend, winselnd geht's mit der Blüte hinab. — Fast hätte es auch mich mitgenommen ... ich entwand mich ihm; fluchend und zeternd kam es hinter mir her — doch war ich schon in Sicherheit. — —

Lange noch dauerte das Unwetter, dann trieb ich kieloben ans Ufer — ohne ihn. Das junge Weib stand am Ufer und sah mich allein, ohne den Geliebten. Ein herzergreifender Schrei hallt über das Meer und dringt mir durch Mark und Bein. Verzweifelt wandte sie mich um — „Aus, aus!" Mit diesem Rufe eilt sie ins Haus — dort in jenem weißen Häuschen wohnten sie — und weinte, weinte. — „Du hast keinen Vater mehr!" schrie sie dem Liebling entgegen. — Der verstand es nicht und — lächelte. — Verzweifelte Gedanken kamen ihr in den Sinn. „Ohne ihn auf der Welt?" — „Nein, nein! es darf, es kann nicht sein! Verzweifeltes Ringen — es muß sein. — Betend beugte sie sich über das Kind: „Du, aller Vater, weißt ja, weshalb es geschieht! Gehe nicht zu strenge mit mir ins Gericht!" —

Schnell schloß sie das Kind in ihre Arme und eilte zum Strande. — Ich sehe noch jetzt, wie ihr rabenschwarzes Haar im Winde flatterte. — Mit aller Kraft schob sie mich vom Sande ins Meer, legte dann den Liebling in meine Arme. Rüstig griff sie in die Ruder und steuerte mich fort auf das Meer. Das Meerweib hörte den Ruderschlag und lauschte. Schnaubend hob es den Kopf aus der wogenden Flut. Bald warf das junge

Weib die Ruder weit von sich und schloß das Knäblein in seine Arme, als wollte es sich nie wieder von ihm trennen. Das Meerweib sah es und beneidete es darum und kam näher. Ein Ruck, ein Stoß . . . gurgelnd und zischend verschwand das Meerweib mit Mutter und Kind. — —

Ich wurde aufs Meer verschlagen. Führerlos irrte ich umher. Dann erbarmte sich meiner nach vielen Tagen eine Welle und trieb mich an den Strand, wo ich zerschellte. — Das war meine erste und letzte Fahrt. — — Das Boot weinte.

Die Nachbarn zogen mich ans Land und legten mich hier hin. Drei Leichen hatten sie schon vorher aus dem Wasser gezogen und sagten: es sei ein Unglück geschehen. Ich wußte es besser und erzählte ihnen vom Meerweib. Sie aber wollten mir nicht glauben und verlachten mich. Wenn ich nun weine, so sagen sie: es spukt und fliehen mich. Und wenn du gehst, o Fremdling, so bin ich wieder allein, allein mit meinem Schmerze."

So erzählte das Boot; ergriffen hatte ich ihm gelauscht und manche Träne bei ihm gesehen. Gern versprach ich ihm, wiederzukommen. Da lächelte es. Aber in der Ferne war's mir noch immer, als hörte ich das Boot weinen. —

August Bleier:

Im Walde.

Ich lag im Walde in träumender Ruh
Und hörte dem Sange der Vöglein zu.
Ich sah den Wellen des Bächleins nach
In dessen Nähe ich träumend lag.

Über mir leuchtete des Himmels Blau
Im reinen Äther — die Luft war so lau —
In den Wipfeln der Bäume klang
Des Waldes Rauschen in zartem Sang.

Ich hört einen Gruß aus der Ferne draus
Weither über des Meeres Sturmgebraus,
Wie einst ich aus dem Waldesrauschen d o r t
Hörte Grüßen aus meinem Heimatsort.

——

Prof. Hechenbichler:

An Emmy.

Du liegst auf weißen Kissen,
Das Gesichtchen von Strähnen umrahmt:
Deine fragenden Augen blitzen,
Sie haben das Herz mir gebannt.

Ich kose die Elfenhände,
Die schönsten, die je ich geseh'n:
Fühlst du die lodernden Brände,
Fühlst du meiner Seele Fleh'n?

Laß deine Händchen mich küssen,
Mich küssen dein duftiges Haar,
Die blitzenden Augen, die süßen,
Das schwellende Lippenpaar!

Laß mich meine Seele Dir geben,
Nimm alles als Eigen von mir!
Mein Lieben, mein Herz und mein Leben
Für einen Strahl Liebe von Dir!

——

A. Deventur von Kunow.

Saphische Ode.

Friede, lind're Nachts mir die tiefen Schmerzen!
Tod, der zähe traf, mich verzehrt im Herzen.
Heimlich, stumm das Leid nur mir ist Begleiter —
Schattet mich weiter.

Jahre langsam geh'n, und so müde schleichen —
Dunkle Schwermut will von mir niemals weichen.
Schwinge, Geist, Dich hoch zu den Ewigkeiten —
Über die Zeiten.

——

Herbert Wagner:

Parzival.

Ich bin der Narr. Im Schellenkleide
Sitze ich hoch zu Roß und reite,
Fürchte keine türmende Wetterwand;
Zuckende Blitze veracht' ich wie Tand.
Es scharrt mein Roß. Ich sitze starr.
Ich bin Parzival, der Narr.

Draußen auf der blumigen Heiden
Viel tausend Menschen seh' ich schreiten;
Fremd hart wie Stahl ist ihr Gesicht.
Wo kommen sie her? Ich frage nicht.
Weiß nicht, welche Mutter sie gebar.
Ich bin Parzival, der Narr.

Und die Leute, die wandernd fluten,
Sagen: „Der Narr!" und schaun nicht die Gluten
In meinen Augen: das flackert und loht,
Rast wie das Leben und quält wie der Tod,
Macht mich zittern wie keine Gefahr.
Ich bin Parzival, der Narr.

In meinen Traum ein fernes Klingen
Schwingt hinein wie Engelssingen,
Möchte fragen und bleibe stumm,
Kann nicht reden und weiß nicht, warum . . .
Ruhlos reit' ich seit Tag und Jahr.
Ich bin Parzival, der Narr.

Ludwig Lüking:

Ein kleines Lied.

Das kleine Liedchen, das ich sang
In meiner Jugend schönsten Tagen,
Es ist dahin; mir wird so bang.
Wie süß die Melodie doch klang . . .
Der Wind hat's fortgetragen. —

Nun wein ich um das kleine Lied,
Das ich so oft und gern gesungen.
Ich sang's auf Wiesen, sang's im Ried.
Als einst ich von der Heimat schied
Ist laut das Lied verklungen.

Wenn einst wird wieder bei mir sein
Das Lied mit seinen trauten Weisen.
Dann soll's nicht mehr vergessen sein.
Ich sing es in den Tag hinein
Und will mich glücklich preisen.

Erda:

Das Heimatlied.

Meiner Heimat süße Lieder
Klingen mir durch Herz und Sinn,
Und ich singe immer wieder
Ihre Weisen für mich hin.
Heimat, traute Heimat mein,
Möchte immer in Dir sein;
Hast Dich in mein Herz gesungen,
Das von Lieb' zu Dir durchdrungen.

Klänge aus den Kindertagen,
Goldner Jugendzeiten Hort,
Und der Heimat alte Sagen
Tönen mir am fremden Ort.
Heimat, traute Heimat mein,
Nirgends anders kann ich sein,
Hab' des Lebens Leid empfunden,
Nur in Dir kann ich gesunden.

Bin ich nah Dir, bin ich ferne,
Ewig bleibest Du mir gleich,
Meine Heimat, wo ich gerne,
Glücklich bin und freudenreich.
Heimat, traute Heimat mein,
Du mein Alles schließest ein,
Möchte in Dir leben, sterben,
Heimaterd' mir Heimat werden.

——

Alexander Heberlein: 2 Gedichte.

Winter.

Nichts als graue Regentage. —
Auch die letzte bittre Klage
Ist im Herzen nun verstummt,
Draußen sich die Welt vermummt,
Tief in graue Nebelschleier. —

Und der Lenz ist noch so weit!
Ob des Winters bittres Leid
Ich noch bis zum Frühling trage? —
Nichts als graue Regentage,
Schwermut nur und Einsamkeit.

———

Herbstmorgen.

Durch die grauen Morgennebel
Schleudert siegreich unsre Sonne
Ihre goldnen Strahlenspeere
Nach der Erde tief, tief unten.

Und der Wald auf fernen Höhen,
Der so süß, so süß geschlummert,
Schreckt empor aus seinen Träumen.

Seine starken Stämme strecken
Ihre Arme nach der Sonne,
Und die bunten Blätter lösen
Sich noch halb im Traum vom Aste.

Und sie tanzen ihren Reigen,
Ihren bunten nach der Erde,
Durch das Sonnengold des Morgens.

——

Otto Matthei:

Ruhe im Tal.

Drunten im Tale, da ruh ich gern,
Da rauscht ein Bächlein, aus weiter Fern,
Da zwitschern die Meisen, da trillert der Fink
Und Eichkätzchen haschen um Tannen sich flink.

Am Waldrande äsen Rehe so still,
Die Heimchen zirpen laut, rill, rill, rill!
Die Luft weht so leise, der Wind säuselt mild
Und über mir wölbt sich, der Himmel als Schild.

Die Falter flattern von Blume zu Blum,
Es ist andächtig, wie im Heiligtum,
Die Wiesel und Mäuschen spielen dazu,
Drum ist im Tale eine köstliche Ruh.

——

Nicolaus Schmidt:

Seit wir uns geschieden.

Du kennst nicht meine Klagen
Du kennst nicht meinen Schmerz
Drum kann ich's dir nicht sagen
Wie verwundet du mein Herz.

Seit wir uns geschieden
Ist fremd und kalt dein Blick
Und Freundschaft, Glück und Frieden
Kehren nicht mehr zurück.

Das Wort das rauh und böse
Dein Mund einst zu mir sprach
Zieht mir mit Getöse
Wie Wetterwolken nach.

Ich klag's Gott über den Sternen
Der ist so gut zu mir,
Denn himmelweite Fernen
Sind zwischen mir und dir.

——

Mann und Weib.

Plauderei von Ilse Gérard, Berlin.

Wie viel ist schon philosophiert worden über Mann und Weib. Immer, immer wieder sollte das Weib eitel oder demütig sein. Nun es gibt ebenso viele eitle Männer wie Frauen, denn was ist Egoismus anders als Eitelkeit. Worauf ist der Mann eitel — eine berühmte Künstlerin sagte einmal er ist es, weil er beweißen muß, daß ihm die erste Stimme gebühret, wenn er auch noch so falsch singt. Helene Böhlau sagt in ihrem Roman Halbtier dasselbe. Ein Mann hat die Lebensaufgabe, der Menschheit dienlich zu sein, das Weib hat diese nicht unbedingt nötig. Das Weib soll die Zufluchtsstätte des Mannes sein, sein Ideal, sein Trost den Mühen des Tages gegenüber. Es ist eine irrige Ansicht der Männer, daß die alleinstehende Frau vielen Gefahren ausgesetzt ist. Muß sie nicht hart um ihr Brot kämpfen, wie viel sorgloser ist da ihr Leben, wie viel mehr Zeit hat sie, sich künstlerischen Interessen zu widmen wie die um die Sorge und Erziehung des Kindes sich mühende Frau. Doch gebt auch dem Weibe ein Ideal! So wie den Mann das Glück der Familie den Gegensatz zu seinem Berufe bildet, so lasset sich auch einmal das Weib von ihren Hausfrauenpflichten erholen. Schleicht, ihr Stunden veredelnder, geistiger Arbeit, denn nicht nur ihr, sondern auch sie braucht Erholung — will so gut wie ihr einmal auf Stunden aus dem Alltagsleben herausgerissen sein!

Ein Wunderkind.

Skizze von Ilse Gérard.

Schon mit vier Jahren trat sie in Konzerten auf. Das kleine Mädchen mit dem Beethovenkopf wurde sie allgemein genannt. Ihre Kindheit verlebte sie auf einem Schloß am Rhein. Sonst war sie wie andere Kinder, nur daß ihr wildes Zigeunerblut viel mehr Gefallen an den Spielen der Knaben fand. Die Mütter der kleinen Mädchen konnten nicht begreifen, wie Gräfin Elisabeth, deren Wesen eher gar zu ernst und still war, ihr kleines Mädchen so willfahren ließ. Doch wer wollte es der schlanken, blassen Frau verdanken, wenn sie Elisabeth zärtlich die glühenden Wangen streichelte und dabei dachte, das Glück der Kindheit kommt nie wieder zurück. Lebte sie doch sehr unglücklich mit ihrem Gatten, da sie ihre Eltern gezwungen hatten, diesen reichen Edelmann zu heiraten, sie das wunderliebliche Pastorenkind. Ihm fehlte jeder Sinn für ihre zarte Schönheit, so kam es, daß er Gefallen findend an den frischen, derben Dorfmädchen mit den lachenden aber dummen Gesichtern unerlaubte Beziehungen hegte. Gräfin Elisabeth suchte sich ihre Einsamkeit durch die Vertiefung in das Leben und die Werke großer Meister zum Genuß zu machen. Überall war er ja zugegen, der Schmerz, der große Lehrer der Menschen, Ibsen der größte Dramatiker, Nietzsche der größte Philosoph waren durch ihr reinigendes, läuterndes Feuer gegangen und die kleine Sterbliche hatte deshalb kein Recht zu klagen. Doch ein kalter, regnerischer Winter, wo die Gräfin von einem Krankenbesuche heimkehrend ein Fieber bekam, was bei ihrer zarten Natur gleich einen tötlichen Verlauf nahm, sollte die kleine Elisabeth traurig in der Welt zurücklassen. Vor dem Vater fürchtete sie sich, er wußte nicht, daß in dem Kinderherzen das Gefühl stärker ausgebildet war wie in seinem männlichen Denken. Die Kleine war nun zwölf Jahre geworden und er gab sie zu seiner Schwester, einer gewesenen Opernsängerin, weil er es für das beste hielt und das Kind ihm im Wege war. Elsa Myling, welche an der Dresdner Oper ihrer außergewöhnlichen Schönheit und sympathischen Stimme wegen sehr gefeiert worden war, hatte im Gegensatz zu ihrem Bruder Kunstinteressen jeder Art und gewann das aufgeweckte Kind sehr bald lieb. Nach ihrem Abgang von der Bühne zog sie nach Wien und hier wählte sie einen großen Meister für ihr Pflegekind. Nach reifer Schule ging die nun achtzehnjährige Violinistin nach Amerika und hatte dort glänzende Erfolge. Die Gattin eines verstorbenen Kunstgeschichtsprofessoren begrüßte sie nach dem Konzert und bat sie, die ganz Fremde, in ihr Haus. Dort erzählte sie ihr, daß sie einem von Kindheit an gelähmten Sohn die Freude machen wollte ihr Spiel zu hören. Der junge Mann erwiderte mit wehmütigem Lächeln ihren Händedruck. Elisabeth spielte die schottische Rapsodie von Liszt mit der Kraft und Innigkeit die ihr zu eigen. Sein Blick schweifte in weite Fernen und „oh ich werde es nie vergessen, wie eine Gewittersnacht voller Brausen und Licht tranken es meine Seele ein, deshalb danke ich Ihnen viel vielmals, hauchten seine Lippen!" Die Dame frug Elisabeth nach ihren Eltern, nach dem Heim, daß sie gehabt, dem Ort, wo sie aufgewachsen, und mit Tränen in den Augen erzählte sie von dem Tode ihrer Mutter. Frau Dr. Grünhut hörte tiefbewegt zu. Nun will ich Sie aber wieder fröhlich wissen, sagte sie, sehn Sie liebes Kind, mein armer Junge, er kann nicht wie sonst junge Leute das Leben genießen, und doch wie viel Interessen hat er die ihm über dies beklagenswerte Schicksal hinweghelfen müssen. In seinem Zimmer hat er die Bilder der berühmtesten Meister aus Italien und Holland, welche mein verstorbener Mann auf seinen Forschungsreisen gesammelt hat. Auch muß ich ihm sehr viel vorlesen, das poesievolle träumerische liebt er, so bevorzugt er den Schweizer Dichter Johannes Heer und den romantischen dramatisch-genialen Hoffmannsthal. Sie können gewiß nur an ihre Musik denken, schloß sie. Elisabeth erzählte ihr nun von den freien Sonntagen, wo sie eifrig in den Lieblingswerken ihrer Mutter, Ibsen und Nietzsche, studierte und daß sie im vorigen Jahr, als sie eine Freundin in Berlin besuchte, in deren Hause die Bekanntschaft der berühmten Schriftstellerin Mile Kremnitz, deren Roman „Das also ist das Leben" zu den edelsten Tendenzwerken gehörte, gemacht habe. Diese zarte, kleine Frau mit Bewegungen bestrickendster Anmut, das kluge, feine Gesicht, die warme, wohlklingende Stimme, ja ihre ganze liebe Art Menschen Freude zu machen und nie an sich zu denken, hatte es meiner Freundin Ilse angetan, die sonst eher als Menschenverächterin galt. „Fräulein Elisabeth, nun üben Sie nicht gar zu viel, sondern kommen Sie öfters in mein Haus, daß wir zusammen plaudern können von der Zeit, da auch ich ein junges Mädchen wie Sie war!" Immer lieber machte Elisabeth die freundliche Frau ihr Haus. Die Tochter eines Architekten hatte der strenge Vater sie das Lehrerinnenexamen machen lassen und sie bekam gleich eine sehr gute Stelle bei dem sehr zarten, aber begabten Töchterchen ihres Vaters. Dies eigenartige Kind wollte, trotzdem sie erst zwölf Jahre zählte, hauptsächlich in der Geschichte, Naturwissenschaft, Literatur und Kunstgeschichte unterrichtet sein, und dies lehrte ich die Kleine

auch in heller Begeisterung. Doch Waldemar rief eben nach mir und so wollen wir ihm seine kleine Freundin begrüßen lassen. „Elisabeth kommen Sie wieder Licht in meine Traurigkeit zu bringen, wollen Sie, ach wollen Sie es in mein ganzes Leben bringen, dadurch, daß Sie immer bei mir bleiben als meine Schwester?

Ja, jubelte die junge Künstlerin und drückte einen Kuß auf die Stirn reiner, unentweihter Gedanken, die noch nie der Gifthauch der Welt und des Lebens gestreift hatte und eine Mutter legte segnend die Hände auf die Häupter ihrer Kinder.

——

Ihr eigen Land.

Studie von Ilse Gerard, Berlin.

Ganz selten begegnen sie uns im Leben, jene großen, zarten Gestalten mit den schmalen Gesichtern, den dunklen, grübelnden Augen, mit den scharf markierten Augenbrauen, mit den feinen, streng aufeinander gepreßten Lippen! Schon als Kinder lächeln sie nie und bewegen sich müde, so müde, als würde ihnen des Leben zu schwer! Senta war solch Kind! Ihre Eltern hatten ein prächtiges Haus. In den großen Stuben hingen kostbare alte Bilder. Um das Haus lief ein Garten mit Waldbäumen, blumigen Sträuchern und zierlichen Beeten. Ein kleiner Teich bot ein anmutiges Bild. Wenige Schritte vom Hause war der große Kiefernwald. Wohnte hier das Glück? Es schien fast so zu sein? Der Künstler der sich das Haus erbaut hatte, meinte es wohl, denn er war glücklich genug — was hätte er sich auch noch wünschen können? Er hatte ein Weib, das mit ihm gereist war im schönen Land Italien all die feinen kleinen Bildchen der Madonnen auszusuchen für das trauliche Nestchen daheim. Söhne und Töchter waren ihnen herangeblüht und würden ihnen schon immer weiter Freude machen. Nur Senta war zu still, gar zu still! Es kam wohl daher, daß sie sehr schnell gewachsen, zum Zerbrechen zierlich war. Sie wollten sie deshalb auch nicht in die Schule geben. Senta bekam nun Stunde bei einem sehr freundlichen Herrn mit großem schwarzen Bart. Seine Frau war sehr lieb und sanft mit ihr und sein einziges Kind, ein ungefähr zwölfjähriger Knabe, brachte sie im Winter immer auf seinem Schlitten nach Hause. Wie der Sommer kam hatte sie in des Lehrers großem wildromantischen Garten ihre Stunde. Der kleine Rudolf nahm Senta an der Hand und führte sie an den Teich mit dem dunklen Wasser und dort saßen sie lange, lange und erzählten sich die Märchen die sie gelesen hatten — sie küßten sich, wie sie es bei den Eltern gesehen hatten. Die Jahre vergingen. Senta und Rudolf waren erwachsen, aus ihm war ein Prediger geworden. Senta hatte still dahingelebt. Ein seltsam stiller Mensch war sie geblieben. Sie sprach wohl mit den Blumen denn dies waren nun ihre Märchen. Das sanfte Windeswehn aber war als wenn es zu ihr spräche — dies war, was Senta unter Musik verstand. In den Sommernächten war die Luft so rein und leicht und ihre Seele verlangte nach Schönheit; so saß sie am offenen Fenster und las sie alle, die großen Worte der Meister von Freude und Schmerz, von der Güte und Schönheit! Da kam die große Liebe über sie, als sie sie las, die Worte des unsterblichen Philosophen: „Meine Seele ist wie das Lied eines Liebenden." Was war alle Schönheit gegen die Liebe? Sie liebte Rudolf — ob er es wußte? Ob er sie wieder liebte? Es war sicher, denn sie kannten sich so lange wie Bruder und Schwester. Alle ihre Interessen teilte er. Er sagte der Menschheit, daß sie in der reinen, glückbringenden Liebe leben sollten. Senta war stolz auf ihn! Da heute traf sie der Brief „ich liebe ein Mädchen!" Sentas Seele schluchzte auf. Habe ich dies verdient — konntest du eine zartere Seele finden, wie deiner Jugendfreundin Gefühle für dich hegte? Zu spät — zu spät, fahre hin süßer Liebestraum — da wie die Wasser vergessen rauschen — ich komme, ich komme! Ein Aufschrei, sie gleitet in die Tiefe! Senta tot wegen mir! Ach die Reue kam zu spät!

——

Der Kunstreiter.

Erzählung von Heinrich Hinn.

(Schluß.)

Was zog denn da sein Auge so sehr an, daß es nicht mehr los konnte, ihn unverwandt zum Klavier starren ließ, wo über demselben in einfachem, schmucklosen Rahmen zwei Menschenkinder auf ihn herabschauten, ihn zwangen, seine Blicke immer wieder auf sie zu richten.

Es waren zwei von Meisterhand verfertigte Gemälde, angetan dazu, seinen Blick zu bannen, sein Interesse zu erregen. Ein Weib und ein junger Mann, beide etwa im Alter von 25 Jahren, beide außergewöhnlich und doch nicht von derselben Art, beide verschieden.

Das Mädchen von berückender Schönheit mit großen, glutvoll blickenden Augen, einem kleinen, kirschroten Mund mit etwas wollüstig vollen Lippen, auf dem

Kopf eine Flut rabenschwarzer Haare, die wie züngelnde Flammen über die Schultern herniederflossen; die ganze Gestalt atmete einen ungemein zwingenden Reiz aus eine dämonische Erscheinung, hingeschmiegt in einen Divan in kokett lässiger Haltung.

Sanfte, etwas weiche, jedoch offene Züge, über den schön geschwungenen Mund ein aufwärts gedrehter Schnurrbart, mit einer breiten Stirn, die die welligen Kopfhaare zum Teil bedeckten, von großer, biegsamer Gestalt, so präsentierte sich der Mann in der kleidsamen Tracht eines Kunstreiters in Lackstiefeln, weißer Hose und kurzem mit bunten Schnüren versehenen Rock.

Fremd und doch wohlvertraut mutete ihn der junge Kunstreiter an. Doch an wen erinnerte er ihn, hatte er ihn schon gesehen? — —

„So nachdenklich, verehrter Herr?

„Verzeihung, meine Gedanken waren abwesend, suchten etwas, was sie fesseln, jener Herr dort auf dem Bilde muß mir in meinem Leben schon begegnet sein. Ich mühe mich jedoch vergeblich ab, jene vermeintliche Begegnung mir ins Gedächtnis zurückzurufen. Würden Sie so liebenswürdig sein, mir etwas Näheres über denselben mitzuteilen?

Der Angeredete war bei diesen Worten leicht zusammengezuckt, ein kaum merklicher Schatten flog über sein Gesicht, als stiegen trübe, schmerzliche Erinnerungen auf. Schon wollte Steiner, seine rasche Frage bereuend, verzeihungbittend sich an ihn wenden, als jener, zu einem Entschluß sich durchgerungen, begann:

„Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich dazu bereit erkläre, den Schleier zu lüften, der über jenen Personen liegt, deren Konterfei Sie vor sich sehen, — ich muß, weil die Lebenswege längerer Zeit dieselben waren, von beiden reden —. Nur dem Umstande, daß Ihr Wesen mich für Sie eingenommen und mir Sympathie für Sie einflößte, haben Sie es zudanken, daß ich Ihrem Wunsche nachkomme. Möge Ihnen das Schicksal jener Beiden eine Warnung sein, Ihnen die Lehre geben, das Böse zu meiden und das Gute zu suchen.

Jener junge Mann dort auf dem Bilde — bin ich."

Da —, das war es, diese frappierende Ähnlichkeit, die Erscheinung, hatte er denn mit geschlossenen Augen gesehen, war er blind gewesen? Zug um Zug derselbe, nur das Alter hatte seine Zeichen eingegraben.

„Auf der grünen Heide," fuhr Lindener fort, „nahe der großen Stadt B. hatte ein Zirkus seine weißen Zelte aufgeschlagen. Der Besitzer, mein Vater, ein großer, schöner Mann war von hartem, rauhem Wesen, von mir ebenso gefürchtet, wie von seinen Untergebenen, von denen er das Äußerste verlangte. Er wurde deshalb nicht wenig gehaßt, obwohl er streng jedoch gerecht war.

Die Mutter starb bei meiner Geburt. Er soll sie, eine zarte, bildhübsche Blondine von weicher, anschmiegender Art, leidenschaftlich geliebt und verehrt haben.

Zurückzuführen war seine Abneigung, denn daß es Abneigung war, habe ich oft schmerzlich genug erfahren müssen, gegen mich wohl darauf, daß er mir die Schuld an dem frühen Tode meiner Mutter beimaß.

Seit dem Hinscheiden derselben wurde er täglich finsterer, verschlossener, lebte und liebte nur seinen Beruf und seine Pferde, immer neue Tricks, neue Spezialitäten ersann er, immer wildere ja bis ans tollkühne reichende Unternehmungen führte er aus, bis er, ich war ungefähr 20 Jahre alt, eines Tages bei einer seiner waghalsigen Ausführungen stürzte und tot davongetragen wurde.

So wuchs ich inmitten von buntem Flitterkram und grauer Armut in gänzlicher Wildheit auf.

Die liebste Beschäftigung war mir, meinen eigenen kleinen Ponny zu tummeln, allein zu sein, wo ich dann frei aufatmen, mein eigner Herr sein konnte. Im Verkehr mit meinen Altersgenossen war ich scheu und verschlossen, was mir nicht selten ein Abfälliges Urteil einbrachte. Man nannte mich hochmütig und stolz.

Der Einzigste, an den ich mich näher anschloß, war unser Kapellmeister, ein guter, liebenswürdiger, warmherziger Mann, der sich in freundlichster Weise meiner annahm. In Liebe habe ich ihm ein Andenken bewahrt. Mein Herz strömt über, wenn ich daran denke, was er gutherzig an mir tat, wie er mich pflegte, wenn ich krank war und nicht von meinem Bette wich, bis ich gesundete; stets hatte er eine Überraschung für mich. In meinen Gedanken nannte ich ihn Vater.

Er war es auch, der in mir den Sinn für Musik — eine überkommene Eigenschaft meiner Mutter — weckte, förderte, mich soweit ausbildete, daß ich bereits in seiner Kapelle als Klavierspieler aufreten konnte.

Namhafte Kunstkenner sagten mir eine große Zukunft voraus, stellten meinem Können das denkbar beste Zeugnis aus und legten mir nahe, zur weiteren Ausbildung eine Akademie zu besuchen.

Dieser Plan war meinem Vater jedoch zuwider. Er verbot mir sogar jegliches Spielen, befahl mir vielmehr, mich seinem Berufe zuzuwenden, ein Kunstreiter zu werden.

So mußte ich denn, anstatt in Harmonien zu schwelgen, mich von des Lebens edelster Poesie zum krassesten Gegensatz, der herbsten Prosa zuwenden, mich blutenden Herzens Abend für Abend vor ausverkauftem Hause als Kunstreiter produzieren, welches ich gleichwohl mit ebensoviel Geschick wie Anstand vollführte, daß mich mein finsterer Vater, aus dessen Mund ich noch nie ein Lob

gehört hatte, vor Entzücken und Wohlgefallen umarmte. O, ich kam in Mode, meine Attraktionen wurden als mustergültige nachgeahmt. Fatalist, der ich war, reizte mich das Leben nicht, noch scheute ich den Tod.

Doch dann trat plötzlich ein Konversion ein. Eines Abends, ich hatte mich gerade vor dem lebhaft applaudierenden Publikum verneigt, fiel mein Auge von ungefähr auf eine Loge, in der eine Mädchengestalt saß, die mich aus dunklen Augen unverwandt anstarrte. Sekundenlang tauchte mein Blick in den ihren, bis sie ihre Augen senkte.

Lächelnd verbeugte ich mich vor ihr huldigend. Mir selbst unbewußt, wurden meine Vorführungen leidenschaftlicher, feuriger, kühner. Mein sonst mit lässiger Gleichgültigkeit dargebotenes Können wurde mir nun Mittel zum Zweck, mich in möglichster Vollendung zu zeigen, ihr, der mein Spiel galt. Was kümmerte mich das am Schluß einsetzende, laute Beifallsklatschen der Menge, ich küßte die Rose, die sie mir beim Vorüberjagen zugeworfen hatte."

In der darauf folgenden Nacht verfolgte mich das dunkle, rätselhafte Augenpaar in meinen Träumen, ich lag vor dem schönen Geschöpf auf den Knien, um dann in jäher Leidenschaft aufspringend die graziöse Mädchengestalt in meinen Armen zu halten. Mein erster Blick galt allabendlich ihr; mir fehlte etwas, unsicher wurden meine Bewegungen, war jene Loge frei.

Ohne Zweifel, ich war verliebt.

Der Zufall fügte es, daß ich, als ich eines Abends mit einem mir bekannten Herrn in ein Lokal eingetreten war, mich ihr urplötzlich gegenüber sah,

Mein Begleiter, dem die Dame bekannt war, stellte vor:

„Herr Gerd Lindener!" „Fräulein Reichwald!"

Mit respektvoller Verbeugung nahm ich an ihrer Seite Platz. Es entspann sich eine lebhafte, angeregte Konversation.

Von unterhaltendem, leicht-aufreizendem Wesen wußte sie dem Gespräch oftmals eine interessante, persönliche Note zu geben, sodaß ich einmal gänzlich hingerissen, während bezaubernde Zigeunerweisen in mir eine seltsamweiche süße Liebesstimmung erzeugten, ihr zuzuflüstern wagte: „Auf das, was wir lieben!" wofür mich ein glutvoller Blick belohnte, der mein Herz höher schlagen ließ.

Mein leiser, inniger Händedruck beim Abschied ward ebenso leise erwidert, meine Bitte um ein Rendezvous zusagend beantwortet. Dem Rendezvous folgte ein zweites, ein drittes Stelldichein, bis ich ihr eines Abends meine Liebe gestand, vor Leidenschaft bebend sie in meinen Armen hielt, — sie küßte. Ich lebte wie in einem Taumel, so sehr lag ich in den Banden des hinreißend schönen Weibes, ich konnte die Zeit nicht erwarten, um zu ihren Füßen zu liegen, sie an mein Herz zu drücken und ihren Mund mit heißen Küssen zu bedecken. Jeder Sinn für das Reale, die Wirklichkeit schwand, ich ging völlig in ihr auf, einen eigenen Willen besaß ich nicht mehr. Wahrhaft dämonische Gewalt übte sie auf mich aus, die Liebe, vielmehr Leidenschaft, denn es war etwas, was nur unsägliche Leiden schuf, mußte mich blind gemacht haben, daß ich ihre schlechten Eigenschaften nicht als solche erkannte. Wohl niemals ist das Wort Liebe, jenes undefinierbare, dem Menschen höchste Glückseligkeit verleihende Etwas mehr mißbraucht worden, wie es von ihr geschah. — —

Sie veranlaßte mich, die Manege zu verlassen, um eine bessere, einträglichere Stellung anzunehmen, denn nur unter der Bedingung, daß ich ihr ein bequemes, sorgenfreies Leben bieten könnte, dürfte ich sie ehelichen. Ich wanderte durch die verschiedensten Berufe, war Korrespondent, Journalist, Musiklehrer bis mir endlich ein gut dotierter Posten in einer großen Industriemetropole angeboten wurde, den ich annahm. Aber trotz der gesteigerten Einkünfte nahmen die Anforderungen doppelt gesteigerte Dimensionen an, sodaß ich bald mit stetigen pekunären Sorgen zu kämpfen hatte.

In meiner neuen Tätigkeit war es, wo mir eine Unmenge glänzenden, gleißenden Goldes vor Augen kam, hier trat die Versuchung an mich heran, peinigte mich, quälte mich, ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich erlag, — zum Verbrecher wurde.

Durch Fälschen von Büchern gelang es mir, in den Besitz großer Geldmittel zu gelangen, die ich im Verein mit meinem mir nun angetrauten Weibe in Vergnügungen, bei Ball und Tanz, auf Reisen und Erholungen vergeudete.

Welch jammervolles Leben führte ich in steter Angst vor dem Entdecktwerden, laut stöhnend fuhr ich des Nachts aus dem Schlafe auf, mir träumte, ich stäke bis an Hals in dem mir jetzt so widerwärtigen, goldigen Metall, in dem ich zu ertrinken wähnte.

Das Leben ward mir zur Hölle, als ich zu bemerken glaubte, mein Weib werde mir untreu, sei meiner überdrüssig, kokettiere hinter meinem Rücken mit anderen Herren.

Ein fürchterliches, entsetzliches Dasein. Das Gewissen ließ mir keine Ruhe und des öfteren war ich drauf und dran, meine Unterschleife aufzudecken, doch der beißende Hohn meiner Frau, welcher meine Einnahmequellen nicht unbekannt geblieben war sowie die noch immer abgöttische Liebe zu ihr hielten mich davon ab.

Eines Morgens, ich war beim Ankleiden, wurden

mir zwei Herren der Kriminalpolizei gemeldet. Nichts Gutes ahnend trat ich ihnen zwar äußerlich ruhig, während in mir jedoch ein wilder Sturm der Aufregung tobte, entgegen. Kaum hatte ich sie begrüßt, nach ihrem Begehr gefragt, als sie mich, großer Unterschlagungen für dringend verdächtig, für verhaftet erklärten.

Ein kurzer Abschied von meinem Weibe, daß ich erschreckt zurückließ — ich wanderte in das Untersuchungsgefängnis.

Meine Frau habe ich seit jenem Tage nicht wieder gesehen; sie entfloh mit einem Liebhaber nach Amerika, wo sie, von demselben treulos verlassen, am Fieber gestorben ist.

Stumpfsinnig und teilnahmslos nahm ich aus den Händen des Gerichtshofes das Urteil entgegen: 2 Jahre Gefängnis. Man sperrte mich ein um mich nach verbüßter Strafe wieder in Freiheit zu setzen. Da stand ich denn in der Welt, die mir so fremd, so verhaßt war, ohne Barmittel, von der Gesellschaft ausgestoßen; ein Geächteter, Gebrandmarkter, dem das Schandmal auf der Stirne aufgedrückt war, jedes besseren Gefühls bar, gänzlich unfähig zur Arbeit, verstumpft und vertiert, mit Gott und Menschen hadernd. Was tat ich überhaupt noch auf der Welt? Weshalb war ich nicht längst gestorben? — — —

Wie ein Engel vom Himmel erschien mir da ein Retter in der Not in der Gestalt eines Bruders meiner Mutter, ein von unserer Familie früher viel verspotteter alter Sonderling.

Er nahm mich zu sich in sein Haus, dieses Haus, pflanzte in menschenfreundlicher Güte bessere Lehren in mein Herz, weckte und förderte in mir gute Eigenschaften, führte mich zur lang vergessenen Kunst zurück, nahm die denkbar zarteste Rücksicht auf mein oft störrisches Wesen, bis ich endlich gesundete und ihm in treuer Zuneigung und Dankbarkeit das zu belohnen versuchte, was er in übergroßer Güte für mich getan, mich dem Leben zurückgegeben hatte.

Ich pflegte ihn bis zu seinem vor kurzem erfolgten Tode, erwies ihm jeden Liebesdienst, lauschte die kleinsten Wünsche ab.

In seinem Sessel zurückgelehnt, auf seinen Zügen ein seliges Lächeln, getragen von den Klängen des Pianinos ist er, ein edler Mann, in ein besseres Jenseits abgerufen worden, wo es kein Leid und Trübsal gibt, sondern die Gerechtigkeit und Liebe thront.

So lebe ich jetzt hier mit meiner Haushälterin allein, beschließe meine Tage und versuche in der Einsamkeit das zu sühnen und zu vergessen, was ich in der Jugend gefehlt habe."

Still war es geworden, kein Geräusch zu hören, nur das einförmige Ticken der Wanduhr.

Langsam stand der Alte auf und trat zum Klavier.

Ein leises Präludium, ein kurzes Vorspiel, dann erklangen die Töne kraftvoll angeschlagen in edler Fülle, rascher, immer rascher, heißer, leidenschaftlicher, bis sie wie rollende Fluten das Gemach durchströmte bald aufjauchzend in hoher Lust, bald einschmeichelnd in innigem Liebeswerben, von seltenem Wohllaut, herber Frische und Reinheit — das Hohelied der Liebe —. Jetzt gingen die Harmonien in eine schmerzlich-süße, wehe, herzerweichende Melodie über; vor dem Auge des Zuhörers schwebten Gestalten vorbei. Er sah das arme bedauernswerte Zirkuskind — das Liebespaar sich umschlungen haltend in süßem Kosen, den beklagenswerten Gefangenen in seiner Qual, den endlich der Welt, sich selbst wiedergegebenen Menschen, geläutert gebessert, auf ein gutes, seliges Ende hoffend. Ein zart verhallendes Finale, durchzittert von Hoffnungsstrahlen.

Geendet, stand der Alte auf.

Beide Hände ausstreckend, trat Steiner auf ihn zu und drückte ihm, keines Wortes mächtig, stumm die Hand.

Dann wandte sich Lindener und ließ ihn, seltsam bewegt, allein.

* * *

Einige Jahre später wanderte eines Tages Walter Steiner nunmehr Teilhaber der Firma Kaiser & Sohn zum Kirchhof, die Ruhestätte seiner Mutter zu besuchen.

Ein schöner herrlicher Sommertag. Alles atmete Frieden, Stille.

In zarter Wölbung erstreckte sich der blaue Himmelsdom, aus goldener Ampel flossen schimmernde Sonnenstrahlen belebend hernieder, während in den Lüften die Lerche jubilierend des Schöpfers Lob verkündet.

In stiller Einsamkeit, fern von dem Getriebe der Großstadt, deren pulsierendes Leben hier verebbte, verhallte, lag der Friedhof da.

Geheimnisvolle Ruhe — — Bunte Falter glitten von Blume zu Blume, naschten an den Blütendolden, schwirrten über Gräber, Denkmäler Holz- und Steinkreuze — —

Überall sproßten und grünten Blumen und Sträucher. Aus dem Tode erwuchs neues Leben, neue Kraft; ein Symbol der ewigen Auferstehung.

Geheimnisvoll wirkest du Wesen, belebender Allmutter Natur,
stärkest, erhebst du die Kräfte zur wahren Vollendung —
bricht auch der Tod deine Früchte, du wandelst sie nur,
die doch dir dienten, erfüllten durch dich ihre Sendung —

Durch dichte Laubgänge wandelte Steiner. Jetzt wandte er sich einem einfachen von Zypressen beschatteten Grabe zu, wo ein Grabstein mit der Aufschrift stand:

Gerd Lindener!

Darunter:

Aus dem reichen Born des Lebens
strömts in Fülle:
Und es reifen ernst die Geister
zur Vollendung ihres Strebens
in der Stille.
Doch nicht alle, der wird Meister
der das harte Leben zwingt,
der sich kraftvoll nicht vergebens
zu der Menschheit Höhen zwingt,
den des Schicksals ranke Tücken
hemmen nicht den Adlerflug,
seinen Geist nicht niederdrücken,
ja sie bilden selbst die Brücken
aus dem Nichts hinauf zum Licht.
Scheitert scheinbar oft auch der Versuch,
siegen sie doch, unterliegen nicht.
Der hier ruhet in der Erde:
Schüler? Meister? Obs gepaart?
Wartet auf des Herren: Werde!
Ruhe sanft von langer Fahrt!

Sinnend stand er da, gedachte des Abends im fernen Östreich, der Plauderstunde des Alten, der ihm sein Herz enthüllt, hier ruhte er nun aus, ein müder Wanderer von seiner langen, abenteuerlichen Irrfahrt, ein Leben, das zu den größten Hoffnungen berechtigte, aber auf dem Wege zur Höhe, zum Glück strauchelte.

No , lange schwebte ihm die Gestalt Lindeners vor Augen, sann er, ein Verstehender, über die mystische, Grabinschrift nach, bis andere Erlebnisse, neue Ereignisse die Eindrücke verdrängten, verwischten; das Leben gab andere Rätsel auf, setzte sich über Träumereien hinweg, verlangte vielmehr tatkräftiges, zielbewußtes, energisches Handeln, forderte gebieterisch sein Recht.

Zeitgenössische Schriftsteller.

B. Kiehne, Lange (Bela Lang). Manchem wird es vielleicht wundern, daß ich mit meinem Schaffen erst seit Kurzem an die Öffentlichkeit getreten, trotzdem ich schon in jüngeren Jahren den Musen huldigte, aber das Geschaffene immer wieder verschloß für spätere Zeit. — Aus einer alten angesehen Kapitänsfamilie stammend, väterlicher und mütterlicherseits, wurde ich in dem bremischen Hafenstädtchen Vegesack am 16. Juni 1857 als die Tochter des Kapitäns J. G. Lange geboren. Ich habe eine gediegene Erziehung genossen unter der Obhut liebevoll sorgender Eltern und eines frommen gesinnten Großvaters mütterlicherseits. Sonnige Jugendjahre, denen aber auch der Ernst des Lebens nicht verschont blieb, habe ich erlebt. Dann wurde ich im Jahre 1880 auch die Gattin eines Seemannes und war dadurch oft Monate und Wochen allein, und in vielen solchen

einsamen Zeiten sind meine Schöpfungen entstanden. Dann hatte meine Feder oft lange geruht, manchmal einige Jahre, denn zwei Töchter wuchsen uns heran, deren Erziehung fast meine alleinige Aufgabe gewesen war als Seemannsgattin. — Nun sind auch beide Töchter in die Welt hinaus dem Gatten gefolgt und einsam ist's nun wieder um mich geworden, wenn mein Gatte fern auf dem Meere weilt. Da kommen meine Musen wieder, ich will weiter mit ihnen schaffen und arbeiten und das Versäumte nachholen. — Ich möchte mit meinem Können geben was in meinen Kräften steht, mir noch jetzt Freunde und Freundinnen zu erwerben, das will ich mir zur Aufgabe machen.

Die Verfasserin bietet uns in in ihrem Buche „Gedichte und Novellen," welche im Verlag für Literatur Kunst und Musik, Leipzig erschien ein Schatzkästlein köstlicher Gaben. Die Verfasserin hält sich frei von jeden äußerlichen und gesuchten und spricht so zu uns, wie es ihr vom Herzen kommt und gerade dadurch erreicht sie, daß sie uns zu fesseln und anzuziehen weiß und wir ihr Buch lieb gewinnen. Man kann das Büchlein ruhig ein zweites Mal in die Hand nehmen und wird immer neue Schönheiten entdecken, die freilich nicht offen und

prahlerisch daliegen, sondern die man suchen muß, um sie recht zu verstehen, gleichsam dem Veilchen, welches im Verborgenen blüht, und des Wanderers übersattes Auge oft vielmehr erfreut, als die ganze Farbenpracht der Frühlingswelt.

Adolf Dreßler jun.

Else Lüttken. Ich bin 24 Jahr alt, einfach, sehr frei erzogen, wenn man überhaupt von einer Erziehung reden kann, wild aufgewachsen bin. Unter meinen Geschwistern nahm ich, solange ich denken kann, eine besondere Stelle ein. Mein Vaterhaus ist eine Mühle, vom Wasser habe ich das Sinnen und Nachdenken gelernt und bin beizeiten ernst geworden. Meine ersten schrift-

stellerischen Versuche waren frohlaunige Gedichte, die in ulkiger Weise, Jagdgesellschaften meines Vaters und Eigentümlichkeiten meines Onkels behandelten. Ich habe wohl Schweres und auch Böses erlebt, aber auch sehr viel Schönes. Ich habe die Natur über alles lieb und bin gern allein. Meine Werke sind ein Roman „Allein unter Menschen," sowie Gedichte und Novellen.

Es war mir eine Freude, als Schriftsteller und Kritiker Einsicht in das Schaffen der jungen Dichterin zu nehmen, da sie bei ihrer Jugend schon so Hervorragendes leistet, daß man ihre Beiträge nicht ohne Erstaunen entgegen nehmen kann. Einen besonderen Wert legt Else Lüttken auf die rein psychologische Ausgestaltung der handelnden Personen und weiß sie uns so an deren Eigenart zu gewöhnen, daß wir mit all den Gestalten erleben und mitfühlten. Die Sprache ist edel und schön, meistens von einer hohen, sicheren Vornehmheit. Als Romanschriftstellerin ist der Dichterin eine Zukunft nicht abzusprechen. Adolf Dreßler jun.

Hutzenlaub, Ernst (cand. archiv., Architekt, Schriftsteller, Stuttgart, Eichweg 9, Ps.: Ernst Arminius), geb. 11. VI. 1888 in Stuttgart Da sein Wunsch, zur Philosophie überzugehen, doch nie ernstlich in Betracht kommen konnte, so beschloß er die Architektur zu studieren, der er sich nun auch gänzlich widmete. Beschäftigt sich

aber in seinen Mußestunden mit schriftstellerischen Arbeiten und schreibt gegenwärtig auch ein Trauerspiel. Werke: „Jugendstürme und Frühlingserwachen". Gedichte: „Der Mammon, die Liebe und peitschende Wellen, Drama." „Enrik," Trauerspiel.

Ernst Arminius kann mit vollem Recht als Dramatiker der Zukunft bezeichnet werden, denn seine beiden dramatischen Werke müssen einen durchschlagenden Erfolg erringen, nicht nur ihres ergreifenden Inhalts wegen, sondern auch wegen ihres hohen literarischen Wertes. Mit fast meisterhafter Kunst beherrscht der Autor die Regeln der modernen Bühnentechnik und selbst die grassesten Momente seiner Handlung weiß er durch einen poetischen Einschlag zu mildern, ohne daß die realistische Wirkung dadurch auch nur die geringste Einbuße erleidet. Seine Gestalten sind echte Menschen von Fleisch und Blut und seine Sprache ist von hoher poetischer Kraft. Es ist wirklich an der Zeit, daß sich die Theater dieses genialen jungen Dichters annehmen, haben sie doch gar keine Verantwortung, da ein Mißerfolg ganz ausgeschlossen ist. Sie erwerben zwei wirklich gute Stücke, die ihnen zweifellos auch einen materiellen Erfolg bringen werden. Daß Ernst Arminius auch als Lyriker wirklich Hervorragendes leistet, mag eine Gedichtsprobe belegen.

Adolf Dreßler jun.

Neue Bücher.

Karl Brand: Dichten und Trachten. Gedichte. (Hochemmerich am Niederrhein. Verlag von Karl Brand. 1911. In Kommission bei Joh. Pannen, Friemersheim am Niederrhein.)

Manch schönes Gedichtchen spricht aus dem Bändchen des rheinischen Dichters, der in seiner Gabe ein starkes Talent offenbart. Sehr gut scheint auch dem Verfasser das Sonett zu liegen. Sie enthalten meist Reminiszenzen an unsere „Großen", wie Grabbe, Freiligrath usw. und würden etwas gefeilter noch besser wirken. Aber dennoch sind solche Dichtungen wie die Karl Brands in unserer nüchternen Zeit dankbar zu begrüßen.

Robert Lüking.

Frieda Dunker: Streiflichter. Humoresken und Erzählungen. (Leipzig-Möckern 1911. Magazin-Verlag 198 Seiten.

In den vorliegenden 9 humoristischen Erzählungen beherrscht die Verfasserin mit bemerkenswerter Gestaltungskraft die Sprache. Mitten aus dem modernen Leben hat Frieda Dunker ihre Stoffe, die sie mit einem unverfälschten Humor amüsanten Plaudertone zur Darstellung bringt, gegriffen. Besonders gut gelungen erschienen mir „Ein prächtiger Mensch", „Zeitvertreib", „Der Basar des Frauenvereins". Wer da Freund eines ungeschminkten Humors ist, gehe nicht unbeachtet an diesem Buche vorüber!

Robert Lüking.

Joseph Renker: Das Liebeswunder. Eine Dramatisierte psychologische Studie in 2 Akten. (Bruno Volgers Verlag Leipzig-Gohlis 1911.)

Mit Geschick hat Renker die sich gestellte Aufgabe, die alles vermögende Wundermacht der wahren entsagenden Liebe zu zeigen, gelöst. Die unschöne Anna sucht den Großfürsten Boris von Ostrawien von der ihn zugrunderichtenden Liebe zu Matilde, ihrer schönen Schwester, um deretwillen er beim Zar in Ungnaden gefallen ist, zu befreien. Da sie ihn, den sie selbst liebt, auf jeden Fallretten will, greift sie zum letzten Mittel: sie tötet ihre Schwester, durch Gift und überliefert sich dann freiwillig der strafenden Gerechtigkeit, da sie ihn erlöst weiß. Die Anna ist ein Charakter wie man ihn selten so genau psychologisch durchgeführt finden wird, wie gerade bei Renker. Auch die übrigen Charaktere sind vollendet gezeichnet. Die Sprache ist frisch und lebenswahr; die Szenen sind geschickt geführt, so daß eine Aufführung wohl dem Stücke zu wünschen wäre.

Robert Lüking.

Paul Volckhart: Der neue Weg. Die Tragödie der Erkenntnis in 3 Akten. (Preis M. 2.—. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis 1911).

Paul Volckhart bringt in seiner Tragödie die gewaltigen Weltanschauungs- und Religionskämpfe der Gegenwart vollendet zur Darstellung. In bühnenwirksamer Gestaltung bringt er uns diese aufreibenden Kämpfe in der Familie eines angesehenen Gelehrten vor die Augen und läßt uns gleichsam den Konflikt, der mit dem Untergange zweier Familienmitglieder — Mutter und Kind — endet, miterleben. In der Zeichnung der Personen — es sind nur wenige — offenbart sich ein nicht zu unterschätzendes Talent. Auch bühnentechnisch bringt der Autor — besonders im zweiten Akt — manches neue.

Robert Lüking.

Friedrich Gerhard: Lieder der Liebe. (Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern 1911).

Anmutige, warmherzige Liebeslieder bietet uns der Dichter in schöner, klingender Form und erinnert unwillkürlich an Heine oder Lenau. Aber nicht nur die Liebe besingt er in dezenter, nicht überschwenglicher Form — wofür ich dem Autor besonders danke — er zieht auch Natur, Kunst und Freundschaft in den Bereich seiner Muse. Die Sprache ist gewählt und darum sei das Buch warm empfohlen; denn für jeden kommt einmal die Zeit, in der er wie unser Dichter empfindet.

L. Robert.

Ludwig Riemer: Neue Gedichte. (Wien 1911. Verlag von Carl Konegen.)

Ein Bändchen graziöser Gedichtchen auf gutem Papier ist Riemers poetische Gabe, die mit meist wohlklingender Sprache wohl einer Empfehlung würdig ist. Fast alle menschlichen Gefühle kommen hier zur Sprache und der Dichter findet für jeden den rechten Ton.

Robert Lüking.

Robert Klingner: Pastelle. Buchschmuck von Dr. F. Hochstimm. (Der Dom-Verlag Leipzig 1911.)

Was uns der Verfasser in seinen Skizzen zu sagen hat, ist anmutig und unterhaltend und wäre etwas gefeilter noch wirksamer. Immerhin spricht doch aus dem Ganzen ein hübsches Talent, das Beachtung verdient.

Robert Lüking.

August Koppits: Im Zeichen der Hornis. Aus meinem Skizzenbuche 1900—1906. (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung Leipzig-Gohlis 1911.)

In angenehmem Plauderton bringt Koppits über 20 Skizzen mit teilweiser versteckter Selbstironie und

Schilderung recht poetischer Art. Die manchmal überraschend kraftvollen Skizzen bieten viel Eigenartiges und Schönes.

Robert Lüking.

Lulu Ucelli. Roman von Berta Saturny. Verlag Hugo Bermühler. Berlin.

Der neue Roman, den uns Berta Saturny in diesem Jahre auf den Weihnachtstisch legt, gibt wiederum einen schönen Beweis von der Erzählkunst der beliebten Verfasserin. Das Schicksal des Proletarierkindes Lulu Ucelli, das durch Schönheit und maßlosen Ehrgeiz den Weg in das Ehegemach eines Herzogs zu finden weiß, ist mit solch zwingender Logik gezeichnet, daß der Leser ganz das Ungewöhnliche dieser Laufbahn vergißt. In diesem Schicksal verkörpert sich der Kampf des aufstrebenden Proletariats gegen dekadente Aristokratie. Ebenso zäh und verbissen, wie diese kleine rothaarige Sängerin bahnen sich seit Jahrhunderten die unteren Klassen ihren Weg nach oben. Das Aufeinanderprallen dieser zwei Lebenssphären mit seiner ganzen Grausamkeit und Verschlagenheit ist in sehr fesselnder Weise geschildert. Einen besonderen Wert erhält auch dieses Buch Berta Saturny wieder durch die reife Beobachtungsgabe und das verfeinerte Kunstverständnis der Verfasserin, das zumal in der Darstellung ungewöhnlicher Situationnen und in der Schilderung des Großstadtlebens zutage tritt.

Dr. Reinhold Eichacker.

Eva. Novellen von A. Heberlein. Silva-Verlag, Berlin und Leipzig.

Ein Buch daß sofort den kundigen Schriftsteller ausweißt. Es behandelt die Lebensabenteuer eines jungen Idealisten von der Kindheit bis zu seinen tragikomischen Ende. Nur zwei andere Lebensschicksale, ein trübes und ein sonniges spielen hinein. Sonst ist immer von ihm selbst die Rede. Die Zeichnung der eigenartigen Mädchengestalten „Eva" und „Laura" sind von überzeugenderCharakteristik und vermögen eine reizvolle oft sinnbetörende Wirkung auf uns ausüben. Des Verfassers Schreibart ist feinsinnig und weist oft einen großen Blütenreichtum auf.

Adolf Dreßler jun.

Träumereien eines Unmodernen von J. Harberg, Verlag für Literatur Kunst und Musik, Leipzig.

Der Verfasser führt gleich mit diesem Büchlein in der literarischen Welt gut ein. Es enthüllt uns eine schwärmerische phantastische Dichterseele.

Von beiden Ufern. Neue Gedichte von Ilse Franke, Karlsruhe und Leipzig 1911 im Dreililien-Verlag.

Das vorliegende Buch bietet uns eine Fülle der schönsten Dichtergaben, die der deutschen Lyrik alle Ehre machen. Leicht und ohne Mühe vermag es die Verfasserin, ihre reich phantastischen Gedanken in ein anmutiges Versgewandt zu kleiden und fast jede Stimmung wird bis zur Neige ausgeschöpft. Eine wundervolle Gefühlswelt tut sich gleich einem duftdurchströmten Garten vor dem Leser auf. Seltsame Blumen blühen darin, die Herz und Auge erfreuen. Oft scheint ein sanftes Schattenspiel der Dämmerung zu weben, oft auch ziehen dunkele Wolken herauf, aber niemals vermögen sie das Farbenmeer von Glanz und Schönheit zu trüben.

Adolf Dreßler jun.

Komm mit mir. Gedichte von Erda. Leipzig-Raschwitz, Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung.

Schon der Titel des Buches, sagt, daß es sich hier um keineDurchschnittsarbeit handelt. Es sind Gedichte von starker poetischer Kraft, die uns eine Fülle schöner und reicher Gedanken bieten.

Adolf Dreßler jun.

Die Kunigunde des Herrn Schlotterhos. Ein buntes Skizzenbuch von Paul Alexander Schettler. Leipzig 1911, (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz, Preis M. 1.50.)

Der Titel dieses unterhaltenden Büchleins läßt schon vermuten, daß die zehn Bunten Skizzen, die es in sich vereinigt, mehr oder weniger auf den heiteren Ton gestimmt sind. Erscheinen doch die Helden der kleinen Satyren an sich drollig genug, und lassen Kapitel, wie „Die Familentante", „Müller mit dem Knick im Ohr", „Der neue Hut, usw. darauf schließen, daß es sich zumeist um Idyllen aus Kleinstadtwinkeln- und gassen handelt, wo die „Reinkultur" der harmlosen Absonderlichkeiten der Hauptsache aber treffen wir in der Sammlung auf ergötzliche Kind- und Tiergeschichtchen in buntem Wechsel. Machen wir mit der „Kunigunde" bereits die erste vierbeinige Bekanntschaft, so lernen wir auch mit vergnüglichem Behagen den „Affen der Frau Amtsrichter", „Rudis Mäuse", „Die Liebeskatze", Heinis sechsfüßigen „Busenfreund u. a. kennen. Aber selbst leblose Gegenstände und ihre Schicksale werden dem Leser aufgetischt. Wir erfahren vor „Emil", dem „Grammophon" und Tante Klaras „Gebiß", um einiges zu nennen. Dies alle ist in einen so frischen und fröhlichen Humor getaucht, daß wir überzeugt sind, kein Leser wird das Buch ohne herzliches Lachen aus den Händen legen. Die Skizzen eignen sich auch vortrefflich zum Vortrag in Gesellschaften.

Jugend-Novellen und Skizzen. Von Herbert Wagner. Leipzig, Raschwitz Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung.

Man kann diese Novellen trotz ihres oft nackten Realismus schlechthin als Gedichte in Prosa bezeichnen. Das Schönste bietet der Verfasser in der ersten stark fantastischen Novelle „Die Mutter". Hier vereinen sich wie bei Gerhard Hauptmann Leben und Traum in so wundervoller Weise, daß man einen besonderen Reiz beim Lesen empfindet. Aber auch die anderen Novellen sind, jede in ihrer Art, hoch zu bewerten.

Adolf Dreßler jun.

Führer für den den deutschen Reichstagswähler. Das Buch ist ein zuverlässiger Begleiter, der bei der Tageslektüre, in politischen Versammlungen, am Stammtisch seinen Besitzer nicht im Stiche lassen wird. Der mäßige Preis von ℳ 1.40 sollte dem freundlichen und brauchbaren Führer, der im Verlage von Arthur Dolge, Stuttgart, erscheint, jedes Haus öffnen.

Jack London, Wolfblut. Illustriert von Walter Heubach, in Umschlag geheftet 3 Mk., in farbigem Leinenband 4 Mk. (Fr. Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br.)

Jack London beweist in „Wolfsblut" zum ersten Male, daß es möglich ist, einen Tierroman zu schreiben, ohne am Wesen des Tieres zu ändern. Die Vertiefung in die Seele des Tieres ist inzig artig und di Lebensgeschichte des Wolfsprößlings innerlich so wahr, daß „Wolfsblut" über Rudyard Kiplings „Im Dschungel" zu stellen ist, wo die Tiere vermenschlicht werden und sprechen.

Der Einzige auf der weiten Welt. Ein Menschenleben von Karl Bienenstein. Preis geheftet ℳ 2.50, gebunden Mk. 3.60 Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

In packender Sprache führt der Verfasser uns die Schicksale eines Menschen vor, der durch Leid zum bewußten Leben erwacht. Leid ist es auch, das diesen durch sein ferneres Leben begleitet und seine Seele zu zerfleischen droht. Nach dem letzten Schicksalsschlage sucht er Frieden in der Einsamkeit des Waldes, kann ihn aber anfangs nicht finden, zu sehr nagt an ihm noch der Groll gegen die Menschen, die er für sein verpfuschtes Leben verantwortlich macht. Da beginnt der Wald zu ihm zu sprechen mit seinen wunderbaren Stimmen, es zieht tiefes Glück in seine Seele ein, er findet in der Einsamkeit des Waldes den Frieden, wird der Einsame, Einzige auf der weiten Welt.

Das aufsteigende Leben. Von Hülsen.

Von einem pflichtgetreuen, fleißigen, begabten, ein wenig kühlen und doch liebenswürdigen Verwaltungsbeamten wird erzählt, der sich im Dienste des Staates aufreibt; sein Amt erfordert den ganzen Mann, der vom Landrat zum Stadtrat, dann zum Oberbürgermeister und schließlich zum Handelsminister avanciert. Den eigenen Söhnen fehlt die Hand des allzuvielbeschäftigten Vaters; sie entarten, jeder in seiner Weise. Und als der zu früh Gealterte in Ungnade entlassen wird, da sieht er den Verfall seines Hauses deutlich vor Augen.

An der Grenze. Von Herman Arthur Weil. Skizzen. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Raschwitz, Preis Mark 1.—.)

Es ist ein kleines lebenslustiges Büchlein, das uns da unter dem Titel: „An der Grenze" auf den Tisch geflogen kommt. An der Grenze der Moral einerseits und an der politischen Grenze andererseits spielen sich die Skizzen ab, die jede ein Bild für sich — und jedes Mal in ein anderes Milieu führen. Durchs **Gefängnis** und die **Lebelokale** auf den **Karneval** und ins **Manövergelände.** Die Broschüre, die nur 1 Mk. kostet ist ebenso spannend wie anschaulich und mit flüssiger Feder geschrieben. Sie kann bezogen werden vom Verlag oder von jeder Sortimentsbuchhandlung.

Mehr Freude. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Neue, vermehrte Ausgabe. 54.—65. Tausend. Freiburg 1911, Herder. Geb in Leinwand ℳ 3.—, in Juchtenbockleder ℳ 4.50, in Pergament ℳ 6.—

Was diese vorliegende Ausgabe beachtenswert macht, ist ihre teilweise Umarbeitung und stoffliche Bereicherung. Auch die neu eingefügten Kapitel haben all die bekannten Vorzüge der Kepplerschen Darstellung; auch sie regen wieder mächtig an und werden, das steht zu hoffen, dem schon weitverbreiteten Büchlein noch mehr Freunde erwerben.

Preisausschreiben betreffend!

Wegen Überhäufung an Material ist es erst möglich, den Einsendungstermin am

1. Februar 1912

zu beschließen. Eventl. Einsendungen werden noch berücksichtigt und das Ergebnis im Februarheft bekannt gegeben.

Die Redaktion.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur · Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger

Januar 1912

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Erwin Schlüter:

Aus der jüngsten deutschen Literatur.

Die deutsche Literatur ist krank und es geht ihr garnicht gut, so sehr man sich auch um sie bemüht. Die Literatur leidet an ihren eigenen Verlegern, denn diese als technische Erzeuger derselben sind für sie in erster Linie verantwortlich, nicht deren geistige Urheber. Es ist in letzter Zeit, besonders von Schulmännern und Behörden, viel gegen die Schundliteratur geeifert worden, und schließlich bemerkte man zum eigenen Erstaunen, daß „Schundliteratur" eigentlich ein sehr unbestimmter Begriff sei. Selbstverständlich. Man braucht durchaus nicht in jedem Groschenhefte Schund zu erblicken, wie man hinwiederum in einem Buch, welches in Ecraséleder gebunden, und dessen Inhalt auf van Geldern Bütten gedruckt ist, nicht unbedingt gesunde Literatur zu finden braucht. Nun meine Herren Schulmänner, Nick Carter und ähnliche Erzeugnisse sind Schund, das steht positiv fest. Denn diese Literatur greift an die Herzen unserer Jugend. Es gibt jedoch noch eine andere Literatur, welche man zwar nicht ohne weiteres zur Schundliteratur rechnen darf, die aber unter Umständen dem deutschen Volke mehr Schaden zufügen kann, als irgend eine Groschen-Serie. Sehen Sie dort in der Auslage jenes prächtig ausgestattete Buch? Es ist ein gekürzter Casanova, mit Illustrationen von F. de Bayros, einem anerkannten Künstler. Gleich daneben steht eine neue Auswahl aus dem Dekamerone des Boccaccio. Daneben wieder die Prager Ausgabe des Heptameron der Königin von Navarra, ebenfalls illustriert. Sehen Sie, meine Herren, das ist Schund! Nehmen Sie die Bücher ruhig heraus und werfen Sie sie auf den Kehrichthaufen, auf den sie gehören.

Sie werden natürlich einwenden, diese Werke seien doch wichtige Kulturdokumente. Gewiß, in ihrer Urform ganz bestimmt. Aber betrachten wir doch einmal die vorliegenden Ausgaben näher. Alle Längen des Casanova und Boccaccio, — und damit die einzigen Teile, welche kulturhistorischen Wert haben —, sind gestrichen, und als Rest bleibt eine Reihe kurzer, stark erotischer Erzählungen. Das Heptameron, welches übrigens, wenn überhaupt, nur literarisch-historischen Wert hat, braucht man garnicht zu kürzen.

Und dann: Wozu benötigt ein derartiges Werk Illustrationen, wenn sie nicht aus dessen Entstehungszeit stammen? Illustrationen aus unserer Zeit zu diesen Werken, welche bereits mehrere Jahrhunderte alt sind, stellen doch lediglich die Produkte einer überhitzten Phantasie dar, und haben überhaupt keinen kulturellen Wert. Von dem Zweck, welcher mit Abbildungen verfolgt wird, wollen wir ganz schweigen. Nun fragen Sie, was haben unsere Verleger für Schuld daran? Nun, für die deutschen Verleger, wie überhaupt für alle im wirtschaftlichen Kampfe Stehenden, sind die Zeiten nicht eben günstig, nicht so günstig wenigstens als zur seligen Zeit der zehnbändigen Romane. Heutzutage ist das Lesepublikum viel zu nervös und eilig, um in seinen Mußestunden nach einem derartigen Ungetüm zu greifen.

Die Ansprüche sind raffinierter geworden. Dieser Umstand hat auf die Arbeit des modernen Verlegers nach zwei Richtungen hin eingewirkt.

In erster Linie ist er jetzt um die äußere Ausstattung seiner Verlagswerke bemüht, und in dieser Beziehung wird in Deutschland wirklich hervorragendes geleistet. Die englische Buchkunst, welche uns als Vorbild diente, ist längst überholt, denn in England ist künstlerische Buchausstattung bei weitem nicht so allgemein, wie im jetzigen Deutschland. Einbandentwurf, Umschlag, Druckordnung stammen meist von Künstlerhand, ja selbst die Type ist oft genug von individuellem Schnitt. Der moderne Verleger ist seinen Verlagswerken ein guter Vater. Bis in die kleinsten Einzelheiten hinein erstreckt sich seine Tätigkeit. So wird er z. B. zu sagen wissen, wo das Leder, in welches seine Bücher gebunden sind, herstammt und womit es gegerbt wurde. Dies ist natürlich alles sehr erfreulich. Minder erfreuliches ist dagegen von der Literatur selbst zu berichten, welche auf diese Weise in den Handel kommt. Zwar gibt es — das will ich vorweg bemerken — eine Anzahl Verleger, die, oft unter Hintansetzung ihrer wirtschaftlichen Interessen, bestrebt sind, dem Lesepublikum nur in jeder Beziehung Gutes bieten, und womöglich noch geschmackbildend zu wirken. Ihr Gewinn ist meist lediglich das schöne Bewußtsein, daß sie bona fide handeln. Doch diese Verleger haben als Ausnahmen zu gelten. Die übrigen statten ihre Verlagswerke zwar gut aus, entschädigen sich jedoch für die höheren Herstellungskosten dadurch, daß sie zur Publikation nicht neue Werke wählen, die sich ihren Platz in der laufenden Literatur erst noch erobern müßten, sondern solche, deren Attraktion und Zugkraft sich bereits seit langem erwiesen hat. In dieser Beziehung wird nun leider sehr viel gesündigt. Es sind während der letzten Jahre ganze Serien von Werken erschienen, für deren Existenz in Neuausgaben auch nicht das geringste Bedürfnis vorhanden war. Ich weise nur darauf hin, daß im letzten Halbjahre allein drei verschiedene Ausgaben von Casanova's Memoiren erschienen, darunter eine ungekürzte Monumentalausgabe, die zu Studienzwecken wohl genügen dürfte. Es gibt Verleger, die sich fast ausschließlich mit Neuausgaben aus der älteren romanischen Literatur befassen. Uralte Werke, wie: die „Köstlichen Nächte des Straparola", „Antoine La Sale's", „Die Hundert Neuen Novellen", das Pentameron, das Lesebuch der Marquise — welches mit Wohlanständigkeit ungefähr soviel gemein hat, wie ein Australneger mit einem Eskimo — sowie die bereits oben genannten Werke treiben seit wenigen Jahren wieder in der deutschen Literatur ihr Wesen. Es ist unglaublich, welcher Unfug mit der „kulturhistorischen Bedeutung" getrieben wird. Mit dieser Motivierung könnte man ja schließlich den üppigen literarischen Schwulst der deutschen Marinisten des 17. Jahrhunderts wieder aufleben lassen (was übrigens vor einigen Jahren Franz Blei in München versuchte). Es würde sich gewiß auch dann noch eine urteilslose Kritik finden, die das als Kulturtat hinstellt.

Aber bleiben wir bei den Verlegern! Es gibt deren mehrere, welche in richtiger Erkenntnis der Reklamewirkung des „Konfisziertwerdens" eifrig darum bemüht sind, daß keine ihrer Publikationen unbeanstandet erscheint. Diese Maßnahme soll u. a. auch den Reklame- und Anzeigenetat ungemein entlasten. Hierbei erwähne ich nur eine neuere Berliner Wochenschrift, deren Verleger nicht schlafen kann, wenn seine Zeitschrift nicht in jeder Nummer gegen die öffentliche Moral oder den guten Geschmack fehlt. Dabei gibt er sich — ebenso wie der Herausgeber der Zeitschrift — als Prophet einer neuen Weltanschauung. Worauf es aber tatsächlich ankommt, konnte ich kürzlich deutlich aus einer Anzeige im buchhändlerischen „Börsenblatt" ersehen. Besagter Verleger schrieb dort im Tone höchster Entrüstung, daß schon wieder eine Nummer seiner Wochenschrift für Preußen verboten worden sei, und daß er deshalb für seine außerpreußischen Kollegen auffallende Streifbänder hergestellt habe: „In Preußen verboten!" Er bitte um tätige Verwendung etc. etc.

Die Anzeige spricht für sich.

Außer dieser öffentlichen Literatur, der man jederzeit auf den Zahn fühlen kann, gibt es noch eine, die im Verborgenen blüht. Es ist dies die Privatliteratur. Auch darüber will ich noch ein Wörtchen reden.

Es ging mir da neulich ein Prospekt zu über einen neuen Band der „Anthropophyteia", Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral". Diese Jahrbücher erscheinen als Privatdrucke, und auf dem Prospekt wurde in Fettdruck verkündet, daß sie nur gegen Legitimation „zu Studienzwecken" zu haben seien. Ich wurde neugierig, ging zu einem Buchhändler und verlangte das Werk zur Ansicht. Und was meinen Sie? Nach wenigen Tagen konnte ich es einsehen und auf meine Bitte sogar mit nach Hause nehmen, ohne mich über meine Eigenschaft als Gelehrter

(der ich ja nicht bin) ausgewiesen zu haben. Ebenso ging es mir mit einem Privatdruck über bayrische Bauernerotik sowie mit einem Ergänzungsband zu einer sehr bekannten Sittengeschichte.

Um nicht als Schnüffler zu gelten, bemerke ich zunächst, daß ich an dem wissenschaftlichen Ernst der Werke durchaus nicht zweifle. Was mich stört, ist lediglich die Tatsache, daß man einen Privatdruck wie jedes andere Buch kaufen kann. Die Werke, welche nur in ganz kleinen Auflagen hergestellt werden sollten zur vertraulichen Zirkulation unter Gelehrten, die wirklich damit arbeiten, erleben Auflagen und Neuauflagen. Sie kommen zum Teil sogar in den Antiquariatshandel. Dabei muß man in Betracht ziehen, daß es sich in obenerwähnten Fällen um einige Hundert Abbildungen, Herrentischlieder etc. handelt, wovon die Wiedergabe an dieser Stelle auch nur eines Einzigen mich sofort mit dem Staatsanwalt in Konflikt bringen würde.

Es wäre wünschenswert, daß solche Werke, bei denen die Art der Verbreitung den Charakter eines Privatdruckes illusorisch macht, in der Zensur nicht als Privatdrucke, sondern als „elegante Pornographie" behandelt würden. Sie verfielen dann sofort der Konfiskation. Aber freilich, die Zensur könnte sich die Gewißheit im einzelnen Falle nur durch Proben aufs Exempel verschaffen.

„Gib mir alle Wissenschaft und ich bin glücklich," hat der große persische Weltweise gesagt. Dabei hat er allerdings leider nicht an die deutsche literarische Zensur gedacht.

K. Brand:

Der alte Dichter.

Es strich ein Lächeln über sein Gesicht,
Wie Sonnenschein strahlt es aus seinen Zügen;
Er hielt in Händen ein gedruckt' Gedicht,
So war's doch wahr, das Brieflein tat nicht lügen.

Zu Allerseelen zog es ihn hinaus
Zum Friedhof, zu den Gräbern seiner Lieben;
Dort strömt in Versen seine Seele aus
Das Leid, das ihm das Leben zugeschrieben.

War's auch kein Meisterwerk, es war ein Lied,
Von Herzen kommend und zu Herzen gehend;
Und immer wieder liest's der Verseschmied,
Das Blättlein mit den welken Händen drehend.

Nur daß die Zeitung ließ den Namen fort,
Das quält ihn doch, trotzdem schon weiß sein Scheitel;
Ich dachte still bei mir und sprach kein Wort:
Ob alt, ob jung, — die Dichter bleiben eitel.

——

Florentine Gebhardt:

In der Kastanienallee.

Ihr schattenden Kastanien! Da die Fülle
Der Blütenkerzen in des Maien Prangen
Euch noch umgab wie eine lichte Hülle,

Da hab' ich wohl gedacht mit leisem Bangen:
Wie wollt Ihr all den Reichtum tragen mögen,
Wenn da, wo Blüten stehn, einst Früchte hangen?

Wird nicht, der all zu große Sommersegen
Die Kron' Euch beugen, Eure Äste knicken
Und führen Euch dem Untergang entgegen? —

Vergebne Furcht! Noch eh' zum Scheiden schicken
Der Lenz sich mag, ein seltsam Wandelspiel
Sah ich vollziehen sich vor meinen Blicken:

Noch mitten in den Drang des Wachsens, fiel
Ein Früchtlein nach dem andern von den Zweigen;
Nur wen'ge finden einst der Reise Ziel! —

Natur, ich muß mich deiner Weisheit beugen:
Du wählst, daß deine Zwecke sie erreichen,
Nur sie, die stark sich allen Wettern zeigen!

Die übrigen, die schwachen, müssen weichen;
Sie sinken stumm zur Erde sonder Klage —
Der Mensch nur lernt es nie verstehn noch tragen,
Daß Leben Bahn sich bricht stets —über Leichen!

——

George Morin:

Im achtzigsten Lebensjahre.

„Schon wieder dichten? Hast du nie genug?
Auch nicht in deinen alten Tagen?
Kann ruh'n nicht deiner Liederschwingen Flug?"—
So hör' ich euch, ihr Guten, fragen. —

Warum genug? — glaubt ihr denn wirklich wohl,
Die Triebkraft wär' mir ausgegangen?
Mein Lebensstamm er wär' schon innen hohl,
Und könnt' nicht mehr mit Blüten prangen?

O Gott, wie müßt ihr abgestorben sein,
Wenn ihr nicht könnet daran glauben,
Daß oft ein alter Weinstock ganz allein
Darbringt die allerbesten Trauben!

Der Vogel singt, weil er nicht anders kann,
Auch noch in seinen alten Tagen. —
Wie e r, leb' ich in einem solchen Bann —
Verschont mich drum mit euren Fragen!

So sing' ich denn, wie einst im Jugendtraum
Noch heute frisch im Dichtertrosse. —
Habt acht, ihr Guten, und gebt freien Raum
Hier meinem deutschen Flügelrosse!

——

Blumen.

Skizze von Rudolf Blum.

Klar und hell scheint die Sonne auf das schöne Fleckchen Erde, das sich dem erstaunten Wanderer zeigt, wenn er aus dem dunklen, märchenhaften Tannenwald heraustritt. Weite Wiesen voll der schönsten Blumen breiten sich vor seinem Auge aus wie ein grüner Teppich, auf den die Obstbäume ihre vollen Schatten werfen. Gleich einer flinken Eidechse windet sich der sonnenbestrahlte Bach, fröhlich mit den gelben Dotterblumen am Ufer plaudernd, über den grünsaftigen Moosgrund; wirft seine geschwätzigen Blicke auf die schwermütige Weide, die traurig und einsam wie ein stummer Geist zu ihm herunterschaut und freut sich des Sonnenlächelns der ganzen Umgebung, freut sich der Bachstelze, die wassernippend von Stein zu Stein hüpft und der Mücken, die spielend über seinen Gewässern schwirren.

Inmitten dieses Fleckchens steht ein Häuschen mit klaren Fenstern und hellen freundlichen Vorhängen. Eine in schwachem Bogen ansteigende Treppe führt mit weißen Girlanden geschmückt durch eine eben geöffnete Tür in das Innere des Häuschens.

Ein junges Pärchen tritt heraus, schließt hinter sich behutsam die Tür, aus der fröhliche Melodien mit lachenden Stimmen sie begleiten.

Er — ein kräftiger schlank gewachsener Mann mit tiefblickenden, freundlichen Augen, einer hohen von schwarzen Haaren umrahmter Stirn —streicht mit seiner weißen Hand die Löckchen des Mädchens aus dem Gesicht und führt die anmutige in weiß gekleidete Gestalt halb tragend die Treppe hinab, hinaus in die duftenden Wiesen.

Fester schmiegt sie sich an ihn und schaut mit leuchtenden Augen in die seinen.

„O Walter, wie schön ist es doch hier, wie schön!" —

„Ja, Erna, jetzt meine liebliche Braut, schön ist's hier außen; schöner als bei Basen und Tanten im Zimmer. Ich hätte unsre Verlobung auch gar nicht anders denken können und mögen als hier in der wunderschön blühenden Welt. Sie ist geschaffen wie eigens für uns," fügte er inniger hinzu.

„O du, Lieber, Bester." Jubelnd hängt sie sich an seinen Hals und küßt ihn immer wieder und wieder, wobei ihr Tränen aus den glückseligen Augen perlen.

So kamen sie unter neckischem Plaudern und Lachen an den schwätzigen Bach mit seinen silberschaumigen Wellen.

„Du, Erna, ich seh' dich," sagte er lachend nach einer Weile zu ihr.

„Ja — ich dich auch," meinte sie ebenfalls lachend.

„Ich aber dich zweimal; siehst du wohl."

„Ach du, du bist nicht ganz recht, wie sollst du mich denn zweimal sehen?" fragte sie verwundert.

„Ja, siehst du, das einemal stehst du vor mir und das andremal unter mir, hier in dem schönen klaren Wasser, von den Wellen umschwärmt.

„O du, ich will dich auch zweimal sehen." Damit hoppte sie herab zur Stelle, wo er stand ganz nahe an das Ufer des Baches, freudig küßte das

lustige Wasser ihre niedlichen Füße und streute silberglänzende Perlen verschwenderisch um sich her.

„Wie schön es doch da unten ist, hier auf dem moosigen Grunde, wie schön doch, Erna, gelt?“

„Ja, so schön und so weich und so klar.“

Ein paar große Steine schauten, eine natürliche Brücke bildend, aus dem schäumenden Wasser hervor; Walter trat behutsam von einem auf den andern und führte seine Braut glücklich ans andere Ufer. Dann schlang er seine Arme fester um sie und beide gingen dem nahen Wäldchen zu.

Ein Spottvogel flog vorbei und rief ihnen zu: „halt nur fest, halt nur fest,“ worüber Erna so sehr erschrak, daß sie zitterte.

„Du,“ meinte er eindringlich besorglich, „was hast du denn, daß du so zitterst; friert es dich? es ist doch nicht kalt.“

„Ach nein, aber — weißt — weißt —“ Sie stockte und wurde verwirrt.

„Was ist denn, mein Liebchen; komm, sag es mir.“

„Ach du, ich bin so dumm. Mich erschreckt gleich alles.“

„Dich? das weiß ich ja gar nicht. Was hat dich denn erschreckt?“

„Ich mag es gar nicht sagen, du lachst mich aus, wenn ich so dumm bin.“

Das sagte sie in einem Tone und schaute ihm dabei mit Augen an, als wollten sie sagen: ich sag' dir's ja gerne, nur darfst du mich nicht auslachen. In überzeugendem Tone versicherte er sie auch, daß er sicher nicht lache.

„Ach weißt,“ fing sie zögernd an, „jedesmal, wenn so ein Spottvogel vorbeiflattert, geschieht etwas. Papa hat sie auch gar nicht leiden können, er machte immer Jagd darauf, bis er dann starb. Und da, da war einer im Zimmer.“

„Das meinst du nur,“ versicherte er sie, „das traf eben so zusammen. Du siehst ihn auch sonst, du weißt es nur nicht und nur nachher erinnerst du dich daran.“

„O, wenn das nur so ist.“

„Aber sicher, mein Lieb. Was soll so ein Vogel auch wissen, nichts; wir legen nur seinen Schrei so aus. Drum komm, sei wieder lustig und mein liebes Liebchen, du, gelt, Erna.“

Er nahm sie zärtlich in seine Arme, streichelte ihre zartangehauchten frischen Wangen und küßte sie solange auf ihren schönen Mund, bis sie wieder ihr beglückendes Lachen gefunden.

Was sollte sie sich auch grämen, war e r ja da, ihr einziger, geliebter Walter, und ringsum atmete der Wald so frisch und duftete so würzig wohl. O wie glücklich war sie. Gibt es etwas Schöneres als liebende Menschen, die den Göttern gleich ihr Eigenstes verschenken und darin glücklich sind?

Sie sprang ihn heiter lächelnd um den Hals und zog ihn mit sich fort an ein dicht verstecktes, schön umlaubtes Rasenplätzchen, wo sie sich ins Moos setzte, ihn mit sich herunterziehend. Dicht aneindergeschmiegt und fest verschlungen saßen sie da.

„O, wie schön ist der Wald, wie schön ist es hier,“ rief sie freudig aus, „da möcht ich immer bleiben, so mit dir ganz allein, allein; o du mein Lieber, ich bin so glücklich, wenn ich bei dir bin und so froh — o du!“ —

„Auch in mir ist jeder Wunsch gestillt, und die Begierde schläft, und die Gedanken ruhen. So möcht' ich immer bleiben, ohne Wünsche, ohne Denken.“

„Ach du,“ sie schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Weißt, in einem Jahr, wenn wir Mann und Frau sind,“ sagte er lächelnd zu ihr, „da bauen wir ein kleines Häuschen hierher, ganz versteckt im Gebüsch, daß es niemand, gar niemand sieht.“

„O ja, und daß es niemand sieht?“

„Ja,“ wiederholte er, sie an sich drückend, „und dann — — — ja dann — — — dann machen wir es ganz fein.“ — — —

„O ja, ja du,“ unterbrach sie ihn, „dann richten wir uns ein, weißt, ganz fein, o so fein.“

Wie ihre Augen strahlten, wie selig sie bei dem Gedanken war; ach ihr kamen die Tränen vor Glück.

„Weißt Lieber,“ fuhr sie dann fort, „das Schlafzimmer muß so fein werden, so weiß und so weich, weißt, o du, du.“ — — —

Sie konnte selbst nicht sagen, w i e fein und w i e schön; sie hatte nur eine ganz dunkle Vorstellung, daß es so werden muß. Und war so glücklich bei dem Gedanken. So phantasierten sie beide in ihrem jungen Glücke fort.

Die Sonne war im Versinken. Sie spannte ein weiches Goldtuch um Wald und Feld, um Baum und Busch. Zitternden Goldfäden gleich flatterten die Strahlen von Zweig zu Zweig, von Blatt zu Blatt. Einige Schmetterlinge gaukelten träumerisch in der Luft und freudiger, lustiger und schneller rauschte der Bach.

Da stand Erna auf; sie wollte ihm eine Freude machen.

„So, Liebster, jetzt bleibst du schön sitzen, bis ich wieder komme, gelt? Weißt," fügte sie neckisch lächelnd hinzu, „ich bin gleich wieder da; — ich will nur etwas holen."

Und damit war sie fort. Blumen zu sammeln, viel, viel Blumen und ihn überraschen; von hinten her ihn dann alle, gar alle, über den Kopf ausschütten. O wie sie sich freute!

„Viele, viele Blumen," sprach sie vor sich hin, „und alle über ihn ausschütten. O du, Lieber, Lieber." — —

Und Blumen gab es viele und schöne. Kaum trat sie aus dem Plätzchen hervor, so breitete sich ein ganzes Feld von Blumen vor ihr aus, weiße, rote, blaue, gelbe, alle durcheinander, viele, viele.

Ach die Vielen machten sie wählerisch; sie wollte nur die aller-, allerschönsten haben und immer weiter kam sie so von dem Plätzchen weg, bis sie es gar nicht mehr finden konnte. Sie suchte hin und her, auf und ab, teilte jedes Gebüsch, zwängte sich durch jedes Dickicht hindurch, immer ihre vielen Blumen, die sie ihm doch über den Kopf streuen wollte, in ihrem Oberkleide zusammenhaltend. Doch vergebens! Ratlos blickte sie um sich, Tränen stürzten ihr aus den Augen.

„Walter, Walter," rief sie laut in den Wald hinein; doch keine Antwort, kein Echo, nichts.

„Walter," wieder rief sie, lauschte, den Atem angehalten, doch nichts rührte sich, keine Windchen, keine leise Luft.

„O, was soll ich anfangen, lieber bester Walter, Walter, o komm, komme doch zu mir!"

Sie trat aus dem Walde heraus und stand vor dem stürzenden Wasser des Baches. O die Angst, die große Angst; ihn nicht finden, ihn, ihren liebsten Walter, und die Blumen — — ach . . . Wieder rief sie. Doch das tosende Rauschen des Baches übertönte ihre Stimme. Sie wußte nicht, was tun, wußte nicht, wo sie war. Der Bach kam ihr so groß vor, so breit, so reißend stark, ein alter Steg, aus ein paar alten Stämmen zusammengebildet, führte ans andre Ufer, eine halbverfallene Warntafel stand davor,doch sie sah sie nicht. Wieder rief sie, wieder keine Antwort. — Das leuchtende Flammen am Horizont hatte aufgehört, immer dunkler wurde der Wald, immer unheimlicher klang ihr das Platschen des Wassers im Ohr wie ein Gelächter so voll Spott und Hohn. Und dann diese unglückschwangere tote Stille, als wär außer dem Wasser alles Leben gestorben. —

Da — — was war das? Dort, ganz draußen am Waldessaum huschte eine Gestalt wie ein dunkler Punkt. O was wollte sie tun? Fast ohne es zu wissen, sprang sie einige Schritte auf den schwankenden Steg, so daß sie gerade über dem fallenden Wasser stand, sie wollte weiter und konnte nicht. Ach sie wurde auf einmal so müd, ihre Füße wie lahm. Kein Glied konnte sie bewegen, sie stand wie gelähmt und starrte entgeistert auf die Gestalt. Immer näher und näher kam sie, . . . es war ein Mann, sie konnte ihn deutlich sehen, — — und jetzt, jetzt war er ganz nahe, — — — und jetzt, o wie glücklich sie war: es war ihr Walter, ihr geliebter Walter.

„Walter, Walter, Geliebter, komm, o komm zu mir," sie schrie's ihm entgegen, gehen konnte sie nicht. Wie festgebannt blieb sie auf dem Steg, über dem strudelnden Wasser.

Und er kam in mächtigen Sätzen. War er doch selbst so froh, so freudig und glücklich, seine geliebte Braut wieder zu haben.

Schnell sprang er auf den Steg, riß sie, die verloren geglaubte, in seine Arme, hob sie hoch in die Luft und überdeckte den Mund mit Küssen.

O wie selig sie waren, wie glücklich und froh. So froh und selbstvergessen in ihrem erneuerten Glück, daß sie den knirschenden, ächzenden Ton nicht hörten, nicht fühlten, wie sich der Balken immer tiefer und tiefer senkte, bis zuletzt — — — er rafft sich auf — macht schnell einen Schritt vor, reißt sie mit — — — doch nur um das Unglück zu beschleunigen — — ein lauter Krach und beide stürzen in den strudelnden Bach.

Sie schüttet im Fallen die Blumen ihm über den Kopf, das Wasser jedoch schwemmt sie hinweg. Dann sinken sie, man sieht sie wieder und noch einmal, er hält sie fest mit seinen Armen umschlossen, versucht zu schwimmen, sein Kopf fällt hinüber, das Wasser färbt sich rot. Sie geraten in einen Wirbel und bleiben verschwunden.

Der Spottvogel fliegt drüberweg: ‚Halt sie fest, halt sie fest!' dann ist alles wieder wie zuvor.

Es stürzen nur schneller die Wellen im Bach und heftiger schäumen die grollenden Strudel. Nur die Silberflöckchen am Ufer singen ihr altes sehnsüchtiges Lied: O wie schön ist's bei uns, hier auf dem grünglänzenden moosigen Grunde — o wie kühl ist es bei uns!

——

Fornaschon:

Moltkelied.

Mein deutsches Volk, zu allen Zeiten
Sei frisch, fromm, fröhlich stets und frei!
Du sollst für Ehr' und Wahrheit streiten
Und deinen Helden bleiben treu.
Ihr hoher Geist führt rasch zum Siege,
Wahrt uns den Frieden, schirmt das Recht . . .
Feldmarschall Moltke schweigt zum Kriege —
Spät spricht er — doch sein Wort ist echt.

Der fromme Feldherr fürchtet keinen
In dieser Welt als seinen Gott.
In Demut beugt er sich dem einen,
Der Feinde Listen macht zu Spott.
Vor jedem Kampf schaut er ins Weite;
Er haßt die Sünd in seinem Sinn.
Der fromme Moltke schweigt zum Streite —
Doch, wenn er kämpft — dann haut er hin.

Ein treuer Diener seinem Kaiser
Der Kriegsstratege allzeit blieb.
Als Mensch Genie, als Denker Weiser
Hat Fürst und Volk den Helden lieb.
Bescheiden stets Gehorsam zeigen,
Da ist der große Moltke froh.
Er sinnt in treuem, ernstem Schweigen —
Denn, wenn er spricht — dann bleibt's auch so.

Der große Mane, ernste Denker
Sei laut gepriesen, hoch und hehr!
Nächst Gott war er der Schlachtenlenker
In großen Kriegen deutscher Ehr! . . .
Stets ist's ein tapferes Beginnen;
Die Feinde kriegen's furchtbar satt.
Graf Moltke schweigt in stillem Sinnen —
Denn, zieht er Schach — so wird's auch matt . . .

——

Dr. Gillhausen: Zehn Gedichte.

An die Musik.

Nun träum und lausche schweigend, du meine Seele
du,
Und laß dich willig führen dem Paradiese zu!
Auf Tönen, leicht und innig, wiegt sich der Freude
Lied,
Und führt dein herbes Leide in sonniges Gebiet
Da schmilzt des Eises Härte, da knospt und grünt
die Flur,
Und in dir selbst spürst wieder du göttliche Natur.
Da werden deine Tränen, so wild und schmerzhaft
heiß,
Zum Tau, der in der Sonne gleich Diamanten
Und Bitternis und Kummer, auf deine Stirn
gedrückt,
Sie strahlen nun in Schönheit ihr ernstes Bild
zurück.
Da lernst du wieder glauben an dich und andre
auch
Und spürst des reinsten Lebens so lang entbehrten
Hauch.
Und während du vor Sehnsucht nach deinem
Himmel weinst,
Umfaßt du doch die Erde, die wieder schön dir
scheint
Beim holden Spiel der Geigen, beim süßen
Flötenklang —
Musik, dir treu ergeben bleib ich mein Leben lang.

————

Nach einer Weihnachtsaufführung in einer Mädchenschule.

Leuchtende Augen, glühende Wangen,
Herzchen, die selig schlagen und bangen,
Goldene fröhliche Kinderzeit!
Ach liegst du weit
Von den Klippen des Lebens verborgen!
Über den Frohsinn wölben sich Sorgen,
Leiden und Ziele, ein mächtiges Heer,
Füllen das Herz und lassen's doch leer.
Später dann kommen verschwiegene Stunden,
Drinnen das Herz sich sehnt zu gesunden
Und zu werden wie einst, so jung.
Ach, nie genug
Kann deinem Herzen ein Lachen entquellen,
Golden und warm wie der Sonne Licht.
Leben ist da zur Freude, zur hellen;
Werte vergehen, wenn Frohsinn gebricht.
Selige Kindheit, aus deinem Borne
Schöpfen wir Mut, wenn Kraft uns versagt,
Lächelnde Augen und fröhliche Herzen,
Fülle der Liebe, noch unverzagt.

————

Wanderlied.

Von dem Philosophen Kant
Sagt man, daß sein ganzes Leben
Niemals er verlassen habe
Seine Heimat Königsberg.
Trotzdem schuf er eine Welt,
Die so mächtig und gewaltig,
Daß noch heut, nach hundert Jahren,
Sich die Menschheit drinn ergeht.
Diesen Mann nun staun' ich an
Als ein unbegreiflich Wunder.
Schuf er doch, der Nichts gesehen
Von der Welt, aus Nichts die Welt.
Zwar bin ich ein Dichter nur,
Darf mich ihm zur Seit nicht stellen.
Trotzdem keimt auch mir im Busen
Eine Welt voll Glanz und Licht.
Doch nie würde Land und Frucht
Meine schwangre Erde tragen,
Wollt' an einem Platz ich bleiben
Wie der große Philosoph.
Wandern muß ich; aus dem Tal
Auf die Berge und dann wieder
In die weite Ebne steigen
Zu den Strömen, zu dem Meer.
Erst der weiten Welt Betrachtung,
Bunte Bilder und die Liebe
Läßt mir reifen Lied und Sang.

———

Betrachtung.

Armselig kommt der Mensch zur Welt,
Ein Wurm, der wie ein Staub zerfällt,
Bläst ihn ein Windhauch an.

Armselig scheidet er hinaus,
Läßt Weib und Freunde, Sorg und Haus
Zurück auf dieser Welt.
Doch wenn er Liebe hat gesät,
Man sein gedenket früh und spät,
Sein Geist sein Wort wirkt fort,

Dann hat er aus Vergänglichkeit
Geschmiedet sich Unsterblichkeit
Von seiner Wesensart.

———

Gesang der Bergbewohner.

Wir, die wir auf den Höhen wandeln
Und wissend in die Tiefe sehn,
Nach andern Maßen kräftig handeln
Als wie im Tale sie verstehn,

Wir, näher jeder Himmelswonne,
Doch ferner erdentsproßner Freud,
In ungetrübtem Licht der Sonne
Empfänglicher für Ewigkeit —

O, neidet uns nicht unsre Höhen!
Sie bergen einen grausen Fluch.
Die Einsamkeit mit herben Wehen
Spannt um die Sonne graues Tuch,

Daß sie, verdunkelt, oft nicht leuchtet
Und unsren Tag in Nacht verkehrt.
Im Tal der Freund dem Freunde beichtet
Sein Leid — doch uns ist dies verwehrt.

———

Erkenntnis.

Schaurig läuten alle Glocken,
Traurig schaut die Menge aus.
Einen Toten mit Gepränge
Trägt man aus dem Dom heraus

Er war hochgeehrt im Leben,
Nannte Diener sich des Herrn
Und vergab an dessen Stelle
Und aus Mitleid Sünden gern.

Nun ruht er im schmalen Sarge,
Und wer klug ist; sieht es ein:
Mittler zwischen Gott und Menschen
War er nicht, nur Mensch allein.

———

Stimmung.

Kastanienkerzen, rot und weiß,
Zum blauen Himmel strahlen,
Und Rotdornbäume, blütenreich
Sich in den Wassern malen.

Es duftet Flieder, weiß und rot,
Es leuchten Sand und Häuser,
Und immer froher singt mein Herz
Und klinget leis und leiser.

Es klinget aus in einen Ton,
So süß und sanft gezogen
Wie das beschauliche Geschwätz
Von matten Meereswogen.

's ist Nichts, was mich bewegt, und doch
Es singt und klingt ein Veilchen.
Von meiner Lebensmelodie
Ist es ein kleines Teilchen.

———

Naturgenuß.

Regen, Regen!
Himmelsgabe!
Köstlich Naß!
Du frische Labe
Für verstaubten Wald und Flur.
Mit den tropfenschweren Zweigen
Sich die Bäume niederneigen
Auf den Boden, und ein Duft,
Kraftgeschwängert von der Erde
Und den Bäumen, kost den Atem.
Glücklich, wer auch noch im Regen
Liebt den Wald und liebt die Flur!

———

Wiegenlied.

Willst schon wieder weinen,
Kleiner, süßer Fratz?
Soll die Sonn' nicht scheinen?
Hast ein Loch im Latz?
Zankte dich die Mutter?
Ist das Kätzchen tot?
Oder durftest Butter
Schmieren nicht aufs Brot?
Wein nicht, süßes Kindchen!
Mutter hat dich lieb.
Kauft dir auch ein Hündchen
Und ein Milchhautsieb.

———

Kindermarsch.

Mit dem Säbel in der Faust,
Vorwärts marsch! Rechts um! Grad aus
Auf die Gänse los!
Eins, zwei, drei!
Sie fliehen schon.
Kommt, wir laufen auch davon.
Dort naht ein Wauwau.

———

Franz Reuß:

Der Gelehrte.

Von Lindendüften durchhaucht,
Von Spinnern durchsummt
Ist die laue, wonnesame Julinacht.

Im Gemach gelblicher Lampenschein.
Ein grüner Tisch mit Büchern, Papieren, Zirkeln und Maßen, —
Knochen, Schädel, Steinsplitter, Erdproben.
Tiefsinnig sitzt der schwarzgekleidete,
Hochstirnige Forscher,
Bleich und mager, kühl und kritisch,
Von überkultivierter, absterbender Rasse
Jede Fiber kündend.
In seiner nervösen, weißen Hand
Hält er prüfend und messend
Einen in tadellosem Weiß glänzenden Gipsabguß
Des Halswirbels von Monte Hermoso,
Des jüngst entdeckten Zeugnisses vom Urmenschen.
Etwas zur Seite auf der aufgeschlagenen Monographie Ameghinos
Liegt ein Abguß des Schädeldachs von Buenos Aires.
Weiter ein Indianer- und ein Orangwirbel.
Der Forscher mißt,
Der Zirkel blitzt im Lampenlicht.
Schlaff sinkt die Hand . . .
Der Forscher träumt, das Auge düster:

Auf öder Pampa stapft ein haarig Scheusal,
Zähnefletschend, mit wulstigen Lippen,
Zwei mächtige Brauenhügel vor der fliehenden Stirne —
Zwei große, gelbliche Augen, phosphorsprühend,
Die dürren Beine sichelförmig, einknickend,
Einen Knüttel im kurzen rechten Arm schwingend,
In der linken Pratze einen Feuersteinkeil,
Grunzend und schnaubend sich vorwärts schiebend
Mit fahriger Scheu —
Der Urmensch,
Diprothomo platensis!

Barbarische Schreie gellen aus dem Busch,
Knochen krachen,
Triumphgeheul.
Spritzendes Hirn, Schmatzen und Schlürfen,
Wollusttrunkenes Stöhnen.

Draußen raunt die lindenduftende, deutsche Nacht.
Ein dicker Falter burrt ans Lampenglas.
Und Lieder hallen.

Aus Nacht und Grausen steigen des Forschers Gedanken —
Und Lieder hallen über der Straße:
Zwei wunderschöne Mädchenstimmen,
Satt von der Schönheit ihres Klanges,
Singen im Wohlgefühl der jungen Leiber
Aus der Frömmigkeit keuschen Empfindens.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden.
Röslein wehrte sich und stach
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Im gelben Lampenschein liegen die Schädel und Knochen
Aus der Urgreuel wüster Tagen
Und die keuschen, frommen Mädchenlieder fluten fremd darüber.
Der Forscher seufzt voll Schwermut.
Menschheit, du! Und heilige Kunst, die Gotteskünderin!
Und reiner Mädchenherzen süße Walburg——
Die Sehnsucht bläht sein eigen Herz.
Die Lampe blakt.
Papier und Moder, Splitter und Knochen, scheußliche Bilder!
D a r u m das Opfer eines Lebens, ein schweres Herz, dem nichts mehr heilig!
O Wissenschaft!

Hermann Busse: Drei Gedichte.

Wie eine Lotosblume . . .

Wie eine Lotosblume
Auf dunklen Wassern ruht,
So ruhst du reines Mädchen
Auf deiner Locken Flut.

Und wie die zarte Welle
Den Blumenstern umdrängt,
So dich von Glückesleuchten
Ein süßer Traum umfängt.

Was machts, daß bald ein Lächeln
Den jungen Mund umspielt?
Aus den geschlossenen Lidern
Sich leis ein Tropfen stiehlt?

Wie eine Lotosblume
Im Mondesglanz erwacht,
Blüht auf dein Herz am Herzen
Der schweigend dunklen Nacht. — —

Vergißmeinnicht.

Am Bache blüht ein Blümlein sinnig,
Sein Himmelsblau blickt herzensinnig
Mich an. Du stummer Liebesbote!
„Vergiß nicht mein!" — im Tode — —

Zur Messe.

Schemenhafte Gestalten schreiten
Durch den stillen Klostergang;
Mondschein bricht sich an den Säulen,
Durch das Düster gellt der Eulen
Schauerlicher Lobgesang.

Schweigend bleiche Mönche kommen
Wie Vergangenheit heran,
Schreiten weltvergessen weiter,
Denn ihr nächtiger Begleiter:
Würger Tod als stolzer Reiter
Zieht dem Zuge stumm voran.

Leise klingt die Klosterglocke
Durch die stille Einsamkeit,
Mahnt die Mönche zur Kapelle,
Kerzenschimmer hellt die Schwelle
Zu dem Tempel, gottgeweiht.

E. Lotzing:

Sturm und Drang.

I.

Ach manchmal konnt ichs kaum ertragen
Und pochte wild und schrie so laut,
Und angefüllt mit wildem Schmerze
Hab ich verzweifelt umgeschaut.

„Die enge Welt mit ihren Schranken,
Wer trümmert sie und schlägt sie klein?"
So fragt ich oft, da brach die Seele
Und ging zur engen Tür hinein.

Da wollt ich wieder mich bescheiden
Im schlichten abgesteckten Raum,
Und alles ungestüme Sehnen
Erschien mir nur als wüster Traum.

O — — — Dieses Schwanken und Erbeben
Das ist es was mich leiden macht;
An welcher Brust, an welchem Herzen
Wird mir die süße Rast gebracht!?

II.

Jetzt schmied ich mir die Zukunft selbst
Und warte nicht mehr auf mein Glück,
Die Zeit, die stromwärts niederfließt,
Kehrt niemals mehr zum Quell zurück.

Halloh! Jetzt reck ich meinen Arm,
Den Eisenhammer in der Faust,
Daß er mit Donnerschlag und Wucht
Aufs glüh'nde Eisen niedersaust.

Und Schlag auf Schlag, die Funken sprüh'n,
Der Amboß bebt, er zittert, klirrt;
Seht an, wie meine Augen glüh'n!
Ich fühl's, daß m e i n e Zukunft wird.

III.

Blase, du Herbstwind
Die herbe Kühle mir ins Gesicht.
Den Mantel werf ich weg
Und stelle mich hin;
Blase nur zu!
An deiner Kälte fühle ich,
Daß ich warmes Leben habe.
Ich will den Sturm!
Wie die dürren Blätter
Im tollen Bogen
Die Luft durchkreuzen,
So im tollen Wirbel
Will ich im Sturme taumeln;
Fühlen mein Leben;
Wehen,
Vergehen.

———

B. Barber: Zwei Gedichte.

Heuriger.

Ein Viertel Liter Heuriger
Prickelnder Muskateller:
Da schlagen die Herzen feuriger
Und unsere Pulse schneller.

Da geht man in die Laube
Wo man der Liebe fröhnt
Man spürt es dann: Nicht nur der Glaube
Nein auch die Liebe versöhnt.

Den ewig lachenden Dichtern
Galt Glaube und Liebe allein
Drum wollen auch wir nie nüchtern
Auf dieser Erde sein.

———

Heurigen.

Das Opium trinkt der Asier
Den Heurigen der Wiener
Madeira den Malvasier
Und Weißbier der Berliner

Und was man trinkt ist Alles
Im Grunde stets d a s s e l b e:
Beseitigt hat den Dalles
Der Weiße und der Gelbe!

———

Herma von Skoda:

Der erste Kuß.

Aus „Et wor Einmal", W. Braumüller Wien.

Zwei Gnomen gingen einst spazieren
Im Buchenwald; die Sonne sticht.
Das tat die beiden sehr genieren,
Da sie entwöhnt dem Sonnenlicht.

Drum setzten sich die grauen Kleinen
Im Schatten auf 'nen dicken Stamm,
Wo sie bösen Sonne Scheinen
Nicht weiter mehr beläst'gen kann.

Der eine zieht die gold'ne Dose:
„Nicht eine Prise, Freundchen — nein?"
Nur zaghaft weht der Duft der Rose
Von ferne her auf beide ein.

Die Luft ist schwül, die Bäume rauschen:
„Schlaft ein, schlaft ein," — da jäh erschreckt
Die armen Freunde Blicke tauschen,
Was hat sie aus der Ruh geweckt?

Ein Menschenpärchen kommt gegangen,
Ein Mädchen, süß und wunderhold,
Mit kleinem Mund und roten Wangen,
Mit Locken gleich dem Sonnengold.

Und neben ihm ein brauner Knabe!
Herr Zwickel stößt Herrn Zwackel an:
„Noch nie ich dies gesehen habe,
Was tut denn dieser junge Mann?"

Die beiden küßten sich, wir meinen,
Für Menschen wohl befremdlich nicht.
Doch unten tief bei Erd' und Steinen,
Wo Blumen nicht und Sonnenlicht,

Da weiß man nichts von solchen Dingen.
Die beiden sehen staunend zu,
Und leise nur der Vögel Singen
Durchzittert rings die tiefe Ruh.

„Am Ende," —Zwackel bricht das Schweigen,
„Am Ende ist's so übel nicht!
Mir scheint, sie mag es gerne leiden
Und macht ein seliges Gesicht.

Wir könnten's auch einmal probieren!"
Gesagt — getan, als Redeschluß:
Sich beide welken Lippen rühren
Zu einem, zu dem ersten Kuß!

Zum ersten Kuß — die beiden machen
Ein gar zu komisches Gesicht,
Soll man da weinen, soll man lachen!
Doch eins steht fest: süß war er nicht!

Und auf den ersten folgten heiter
Nicht viele hunderte im Flug,
Sie zogen beide grollend weiter
Und hatten an der Prob' genug!

Und unten tief im Erdenrunde,
Bei Kiesspat, Quarz und Hyazinth,
Da geht die Mär' von Mund zu Munde,
Wie doch verrückt die Menschen sind!

Da schütteln sich in tollem Lachen
Die Gnomen all in ihrem Reich,
Was doch die Menschen Unsinn machen,
Gottlob, daß wir nicht menschengleich!

Und wir, sollen wir denn sagen,
Wir Wesen auf der Erdenrind',
Da sie der Narrheit an uns klagen?
Gottlob, daß wir nicht Gnomen sind!

———

Hechenbichler: Zwei Gedichte.

Christnacht im Hochwald.

Den Hochwald deckt die Winternacht:
Die Sternlein flimmern klar und hell
Hernieder auf die glitzernde Pracht,
Das Käuzchen ruft bald leis, bald gell.

Ein Krachen tönt aus dem tiefen Tann,
Ein Rieseln drauf, ein Klingen und Singen:
Des bleichen Mondlichts Zauberbann
Fließt durch's Geäst in zitterndem Schwingen.

Da knackt es plötzlich im Unterholz.
Der König des Bergwalds blickt in das Tal:
Lauschend steht er, herrisch und stolz:
Drunt' eilen Lichter, flackernd und fahl.

Und wie er äugt und wie er lauscht
Tönt aus dem Tal herauf ein Klingen:
So tief, wie wenn der Hochwald rauscht,
So hell als würden Engel singen,

Dann löschen die Lichter, der Klang verstummt.
In der Ferne ein Schuß; der Lauscher entflieht:
Das bleiche Mondlicht schimmert im Grund,
Ein Singen und Klingen den Tann durchzieht.

———

An Karin Michaelis.

O Karin Michaelis,
Was faselst du uns für!
Wir Männer schämen uns,
Erröten muß man schier,
Wenn jemand so wie du denkt,
Ist's Nebensach', wie alt er:
Der ist doch ohne Zweifel
In einem „gefährlichen Alter".

Du schreibst: „Wenn Männer wüßten ..."
Nun ja, wir wissen's jetzt,
Wie dich, du arme Karin,
Das tolle Blut gehetzt.
Wir wissen ganz genau jetzt,
Wie eine Karin denkt,
Und doch sei ihr in Gnade
Das Leben noch geschenkt.

Ja, Karin Michaelis,
Es bleibe dir geschenkt!
Doch uns schenk' fürder nichts mehr,
Wie kritischer Alter denkt;
Geh so nie deine Andere
In tiefe Einsamkeit
Und für's „gefährliche Alter"
Nimm dir die Ärztin „Zeit"!

Heidelieder.

Heidewanderung.

Du, so möcht ich immer schreiten
In die Heidepracht hinein,
Dich zur Seit und blühnde Weiten,
Irgendwo wird Ruhe sein.

Irgendwo ist es ganz stille,
Und das Herz wird leichtbeschwingt;
Uferlose Blütenstille
Heimlich Liebeslieder singt.

Komm du, reich mir beide Hände,
Geh mit mir durch Duft und Glast!
Wandern, wandern ohne Ende,
Wo kein Mensch wohnt, sei die Rast.

Laß mich dann so weiter treiben,
Deine Hand hält mein Geschick,
Und mit Herzblut laß mich schreiben
In die Heide rot mein Glück.

———

Das Heidehaus.

Ganz umträumt von Wald und Heide,
Fern von allem Weltgebraus,
Weit von allem Kampf und Leide
Weis ich wohl ein trautes Haus.

Duftumweht aus Blütenseide
Schaut in Frieden weit hinaus.
Raum hat es nur für uns beide,
Liebe geht still ein und aus.

———

Nach dem Sturm.

Der Sturm hat hart mit ihr gerungen,
Der Heide arg das Haar zerzaust;
Die Föhre astlos steht, bezwungen,
So hat der wilde Herr gehaust.

Und an den Stamm hat angeklammert
Sich fest ein braunes Heidekind.
Den Sturm hat es nicht angejammert,
Es lacht ihn aus den Heidewind.

Gleich werden ja viel helle Sterne
In Purpurblüten feurig sprühn,
Darüber blaut voll Duft die Ferne
Und mildes Abendrot wird glühn.

Und stiller wirds und stiller werden,
Das braune Kind es späht und lauscht —
Fern, fernher glöckeln letzte Herden:
Ein Liebesgruß durch Heide rauscht.

———

Mondnacht.

Dämmrung spinnt die Büsche ein,
Schlummer füllt die Heide,
Und des Mondes Silberschein
Lautlos streift uns beide.

Ringsum Friede nur und du,
Seligkeit und Freude;
Deine Süße singt mir zu
Schlafend noch die Heide.

Und ich seh der Liebe Glanz
Deine Stirn umschweben,
Fühle deine Sehnsucht ganz
Mir am Herzen beben.

Stille halt ich deine Hand
Uns durchschauerts leise — —
über dich und Heideland
Weiten Silberkreise.

Morgenglück.

Weicher Wind durch Blütenfülle,
Heimchensang in Feierstille,
Hoch aus blauem Äther weht
Lerchen-Frühgebet.

Ringsum heimlich Freudedeuten,
Bienenton und Hummelläuten.
über Flat und stillem Rohr
Wölbt ein Sonnentor.

Morgengold durchfließt die Weite
Blühend lacht an meiner Seite
Süß in Heideglück vermählt,
Die mein Herz erwählt.

Edith Dembczak:

Blind.

„Großmütterchen, wie mag es wohl sein, wenn man sein Augenlicht hat? Ich kann mir alle Dinge wohl vorstellen, aber was nützt das? Sehen kann ich sie doch nicht!“

Das blinde Lieschen tappte sich fühlend bis zum Lehnstuhl hin und ließ sich langsam auf die Fußbank zu Großmütterchens Füßen nieder.

„Sieh, der Weinstock hat süße Trauben, die schmecke ich. Der erfrischende Saft netzt meine Lippen. Das verstehe ich. Nur die Sternlein so silberhell am dunklen Abendhimmel kann ich nicht sehen, nicht den Strahl deiner lieben Augen!— Die Blumen fühle ich, die im Sonnenschein so hell mit Perlentand glänzen, doch lieber pflückte ich sie mit sehenden Augen und erfreute mich an ihrer Schönheit. Ach — und der Flötenton der Nachtigall, wenn er klagend durch die Maienlüfte weht, wie erschüttert er mein Herz! Und erst der Morgengruß der Lerche, der in der Frühlingsluft so jubelnd geschmettert wird! — Großmütterchen, wenn du mir manchmal in späten Abendstunden so erzählst von Blum und Lied, von Liebe, Leid und Freud — dann bist du mir zwar ganz nah, doch die Welt so fern! — Warum bin ich blind? Du bist nicht blind und mein Mütterlein ist auch nicht blind gewesen!“ —

Traurig sagte das Mädchen die letzten Worte.

„Sieh, alle Mädchen können fröhlich sein und sich an der Natur erfreuen — doch ich? Wenn es Frühling ist, wehen um mich eisige Winde. Statt Blütenschnee treiben um mich weiße Flocken. Im Mondenscheine erblühen an meinem Fenster geisterbleicheBlumenkränze von Eis und—draußen ist bunter Frühling. Das Klangsignal der Lerche ist nicht für mich, statt dessen sitzt im bleichen Sonnenstrahl eine Krähe auf meinem Dach! Großmütterchen, gibt es denn Gerechtigkeit? Sieh, ich habe ein Herz, daß so nach Schönheit dürstet!

„Aber Liebling, wir müssen mit dem zufrieden sein, was uns Gott der Herr zugedacht hat! Wir Menschen sollen nicht murren — deine arme, unglückliche Mutter hat es auch nicht getan — bis zu ihrem letzten Gange! — Als du auf die Welt kamst, da herrschte ein großer Jubel in dem Hause. Dein Mütterlein hatte vor kurzem ihren so heiß geliebten Mann verloren und da freute sie sich über das Himmelsgeschenk. Du hattest die Guckele auf und wir dachten, daß dir Gott das Augenlicht gegeben hatte. Später schlugst du im Sonnenschein deine dicken Patschhändchen freudig zusammen und zappeltest auf der Mutter Armen, doch — sehen konntest du nicht. Als das deine Mutter merkte, kam sie weinend zu mir ins Zimmer gelaufen, so daß ich Not hatte, das so schwer geprüfte Mutterherz zu trösten.

„Vertrau auf Gott, er wird's wohl machen! Weiter konnte ich ihr auch nichts sagen. Von dem Tage an liebte sie dich noch viel inbrünstiger, als am Anfang. Und als sie sterben mußte, waren ihre letzten Worte: „Behalte mir mein armes kleines Lieschen lieb.“ — Siehst du, ich habe es

ihr damals in letzter Stunde in die Hand versprechen müssen — und es auch gehalten — denn ich habe dich wirklich sehr lieb, Lieschen!" — Das Mädel brach gleich in Tränen aus bei diesen Gedanken an ihre tote Mutter.

„Ob sie wohl ahnte, was es heißt, blind sein? Ach, ein Mutterherz fühlt ja alles, es lebt in seinem Kinde weiter!" Lieschen rief es und wischte sich die feuchten, toten Augen.

„Der Frühling kommt jetzt ins Land und streut auf Wälder, Wiesen und Auen rote und blaue Blumen ohne Zahl. Und die Vögelein bringt er in den Wald. Die singen tausendstimmig ein Dankeslied ihrem Schöpfer. Doch mir? Was bringt der Frühling mir? Der Liebe Glück wohl nicht! Vielleicht ein traurig Blümelein, das übermütige Menschen am Wege achtlos liegen gelassen haben — zertreten und verdorrt! —

„Gewiß — auch dieses muß ich dem Schöpfer danken, wenn Knospe an Knospe bricht. Könnte mir nur aus irgend einem Gesicht das Frühlingsglück strahlen — mein Frühlingsglück! — In meinem Herzen wogen Träume, so still und zauberreich. Sie sind so duftig und frisch wie Waldeshauch, so weich wie Mondenlicht. Und viele verlockende, bunte Gedanken sprießen darin, wie Blumen, die im Lenz erwachen. Abends, wenn ich allein bin, dann brechen sie sich durch knospenvolle Zweige und nicken mir liebevoll zu. Dann denke ich an gar manches — auch an die Liebe. Frühling ist in der Natur draußen und wenn er vergeht — so kehrt er der Erde im nächsten Jahr wieder — nur mir darf er nicht blühen — nie, nie, niemals! Verstehst du das Großmütterchen? Nachbars Hans sagte mir neulich, ich hätte so schöne blonde Flechten, ein rosiges Gesichtel und einen frischen roten Mund — just zum Küssen eingerichtet und eine weiße edele Stirn — und kein Augenlicht!" Aus seinen Worten klang solch aufrichtiges Bedauern — ich tat ihm leid! — „Und wenn ich jetzt im Schlummer liege, dann ziehen wie ein leises Klingen seine Worte durch meine Seele! —

„Hans ist wohl ein hübscher Junge?"

„Ja, mein Kind."

Großmütterchen zog ihr Enkelkind ganz fest an sich.

„Siehst du, das habe ich neulich gefühlt, daß er ein hübscher Mann sein muß. Er sagte, er wollte studieren und Augenarzt werden, um meine Leiden heilen zu können! — Er lud mich ein zum Stelldichein an die Rosenhecke zu kommen." Und als ich dort erschien, war er schon da und wartete und er sagte mir, daß ich ihn lieb haben sollte, er liebte mich auch, ich sollte ihm ruhig vertrauen — ein Mann, ein Wort!" —

Die Frau mußte sich gewaltsam zusammennehmen, solch ein Mitleid ergriff sie mit diesem unglücklichen Geschöpf. Nach bangem Schweigen begann sie:

„Hans hat sich heute verlobt, die Nachbarin hat es mir erzählt — versuche ihn zu vergessen — er ist deine reine, unberührte Liebe nicht wert." —

Schonend sollten die Worte klingen, doch Lieschen schrie wild auf, wie ein angeschossenes Reh. Ein seltsamer Schmerz, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte, durchzuckte ihr Herz.

Großmütterchen blickte ratlos in die bleichen, verstörten Züge ihres Enkelkindes.

„Lieschen, Herzenskind—laß ihn ruhig laufen — er ist nicht mehr wert! — Gott gab dir schöne, blonde Flechten, ein rosiges Gesichtel und einen frischen roten Mund, eine edele, weiße Stirn — doch kein Augenlicht — das nahm er dir!"

Anklagend richtet Lieschen ihre toten Augensterne nach der Stelle, wo sie den Himmel vermutete. „Sag, warum nahmst du mir nicht lieber mein Herz?"

A. Fritsch-Weidenrieth: Zwei Gedichte:

In der Schenke.

Herr Wirt, noch einen vollen Krug
Von diesem edlen Tropfen,
Mach heute keinen Federzug,
Will just mein Geld verklopfen!
Der Regen wäscht von der Natur
Die rosenrote Schminke —
Ich halte meinen Burschenschwur
Und trinke, trinke, trinke!

Der Wirt lacht still in sich hinein,
Weil ich den Wein besungen,
Da kommt des Hauses Sonnenschein
Zur Tür hereingesprungen.
Ich liebe dich aus Herzensgrund
Du blonde Maid, du süße,
Jetzt biete deinen Rosenmund,
Und küsse, küsse, küsse!

Mein Herzenskind, mein Engelsbild,
Dir gleichet keine Schöne,
Dein Plaudern klingt so süß und mild
Wie Aeolsharfentöne. —
Herr Wirt, noch tränt das weite Land,
Darum ich noch verbleibe!
Nimm still die Kreide in die Hand,
Und schreibe, schreibe, schreibe!

Spanisches Lied.

Mandolinenklänge,
Feur'ge Liebessänge
Zittern durch die Luft, ein schöner Traum.
Nicht im Zimmer trauern,
Fliehet aus den Mauern,
Schlaget lieber einen Purzelbaum!
Schneller rollt das rote
Blut; und die Gebote
Halte streng, o liebes Alter, ein!
Doch uns feur'gen Jungen
Lasset ungezwungen
Unsre Mädchen, unsern süßen Wein!

Aloys Pohlmeyer:

Die Glockenblume.

Glöckchen du, ich lad dich ein
Zu mir in mein Kämmerlein
Und, wenn's Mädchen geht zur Ruh,
Läut im Traum ihr Liebe zu.

Glöckchen blau, o Glöckchen schön,
Immer möcht ich bei dir stehn,
Glöckchen blau, o Glöckchen klein,
Dir gehört das Herze mein.

Glöckchen läute sanft und fein,
Mir die schönste Liebe ein,
Glöckchen, läute immerzu,
Läute mich mit ihr zur Ruh.

Zeitgenössische Schriftsteller.

Robert Scharl, geboren in Wien am 15. März 1873, ist der Sohn eines Sparkassenbeamten. Ursprünglich für den Doktorberuf bestimmt, entsagte er mit dem 15. Lebensjahre dem Studium und trat einer lang gehegten Neigung folgend, in eine Buchhandlung als Lehrling ein. Hier fühlte er sich in seinem Element, denn Bücher erschienen ihm seit jeher als eine unversiegbare Quelle reinen Genusses und wahrhaftiger Freude. — Nach verschiedenen Stellungen in in- und ausländischen Sortimenten, wandte er sich dem Verlagsbuchhandel und schließlich dem Zeitungsfach zu. Jetzt

ist er seit schon fast einem Dezennium in der Deutschen Alpenzeitung in München teils buchhändlerisch, teils redaktionell tätig. Seitdem ist Scharl im Nebenamt Schriftsteller. Die Satire vornehmlich und die Kabarettdichtung sind sein Arbeitsgebiet. Aber auch die harmlose Humoreske, sowie die seriöse Skizze und Novelle sind in seinem Programm vertreten. Er ist Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", der „ Münchner humoristischen Blätter", des „Schalk" und noch anderer Witz- und Unterhaltungsblätter.

In Buchform erschien der Satirenband „Schaut nur hinein —" (bei Aug. Reusch in München).

* * *

In diesem Buche zeigt sich Robert Scharl als ein geistvoller Humorist. Seine Einfälle und Ideen sind fast durchweg von Originalität und man muß über die anmutigen Gedichte seine ungetrübte Freude haben. Das ist ein Buch so recht für das Herz der oberen Zehntausend geschrieben und doch zeigt sich aber darin auch der Künstler Robert Scharl, der durch geschickte und kunstgerechte Verwertung der Reime, durch klaren und sinnigen Ausdruck der Gedanken auch dem literarischen Feinschmecker einen Leckerbissen bietet. Wir entnehmen hier einige Proben:

Der neue König.

Soeben fing er an recht feierlich zu lesen:
Ich bin der Herrscher nun—halt! schrie der Tod —
gewesen! — —
Nun ruht er in der finstren Katakombe,
Das ist das Werk der Anarchistenbombe!

Justitia.

's ist komisch, wenn man so bedenkt,
Welch' Zufall oft ein Richterurteil lenkt:
So hat der eine einen schweren Kopf
Von gestern noch, greift öfters an den Schopf,
Der Zweite gähnt, der Dritte ist verdrossen,
Der Vierte schläft, und siehe da: es ist beschlossen!

Grabschrift.

Hier liegt Herr Filz, den Hunger, Neid und Geiz verdarb
Er war schon lange tot, bevor er wirklich starb.

Rodelschüttelreim.

Wo sonst die Älpler, diese rüden, jodeln,
Sieht man im Winter jetzt Jüden rodeln.

Jan G. van der Haar. Den 24. Januar 1870 wurde ich zu Avenhorn (Noord-Holland) geboren, in welchem Dorfe mein Vater Arzt war. Als ich mit meinem zwölften Jahre die Handelsschule besuchte zu Enschede, erlernte ich bald die deutsche Sprache, welche mir allmählich einen besonderen Reiz darbot. Ich fühlte mich zu dieser Sprache wunderbar hingezogen.

Allmählich lernte ich die großen deutschen Schriftsteller kennen, und mehr und mehr bemerkte ich meine innewohnende germanische Gemütsart. Ein Zufall (vielleicht heimliche Absicht) brachte mir Robert Hamerlings Werke in die Hände, dessen Geist auf mich einen gewaltigen Eindruck machte.

So wie es für mich unzweifelhaft eine Wahrheit ist, daß eine geheime Macht auf uns einwirkt, und jede menschliche Seele seine vorgeschriebenen, aber von uns nicht bewußten Kräfte empfinden muß, um die Knospe der Seele zu entfalten, so wie der Frühlingshauch und das Sonnenlicht eine Rosenknospe küßt — so ging's auch mir, da mir diejenigen Werke zugeführt wurden, durch welche mein inneres Selbst die Entwicklung erhalten mußte, um dasjenige zu zeigen, wozu es bestimmt ist. Die Knospe der Seele entwickelt, und wir wissen nicht wie, aber die unsichtbare Macht bestimmt die Richtung, und das ist das Göttliche in

uns, und jeder hat seine besondere Art. So kam ich außer meinem Willen zu den Romantikern und Novalis ward mein besonderer geistiger Freund. In der Schule fühlte ich mich stets einsam, und die Lehrer waren meine natürlichen Feinde. Ich war in Opposition mit allm, was wider meine Gesinnungen sich erhob, und Bande und Herrschsucht konnte ich nicht ertragen. So kam ich zu einer idealistischen Weltanschauung, französischer Naturalismus befriedigte mich nicht, ebenso wenig holländischer Durchschnittsgeist. Nahrung für mein Gemüt fand ich in deutschen (germanischem) Geist.

Nach dem Tode meines Vaters im 31. Lebensjahr entstanden die Motive zu meinem ersten Gedichte, und seit der Zeit empfand ich eine unbestimmte Sehnsucht, und schien es mir als ob ich auch „die blaue Blume" zu suchen hätte.

So kam ich zu Äußerungen, zu deutschen Gedichten mittels holländischen Wörtern; da

mein angeborener deutscher Geist nicht zu leugnen ist.

* * *

Der Verfasser bietet uns hier fünf Gedichtbücher, die sämtlich im Verlag von Van der Haar & Van Ketel, Haag (Holland) erschienen sind. Wenn man sich in diese Dichtungen vertieft, wird man sofort die Erfahrung machen, daß es sich hier um Dichtungen von bestrickender Eigenart handelt. Der Verfasser hat in seinem Leben viel nachgesonnen und bringt seine Gedanken mit feinsinniger Klarheit und innigem Verständnis zum Ausdruck. Ein wundervoller Reichtum an Gedanken erfreut und entzückt den Leser und man hat schließlich einen ungetrübten und reinen Genuß. Die Bücher sind warm zu empfehlen und wird Jan van der Haar auch in Deutschland viele Freunde finden.

Adolf Dreßler jun.

———

Marie von der Lochau-Hettermann (Dichterin und Schriftstellerin), geboren in Krossen a. O. Zeigte bereits in frühester Jugend große Begabung für die Dichtkunst und fand schon früh Gelegenheit, in privaten Kreisen ihre eigenen Schöpfungen — unterstützt durch ein wohlklingendes

Organ — selbst zu rezitieren. Ihre Dichtungen zeigten schon damals einen ausgesprochen dramatischen Charakter. Ihrer erwachenden Neigung zur Bühne zu gehen, setzte man entschiedenen Widerstand entgegen, so daß sie verzichten mußte. Obwohl sie nie das Theater besucht hatte, schrieb sie doch — nach vorl. Kritik — — ein Lustspiel bühnengerecht. Nach ihrer Verheiratung mit dem Major von der Lochau lebte sie zurückgezogen in glücklicher Ehe und schrieb Drama, Lustspiele usw. Ferner erschienen von ihr Novellen und Gedichte in der Belletristischen Korrespondenz, Neuesten Nachrichten, Neue preußische Zeitung, Adelsblatt, Deutsches Tageblatt und in verschiedenen Frauenzeitungen. Eine Sammlung patriotischer Gedichte „Aus hübscher Zeit, Lorbeer und Palmblätter" trug der Dichterin den Dank zweier Kaiserinnen und ihre Bismarckgedichte den wiederholten eigenhändigen Dank des Fürsten Bismarck ein.

* * *

Frau von der Lochau-Hettermann, deren Bild hier das Magazin bringt, beabsichtigt eine Anzahl Novellen zu einem Buch zu vereinigen und im Magazin-Verlag herauszugeben. Die im Manuskript vorliegenden Arbeiten zeugen von einer ganz hervorragenden Begabung Die Verfasserin ist eine von der ganz alten Schule, die ihr Heil darin sucht, durch schöne und tiefe Gedanken zu erfreuen und dichterisch zu gestalten. Die Sprache der Novellen steht voll und ganz auf gleicher Höhe und so wird jeder Leser eine wahrhafte Befriedigung finden und das Buch wird wohl noch eine zweite und dritte Auflage erleben. „Die Geschichte eines Teelöffels" kann schlechthin als ein Meisterstück tragischer Schilderungskraft bezeichnet werden. Dagegen ist die Stimmungsmalerei in: „Die Truhe" und der feine Humor, der über dem ganzen liegt, direkt wundervoll zum Ausdruck gebracht. Alle anderen Novellen stehen fast immer auf der Höhe künstlerischer Vollendung.

Adolf Dreßler jun.

Es folgt eine Gedichtprobe:

Ein Kreuz auf jedem Haus.

Fort, fort von hier! — Nicht länger will ich tragen
Der Qualen Last, die zentnerschwer mich drückt;
Mein krankes Herz sehnt sich zurück nach Tagen,
Wie solche einst mein ganzes Sein entzückt.

„Wie diese Mauern düster mich umgeben!
Ihr ward die Zeugen meines tiefen Leid;
Es drängt mich hin zu neuem, heitrem Leben,
Aus welchem Born trink' ich Vergessenheit?

„Ein Lied ertönt — o, daß ich es je schaute
Des Sängers Land, wie er's im Liede greift;
Fänd ich das Reich, wo stets der Himmel blaute
Von Wolken frei die Sonne strahlend kreist;

Gibt's solch ein Land, so will dahin ich eilen,
Da ich des Lebens müd', des Kummers voll,
Nicht mag — nein, kann — nicht länger hier verweilen
Wenn Hoffnung wieder mich beleben soll."

Gedankenvoll beginnt er sich zu rüsten,
Gedankenvoll blickt hier, bald dort er hin.
Mit Härte will er sich beim Scheiden brüsten,
Doch beim Gedenken weicht der harte Sinn.

Er nimmt das Buch mit stark vergilbten Seiten,
Die Locke, die ein Frauenhaupt geschmückt,
Das Band, verblaßt, ruft sich zurück die Zeiten
Wo ihn einst Glück der Welt, sich selbst entrückt.

Vorbei — vorbei! — Vergessen und begraben
Sei, was bisher die Seele ganz erfaßt,
Um sich an ungetrübtem Sein zu laben
Muß er hinaus, abschütteln alte Last.

Er flieht das Grauen, das die Seele bannte,
Flieht seines Leids erinnrungsdüstre Gruft,
Flieht diesen Ort, den er einst Heimat nannte
Aufatmend wähnt er schon gesundre Luft.

Gesenkten Haupts lenkt er die Schritte weiter,
Den Bergeshang erklimmt sein müder Fuß,
Bemüht ist er, daß seine Mienen heiter,
Doch einmal nur er rückwärts schauen muß.

„So klein dein Kreuz und doch willst du verzagen!? —
Schnell, blinder Tor, lenk' deinen Schritt zurück,
Im neuen Land wirst neue Qualen tragen,
Umsonst siehst du ein ungetrübtes Glück."

Da liegt vergoldet von der Sonne Strahlen,
So friedlich schön, wie er es niemals sah,
Vor ihm das Dorf, die Stätte seiner Qualen,
Wie liegt es heut so traulich vor ihm da.

Die Dächer leuchten bei des Abends Glühen.
„Das ist des Nachbars, dies — mein eigen Haus,
Da wohnt der Meister, dort —" umsonst sein Mühen,
Mehr zu erspähn weist sich als nutzlos aus.

Höchst wunderbar, was trübt sein Sehvermögen?!
Ziehn sich nicht Schatten immer mehr empor?
Schon glaubt er, daß die Sinne ihn betrögen
Fragt, ob den klaren Blick er ganz verlor?

Aus dunklen Wolken, die sich mählich senken,
Erkennt er bald ganz deutlich ein Gebild.

Vergeblich sucht das Aug' er abzulenken,
Vergißt, daß seine Zeit dem Wandern gilt.

Er sieht des Leidens heilig Kreuzeszeichen
Auf jedem Haus! — Ist es nur Wahn, nur Schein?
Nicht von der Stelle wagt er jetzt zu weichen
Das dunkle Kreuz scheint ihm bald groß, bald klein.

Kein Haus ist frei, nicht eins davon verschonet;
Erneuten Geists schaut er die Heimat an,
Er sucht das Dach, darunter er gewohnet,
Das k l e i n s t e Kreuz drauf er finden kann.

„So klein dein Kreuz, und doch willst du verzagen!? —
Schnell, blinder Tor, lenk deinen Schritt zurück,
Im neuer Land wirst neue Qualen tragen,
Umsonst siehst du ein ungetrübtes Glück."

Aphorismen.

Von Ilse Gérard.

Freundschaft und Liebe sind ein und dasselbe — Seelenverwandtschaft.

Offenheit entspringt aus Gegensätzen aus Großmut oder Neid, nämlich dem Vertrauen oder dem Haß.

Groß kann der Mensch im Geben aber auch im Nehmen sein, dies ist das Geheimnis zärtlicher Seelen.

Trage dein Glück allein, sage dem Edlen dein Leid.

Wer dich verkennt, will dich verkennen.

Ein Guter ist immer Menschenkenner, ein Schlechter nie.

Niemand kann uns besser machen, auch nicht wir selbst.

Es ist besser, seiner Töchter Liebe wie seiner Söhne Ehrgeiz wecken.

Verschlossenheit ist entweder Königstum oder Kälte.

Demut und Kraft passen nicht zusammen — doch deshalb auch Hochmut nicht, nur Kraft und Wahrheit sind für einander geschaffen.

Schlechtigkeit trägt den Tod der Wahrheit in sich — doch Güte nicht immer den Sieg für sie.

Leidenschaft kann Güte und Haß in sich

bergen, Leidenschaftslosigkeit muß frei von Haß sein — ihre Güte ist aber nie so stark.

Wer dich liebt, will dich nicht anders.

Wer überwindet, genießt, das heißt, wer überwindet, sich über seine Feinde zu kränken.

Gedankenlosigkeit ist Roheit.

Nicht alle tüchtigen Menschen, auch außer den Künstlern, sind Lebenskünstler.

Kunst ohne Tüchtigkeit, ist Gefühl ohne Wort.

Jugend altert, Schönheit ist ewig wie die Kunst.

Ernster Jugendschönheit ist der Zauber des Herbstes eigen.

Fleiß und Klugheit sind Zwillingsschwestern und der Fleiß ist auch eine Begabung.

Es behalten mehr Menschen Optimismus im Unglück, wie's im Glück Optimisten gibt.

Heiterkeit und Ironie sind soweit von einander geschieden, wie Güte und Klugheit.

Heftigkeit ist ein Schrei nach Liebe und die Sehnsucht zu herrschen.

Kunstsinn? Ach nein — Kunstseele.

Verstand und Sinne sind eins — anders Klugheit, sie ist künstlerisch.

Reden wie ein Buch heißt, den Menschen im abfälligen Urteil, unnatürlich sein. Nun ja — es ist eben mehr, es bedeutet künstlerische Seele haben.

Luxus ist nicht immer Poesie — Licht haben heißt, Poesie haben. Vom Licht sich blenden lassen, bringt die Schärfe des Luxus mit sich.

Natur ist nicht ein schönes Bild, sondern eine lebende Welt.

Prüderie macht sich so breit, daß für die Scham kein Platz bleibt.

Ihr Materialisten, wenn es für euch nur Materie gibt — so haltet die Materie wenigstens rein.

Wahrheit trägt eine Dornenkrone, Hochmut eine Krone von gleißendem Gold, Hoheit einen Heiligenschein.

Manchen Fragern können wir eine gute Erziehung wünschen.

Nicht daß wir bessern wollen macht den Mangel an Erfolg aus, sondern wie wir bessern wollen.

Denken wir uns die Vergänglichkeit aus der Welt heraus, das Leben wäre kein Traumbild mehr.

Einfachheit ist ja gerade das, was wir bewundern sagt ihr, nur, weil ihr das Komplizierte nicht versteht.

Kunstgenuß kann durch Mitteilsamkeit leicht materialisiert werden.

Begeisterung wirkt erwärmend auf andere, Geist meist beschämend.

Nur die Wissenschaft schreitet mit der Zeit vorwärts — die Kunst und Moral geht zurück.

Ein großer Charakter rankt sich an seinem Schicksal empor, während ein schwacher Charakter sich krümmt oder oft ganz unterliegt.

Jungfräulichkeit ringt dem Manne die größte Achtung ab — sonderbar und doch ist das Weib am größten als Mutter.

Kindheit und Alter sind Nebenerscheinungen des Lebens.

Das Temperament der Güte ist die Liebenswürdigkeit, der Grundzug der Güte die Bescheidenheit.

Die Kinder der Schlechtigkeit sind die Lüge und der Geiz.

Der Schmerz macht feurig oder er erstarrt.

Manche Naturen können weder bewundern noch lieben, nur beneiden.

Bei Reichtum geizig sein ist so wenig wie in einem mit Blumen geschmückten Sarg zu liegen.

Die Heiterkeit hat die größte Leidenstragkraft.

Nicht nur Klugheit müssen wir bewundern, Güte ist oft so herrisch, unfaßbar groß.

Wer Leid trägt, den tröstet auch Frühlingsgrün nicht.

Die Individualität des Genießens heißt Einsamkeit, die Individualität der Liebe Eifersucht.

Traurige Erinnerung zu pflegen ist so zwecklos, wie an das Alter denken.

Frieden haben heißt sich über andere freuen können, Ehrgeiz besitzen heißt, andere erfreuen wollen.

Mystisch Laute bewegen unsere Seele weit mehr, wie schöne Klänge.

Luxuriöse Religion entsteht aus Kunstsinn, wahre Feierlichkeit ist jedoch einfach — ernst, farblos.

Manche Menschen geben nicht einmal wenn sie gebeten werden und sollten geben, bevor sie gebeten werden.

Die Schlange ist das bunteste, geschmeidigste und giftigste Tier — die Schmeichler gleichen ihr.

Mutterrecht verlangt jetzt eine neue Art Frauenrechtlerin — haben wir das Recht, einem Menschen die Mutteraufgabe aufzubürden?

Auch Genuß bildet — sonst gäbe es unter den Gebildeten keine Frauen.

Es ist seltsam, daß, wer am meisten bei der Arbeit Ausdauer hat, am mutigsten Leid trägt.

Das Temperament sollte Klugheit ausdrücken, doch es tut es fast nie, die Klugheit ist oft schweigsam und die Dummheit redet.

Nicht wer am schönsten redet, reißt uns hin, sondern was am lebendigsten zu uns spricht. — So sagt uns das Rauschen des Windes mehr, wie eine Engelsstimme.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Frauenschicksal. Gedichte von Agnes Schaufer. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1911. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

In formvollendeten, tief empfundenen Versen spricht hier eine Frauenseele zu uns, die vom Glück gestreift wurde und es doch nicht zu halten vermochte, die ein tiefer Lebensschmerz durchzittert und zur Dichterin gemacht hat, ein Schmerz, der aber im Ausklingen begriffen ist und wohl ein neues Lebensglück, neue Rosen vom Leben erhoffen läßt, denn bereits rankt sich stark und lebensfreudig die immergrüne Hoffnung empor und

„ist doch das Herz, ein rechtes Herz
ja gar nicht umzubringen."

Herrscht auch zunächst eine wehmütige Stimmung vor, wir glauben, daß diese trübe Stimmung weichen und im nächsten Gedichtbande Agnes Schaufers das ungetrübte Sonnenlicht der Lebensfreude wieder mehr und mehr hervortreten wird, denn die alte Lebensweisheit behält ja doch immer recht:

„die Zeit enteilt, die alte Wunde heilt,
und neue Rosen blühen auch wohl dir!"

Das Buch von Agnes Schaufer ist geeignet, auch den trübsten Tag mit Freude zu vergolden, eine echte, rechte Feiertagsstimmung herbei zu zaubern, es spricht aus ihm ein warmfühlendes Herz, ein tiefes Empfinden, wir lernen eine edle, schöne Menschenseele kennen, die zu finden ist.

E.

Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung. Eine Forschungsreise im Bismarck-Archipel. Bearbeitet von Hans Vogel-Hamburg. Mit einer Einführung von Prof. Dr. G. Thilenius, Direktor des Hamburgischen Museums für Völkerkunde. Mit 106 Abbildungen im Text, sowie 6 Tafeln in Dreifarbendruck in künstlerischem Einband. Mk. 16. Verlag von L. Friederichsen & Co. in Hamburg, 1911.

In ansprechender Weise ist es dem Verfasser gelungen, wissenschaftliche Ergebnisse mit persönlichen Erlebnissen zu reizvollen Schilderungen von bisher zum Teil ganz unbekannten Inselgruppen unseres Schutzgebietes in der Südsee zu verbinden. Neben der Handelsform und der Umgangssprache, die sich im Verkehr der europäischen Ansiedler mit den Eingeborenen herausgebildet hat, wird das Land und seine Bewohner, deren Lebensweise, Zeremonien, Tänze usw. ihre technischen und

künstlerischen Fähigkeiten in bunter Reihenfolge vor Augen geführt und durch 112 äußerst charakteristische und künstlerisch bedeutsame Bilder veranschaulicht. Wir beglückwünschen die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung zu diesem Werke und die Verlagshandlung zu der würdigen Ausstattung dieses bedeutsamen Zuwachses ihres renommierten Verlages.

Dr. Niedlich: Friedericus rex, du mein König und Held. Im Buchhandel durch Wilh. Gottl. Korn in Breslau.

Es sind Balladen und Gedichte aus dem Leben des großen Königs, zusammenhanglos und doch zusammengehalten durch die wachsende Persönlichkeit Friedrichs, die überall den großen Hintergrund abgibt, auch wenn sie selbst direkt nicht hervortritt. Dadurch, daß wir sie oft nur mittelbar, durch den Mund seines Heeres, seiner Getreuen, seines Volkes spüren, wird zugleich jede Eintönigkeit vermieden. Die gewaltige Persönlichkeit des „alten Fritz" ist bisher dramatisch wirksam noch wenig behandelt worden; hier ist eine Lösung des Formproblems für die Tragik Friedrichs versucht worden: ein abgeschlossener Ring von Balladen, welcher die Momente enthält, in denen sich die Entwicklung Friedrichs konzentriert.

F. Pinski, Der höchste Standpunkt der Transzendentalphilosophie. Oktav. VII, 151 Seiten. Halle a. S., Hugo Peter, 1911. Mk. 2.—.

Versuch einer Vervollständigung und systematischen Darstellung der letzten Gedanken Immanuel Kants. — Erster Teil: Allgemeine transzendentalphilosophische Gesichtspunkte. — Zweiter Teil: Die drei Maxima (die Gottesidee, die Welt, der Mensch).

Alex. Baumgartner und A. Stockmann: Goethe. Sein Leben und seine Werke. (I. Bd.: Jugend-, Lehr- und Wanderjahre. Mk. 10. gebunden Mk. 12. Herder, Freiburg i. B.

Das Werk „soll" ohne Gegnerschaft, soll streng sachlich, leidenschaftslos und unvoreingenommen sein! Als ob solche Ziele je ein katholischer Literat und hieße er Baumgartner, erreichen könnte! Kein Katholik kann sich heute frei machen von Seitenhieben, von religiösen Gesichtspunkten und auch dies große fleißige Werk hat solche absolut nicht leidenschaftslosen Untertöne in reichlicher Zahl. Es ist sicher, daß das meiste Quellenmaterial hier verarbeitet ist — oft hat man aber eben nur den Eindruck, als sei von Quellenmaterial der Titel und das Vorwort alles, was die Verfasser gelesen haben bezw. kennen. Die schönen Dinge, die der eitlen Lobes volle Prospekt des Verlags enthält, sind nicht richtig, es sei denn: sie sollen nur vom Gesichtspunkt des frommen Katholiken aus richtig und gut sein. Dann stimmt der Lobgesang, sonst nicht! Schade um das Werk, das — — Nichtkatholiken niemals befriedigen kann.

In Memoriam. Adagio Scherzo Finale. Drei Akte von Richard Leiner. (Verlag Bruno Volger, Leipzig, ℳ 2.—.)

Es würde mich nicht wundern, wenn diese Komödien von den Lesern mit lächelndem Achselzucken bei Seite gelegt würden. An dem „Adagio", dem hochdramatischen Schauspiel, müßte zwar jeder sofort den Meister bewundern, der zwei spannende Konflikte in eigenartiger, interessanter Weise zu lösen versteht, aber „Scherzo" und „Finale" werden den meisten Menschen ein unbefriedigtes Rätsel bleiben. Sie werden weder die beißende Ironie noch die tiefe Tragik finden, weil sie schablonenhaft nur nach dem spannenden Fortgang der Handlung suchen. Leiner ist aber anders geartet, er schreibt nicht für diese Sorte Leute und schon allein dafür möchte man ihm die Hand drücken. Er geht mit offenen Augen durchs Leben, sieht welch große Rolle die Erotik in allen Menschenklassen spielt, und weiß seine Eindrücke dann nicht etwa mit photographischer Treue wiederzugeben — diesen Hauptfehler der meisten jungen Dramatiker kennt man bei Leiner nicht —, sondern sie mit psychologischer Feinheit und einer interessanten persönlichen Note äußerst bühnenwirksam zu gestalten.

Und darum ist für mich das „Scherzo" das Werk eines lachenden Philosophen, und das „Finale" das eines gedankenreichen Dichters, dem man allerhöchste Verehrung zollen muß.

Von Meerwarths **„Lebensbilder aus der Tierwelt"** sind jetzt die ersten Hefte des zweiten Säugetierbandes und des zweiten Vogelbandes in R. Voigtländers Verlag, Leipzig, erschienen. Der glückliche Gedanke, die neuerdings so hochentwickelte Technik der Photographie in den Dienst der Naturwissenschaft zu stellen, feiert in den vorliegenden Heften geradezu stille Triumphe. Das scheue Gamswild, mit dem der Säugerband er-

öffnet wird, ist im Gewände, wo nur so schwer der Unerfahrene es eräugt, beim Abstiege über schmale Bänder und in den Freuden und Qualen der Brunst im Bilde mit einer Treue festgehalten, die geradezu Offenbarungen der Tierwelt gibt. Den Text hat diesmal der Herausgeber, H. Meerwarth, selbst geschrieben, und er gibt darin ein vortreffliches Vorbild für seine Mitarbeiter in meisterhafter Kraft dramatischer Gestaltung.

Fritz Bley hat einen starken Wettbewerber in seinem ihm geistig sehr nahestehenden niedersächsischen Volksgenossen Herman Löns, der mit einer Arbeit über den Waldkauz den zweiten Vogelband eröffnet. Else Soffel führt mit ihrer Schilderung der Sumpfrohreule hinaus auf das im Mittagslichte brütende Moos, um dann mit meisterhafter Gestaltungsgabe mit den niedersinkenden Abendschatten das Leben in dieser Einöde erwachsen und den Kampf ums Dasein zur Nachtzeit sich abspielen zu lassen, bis der Morgen wieder heraufzieht und das Eulenvolk blinzelnd seine stillen Schlupfwinkel aufsucht. — Wieder ein Aufschwung, und wir sehen uns mit Otto Leege an den Grenzen des „Blanken Hans", um auf den sagenumwobenen Halligen die Seeschwalben in ihrem Tummeln und Jagen wie in ihrem stillen Nestglücke zu beobachten.

Rust die Geschichte eines Lebens Roman von Kurt Geucke. Verlag von Jos. Scholz, Mainz. (460 Seiten, 4 Mark, geb. 5 Mark.)

„Rust" ist die entwicklungsreiche seltsame Geschichte eines Lebens. Der Held, ein Mann in der Vollkraft der schaffenden Jahre, wo sonst die meisten, sich bescheidend, schon irgendein schützend Hafenplätzlein erreicht haben, wird infolge einer Schuld, die er auf dem Gewissen hat, von Haus und Heimat vertrieben. Ein neues, fernes, fremdes Leben empfängt ihn nach heißen Läuterungen und bittersten Erfahrungen, und, nach einem merkwürdigen, ungewöhnlichen Aufstieg aus tiefster Erniedrigung auf die Höhen des Daseins, gewährt es ihm in einer Tätigkeit, die ihn die Erfüllung einer schweren großen Aufgabe gelingen läßt, die ersehnte wunderbare Erlösung. Im ersten Teil des Buches steigen wir mit „Rust", dem Bergmann, als er noch Michel Mattheis hieß, im Schwarzen Land in die Tiefen des „David Richtschachtes" hinunter und in die tieferen Tiefen seiner Seele, wo wir seine Schuld und Schmerzen lesen; wir begleiten ihn sodann durch die Läuterfeuer der Hochöfen eines Hüttenwerkes der Roten Erde; wir folgen dem unstet Flüchtigen weiterhin an die Wasserkante in das alte meermächtige Hamburg mit seinen Kaufmannsburgen, seinem welterbrausenden Hafen- und Handelstrieb, wo wir sehen, wie sich Rust ein neues Leben zimmert, und wir fahren mit dem Rast- und Ruhelosen, nachdem er sich inzwischen durch eigene Kraft, Unternehmungsgeist, Glück und Wahrnehmung günstiger Umstände zum Herrn eines Welthauses, einer großen Hamburgischen Rederei aufgeschwungen hat, durchSonnenbrand und Stürme dann noch weiter hinaus in die Meere der Ferne. Dort, auf einer einsamen Südseeinsel, auf die wir im zweiten Teil des Buches gelangen, lernen wir Rust immer mehr als den „königlichen Kaufmann" kennen, der mit seinen Schiffen Länder und Völker verbindet, wir sehen ihn die Erbschaft jenes Johann Cesar Goddefroy antreten und ihn, wie diesen großen Sohn Hamburgs, als einen ersten Pionier des deutschen Mutterlandes das Banner des Südens in die Hand nehmen. Wir sehen ihn eine große soziale Aufgabe und Kulturmission gegenüber den Insulanern, sowohl den Eingeborenen wie seinen Landsleuten, erfüllen, denen er die verlorene Scholle, die mütterliche Erde zurückgibt und deren Menschlichkeit und Lebensfreude zu mehren und erhöhen er bestrebt ist, und wir werden Zeuge auch seines an die Wurzel greifenden reformatorischen Erziehungswerkes, wie er in die Seele des Kindes schon die Saat senkt. Ein Bauender am Hause der Menschheit!

Die Reise nach Tripstrill. Roman von Ludwig Finckh. Titelholzschnitte von Max Bucherer. Geheftet 3 Mark, in Pappband gebunden 4,50 Mark, in Halbfranz 6 Mark. Verlag von Albert Langen in München.

Die Idee zu diesem Buche mag Finckh wohl dem bekannten schwäbischen Sprichwort „So reis' du nach Tripstrill" entnommen haben, und es stellt gewissermaßen die Nutzanwendung dieses Sprichwortes dar, — der junge Held des Romans macht sich nämlich wirklich auf, um nach Tripstrill zu wandern, das für ihn im Kaukasus liegt, in dem sich vor vielen, vielen Jahren biedere Schwarzwälder, Vorfahren seines Stammes, niedergelassen haben und wohlhabend geworden sind. Dieser kribbelnde, unzufriedene Wander- und Betätigungstrieb dient Finckh zu hübschen Schilderungen. Das Liebesweh, das ihn in weite Fremde ge-

trieben hatte, verwandelt sich ins bessere Gegenteil, und reich an Erfahrungen, mit Erfolgen und einem hübschen Geldsack sieht ihn der Bodensee, sieht ihn die Liebe wieder. Das Buch endet mit der Gründung einer eigenen aussichtsreichen Arbeitsstätte — und damit auch die Reise nach Tripstrill.

Martin Augustin. Ein Roman von M. Scharlau. Mk. 3.20, geb. Mk. 4.—. Verlag Herder, Freiburg i. B.)

Der Titelheld, Sohn aus einer gemischten Ehe, verliert als Folge des Konfessionsunterschiedes der Eltern seinen katholischen Glauben und gerät in den Schlingen einer verführerischen Schauspielerin auch in sittlicher Beziehung auf Abwege, so daß er seiner Verlobten die Treue bricht. Am Sterbelager seines blinden Kindes erlangt Martin Augustin den Glauben seiner Kindheit wieder. Der aus dem Leben gegriffene Stoff, ist naturwahr und fesselnd dargestellt, die Charakterzeichnung des Helden, seiner sanften und doch starkmütigen Mutter, seines freigeistigen Vaters, der verführerischen Sirene und der andern tiefer in die Handlung eingreifenden Personen ist sorgfältig ausgearbeitet.

Das jüngste Gericht. (Der Paragraphenlehrling). Roman von Walter Bloem. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Der auch als Dramatiker hochbeliebte Schriftsteller Walter Bloem bietet uns in dem vorliegenden Buche eine Fortsetzung seines berühmten Werkes „Der krasse Fuchs", welches seinerzeit als ein „Jena oder Sedan" unserer deutschen Studenten bezeichnet wurde. Der Held des Romanes, Werner Achenbach, hat nunmehr seine Studien vollendet und tritt in den Gerichtsdienst. Wohl noch nie ist ein glänzenderes Buch über den deutschen Richterstand geschrieben, wohl noch nie sind so überaus kluge, mitunter messerscharfe Urteile über die moderne Rechtspflege und deren Vertreter veröffentlicht worden. Dazwischen Seelenzustandsschilderungen von verblüffender, tiefspürender Psychologie und Naturbeobachtungen von einer Innigkeit und Frische, die ihresgleichen suchen! Den Mittelpunkt der Handlung bietet ein Fabrikarbeiterstreik, dessen einzelne Phasen mit lebendigster Kraft und Anschaulichkeit in der packendsten Art dargestellt erscheinen. Ein gewaltiges, überaus lobenswertes Buch!

Rud. Jul. Lehner.

Wilhelm Schäfer: **Der Schriftsteller,** Bd. 39 der Saml. „Die Gesellschaft." (1.50 *M* kart., 2.— *M* geb. Rütten & Loening in Frankfurt a. M.)

Wilhelm Schäfer behandelt das Wesen des modernen Schriftstellers, das des deutschen insbesondere. Man sieht, hier wird der Schriftsteller nicht von der Literatur, sondern von dem Leben der Gesellschaft aus angesehen und nicht auf die losgelösten ästhetischen Werte hin, sondern in seinem Zusammenhang mit der Allgemeinheit. Was hier gesagt wird, ist aus einer reichen und wahrhaftigen Anschauung geschöpft und in selbständiger Kraft durchdacht, und so, gedankenstark und ganz anschaulich zugleich, muß es auf den Leser wirken, der hier vielleicht zum erstenmal von Grund aus erfährt, was der Schriftsteller in unsrer Zeit ist und was er ihr gilt; es erfährt aus einem redlichen, phrasenlosen Munde, der über aller Erkenntnis das echte Lächeln nicht verlernt, ja es vielmehr durch sie erst recht eigentlich erlernt hat.

Schneeballen. Dritte Reihe. Von Heinrich Hansjakob. Illustriert von Curt Liebich. Verlag Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Den in diesen Blättern wiederholt gewürdigten Werken des Freiburger Stadtpfarrers Hansjakob ist auch das vorliegende, nunmehr in sechster Auflage erschienene Buch mit viel Rühmens beizuzählen. Der beliebte Verfasser schildert darin die Zeit, die er als Pfarrverweser des Dörfchens Hagnau am Bodensee verbrachte. Die Abteilungen „Wie ich an den See kam", „Die zwei Prinzen", „Mein Sakristan", „Unsere Dorfschneider" und „Der Franzos" sind wieder echtester Hansjakob, dem man, man mag seinen politischen Ansichten zustimmen oder nicht, niemals gram zu sein vermag. Eine gesunde, köstliche Frische und Natürlichkeit durchpulst diese, sich von allem Schwulste fernhaltenden Geschichten, an denen man wieder und immer wieder seine helle Freude haben muß. Ihre Schlichtheit nimmt gefangen, ihre Echtheit und Ehrlichkeit heimeln an. Der vorzügliche Stift Curt Liebichs hat auch dieses Werk, dessen Lektüre nachdrücklichst empfohlen sein soll, mit feinen Illustrationen geschmückt.

Rud. Jul. Lehner.

Druck von C. Lüthke, Leipzig, Königstraße 25.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger

März 1912

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Nicolai von Glehn:

An das deutsche Volk.

Der König rief sein Volk heraus
In's Feld an die Standarten. —
Mein Sohn geh du zum blut'gen Strauß
Und laß den Alten hier zu Haus
Mit seinem Schwerte warten!

Einst war's so, — laßt's so wieder sein!
Doch stoßt jetzt in die Meere
Jedwedes Schiff, zu Kampf allein,
Gerüstet und bemannt hinein! —
Den Wassern ihre Heere!

Und fahrt dann auf das Inselland,
Das ruchlose, perfide,
Das ränkespinnend nur bekannt!
Besetzt ihm seinen ganzen Strand! —
Auf Erden käm dann Friede.

K. Brand:

Hermann Friedrichs.

Unser Magazin würde eine Unterlassungssünde begehen, wenn es nicht des am 4. Dezember zu St. Goar aus dem Leben geschiedenen Dichters Hermann Friedrichs, der 1884 bis 86 als Schriftleiter zeichnete, gedenken würde. Friedrichs ist das echte Beispiel eines verkannten Dichters. Er ist der Begründer der literarischen Revolution gegen Ende der achtziger Jahre. Aber mehr als dies, er hat den Dichter Liliencron entdeckt und ist ihm in seinen Anfängen ein aufrichtiger Freund und Förderer gewesen. Wie groß die Freundschaft zwischen beiden war, lassen die Worte vermuten, die Liliencron ihm gelegentlich eines unerwarteten Besuches in Kellinghusen beim Scheiden zurief: „Nun wird's wieder düster um mich! Wenn ich die Macht hätte, Sie zu halten, ich tät's!" — Bei seinen Kämpfen gegen die saft- und kraftlose Gefühlsschreiberei und Backfischpoesie jener Tage hat sich Friedrichs manchen Haß und viele Anfeindungen zugezogen. Diese haben ihn zuletzt dermaßen verfolgt, daß alles, was er nach 1886 an Gedichten, Novellen und Dramen hervorgebracht hat, in den führenden Blättern der Moderne, „Gesellschaft" und „Magazin" unbesprochen geblieben ist.

Friedrichs wurde am 14. Juni 1854 zu St. Goar geboren und war zunächst für den kaufmännischen Beruf bestimmt. Später studierte er Literatur, Kunstgeschichte und Philosophie. Sein Briefwechsel mit Conrad Ferdinand Meyer ist von großem Einfluß auf sein dichterisches Schaffen gewesen. Nachdem er die Redaktion des Magazins 1886 niedergelegt, machte er längere Reisen in den Ländern des Mittelmeers, vor allem in Griechenland und Italien. Dann lebte er still und zurückgezogen, die Dichtkunst pflegend, auf seinem ererbten Gute in St. Goar. Seiner literarischen Verdienste wegen ernannte ihn die Königliche Akademie der schönen Künste und Wissenschaften in Messina 1902 zu ihrem Mitgliede.

Eins seiner letzten Werke ist die Herausgabe der Liliencronbriefe aus den Jahren 1885 bis 1889.

Dem Dichter Hermann Friedrichs ist das Schlimmste widerfahren, was einem Künstler begegnen kann. Er ist von der zünftigen Presse und Literatur totgeschwiegen worden. An ihm wird die Nachwelt wieder gutzumachen haben, was die Mitwelt verdorben hat. Solange er das Magazin leitete, konnte er sich wehren und seinen Mann stellen. Ungleich aber wurden die Waffen, als er von der Schriftleitung zurückgetreten war. Der Nachruhm ist ihm zwar sicher. Was aber nützt einem Toten das bißchen Nachruhm! Auf die Lebenden müssen wir unsere Augenmerk richten, auf diejenigen, denen ein ähnliches Schicksal droht, wenn ihnen nicht bald geholfen wird. Und das heißt vielleicht das Andenken dieses Mannes am würdigsten feiern, wenn wir immer wieder für die vielen eintreten — — ich nenne nur Frank Wedekind und Erich Mühsam — — die von dem gleichen Schicksal, planmäßig totgeschwiegen zu werden, augenblicklich betroffen sind. Friedrichs Name aber soll in den Annalen des Magazins glänzen als ein warmherziger Künstler und Dichter und nicht zuletzt als Bahnbrecher der Moderne, die im Magazin stets eine Pflegestätte gefunden hat und stets finden wird.

Paul Freiherr von Kleist:

Ich möchte flieh'n an deine Brust ..

Ich möchte fliehn an deine Brust und weinen,
Ach, Ruhe fänd' ich nur bei dir allein!
Jedoch das Schicksal will uns nicht vereinen,
Wir sollen nun einmal nicht glücklich sein.

Ich riß mich los von dir und stürmt' ins Leben,
Ich habe unermüdlich schwer gekämpft,
Ich habe mich der Wissenschaft ergeben, —
Doch nichts hat meinen großen Schmerz gedämpft,

Da raste ich verzweifelnd auf die Straße
Und hab' mit Dirnen wüst die Zeit verbracht.
Mit Fluchesworten und mit rohem Spaße
Verjubelte ich manche tolle Nacht.

Doch war vorbei der Rausch und naht der' Morgen,
So krampfte sich das Herz in wilder Pein,
Und die Verzweiflung und die bösen Sorgen,
Die stellten noch entsetzlicher sich ein.

Oft tat in meiner Faust der Stahl schon blinken.
Ich sehe in dem Tod' das einz'ge Glück.
Ich wollte in Vergessenheit versinken —
Die Trennung nur von dir hielt mich zurück!

Ich möchte flieh'n an deine Brust und weinen,
Ach, Ruhe fänd ich nur bei dir allein!
Jedoch das Schicksal will uns nicht vereinen,
Wir sollen nun einmal nicht glücklich sein.

Herbert Wagner:

An Halina.

Leer und öde sind die weiten Fluren
Und so matt und krank,
Wo dein Fuß den rasenden Mazuren
Mir getanzt zu Dank.

Damals kam der Frühling, zu umfangen
Mich und zu verwirrn,
Daß sich deine weißen Arme schlangen
Eng um Hals und Stirn.

Deine schwarzen Augen seh' ich gleißen,
Dolche, scharf und blank,
Dir mein Herz, mein armes Herz zerreißen,
Weil es Küsse trank.

Der Narr.

Die Welt mit den gleißenden Augen
Ist schal geworden und leer;
Die Küsse und Späße taugen
Nicht einen Heller mehr.

Das liebste bei Tänzen und Scherzen
Ist mir das perlende Glas;
„Du Narr mit dem wunden Herzen,
Komm und erzähl' mir was!

Komm und erzähle mir lieber
Von blöder Herzen Schlag;
Das ist das einz'ge, worüber
Ich hell noch lachen mag."

Bertha Lindemann:

Bitte.

Er:
Du bleibst mir nah, wenn ferne,
Seh' deiner Augen Sterne,
Horch' deiner Stimme Klang,
Dein Lächeln reiner Güte
Ein Gott es mir behüte,
Ist meines Herzens Sang!

Sie:
O woll' es nicht benennen
Und nicht es mir bekennen
Was einst dich zu mir trieb,
Sprich mir von deiner Liebe.
Daß nichts sie je mir trübe
Und hab' mich einfach lieb.

Ausspruch.

Was war ich nur, bevor du kamst!
Was war die weite Welt für mich,
Was war für mich des Lebens Sinn
Eh' es sich alles wand um dich,

Du gabst die höchste Gabe mir
Die nur ein Mensch je geben kann,
Du hast das Leben mir erneut,
Mein Leben fing durch dich erst an.

Von Silberfluten überstrahlt,
So liegt der Tag vor mir im Glanz,
Ich steh' nicht mehr in Nacht und Traum,
Denn all' mein Glück, du bist es ganz.

Hermann Busse:

„Es war so schön."

Ein feuchter, kalter Novemberhauch lag über Wald und Flur. Schneekühle Winde strichen über die Stoppelfelder hin und die letzten Zeitlosen auf den herbstlichfeuchten Matten neigten sterbend das blaßrote Köpfchen. Träumerisch fielen die Blätter von den regenschweren Ästen, welk und fahl, und deckten die Erde: ein weites Totenfeld.

Eine schlanke Gestalt mit blondem Lockenhaar und großen, blauen, sinnenden Augen und bleichen Zügen, die herben, inneren Schmerz verrieten, ging des Weges dahin, dem stillen Friedhof zu. Die formschönen Glieder kleidete ein einfaches schwarzes Gewand; sie trug Blumen in der Hand, blendend weiße Astern und schimmernden Goldlack.

Schon manchmal war sie dem Wellenschlag des vielbewegten Lebens entflohen, dem verworrenen Branden und Brausen, um in die geheimnisvolle Stille des Friedhofes zu schleichen, allein, um allein zu sein zwischen grauen, bemoosten Leichensteinen, die so viel Ernstes von den Menschen, deren Ruhe sie bewahren, zu erzählen wissen. Stille und friedlich liegen sie nebeneinander gebettet, die Müden alle, unter schwarzer Erde, überschattet von stämmigen Kreuzen. Der Lärm dos Weltgetümmels dringt nicht herein in diese Friedensstadt, in diese düster-schweigsame Welt.

Traumverloren trat Senta Qualen durch das große Tor, das sich kreischend in den rostigen Angeln drehte und war wieder allein am Orte des geheimnisvollen Schweigens. Nur ganz hinten, wo die Jüngstverstorbenen lagen, stand ein Totengräber mit einer Schaufel in der Hand und starrte schweißtriefend auf die Erde.

Dorthin ging Senta nicht, wo die frischen Gräber waren, auf denen noch die Kränze mit den weißen Widmungsschleifen bleichen, dorthin nicht. Da liegt es noch wie lautes Klagen in der Luft, frischgeweinte Tränen hängen noch an den zertretenen Grashalmen und glänzen und die Zeit hat hier noch ausgleichend ihren Finger über die Gräber gleiten lassen — und über die aufgewühlten Herzen der Trauernden.

Plötzlich blieb Senta Qualen stehen und lauschte. Was war es: Pferdetrab. Wie dumpf rollte es daher — in seiner Totenfarbe und seinem Leichenschmuck — ein Trauerwagen. Er hat schon manchen Menschen hinausgefahren zur letzten Ruhestätte. Er rollt zum Kirchhof — er kehrt zurück — nimmt jedes Menschenkind und fährt es in der Erde dunklen Schoß. Schon manche Träne hat er aus roten Augen über qualdurchfurchte Wangen rinnen sehen, schon manches Herz ist blutend ihm gefolgt.

Wenn man es anblickt das schwarze Gespann, dann geht ein kaltes Erschauern durch die Seele, ein ängstlich Bangen, ein ernstes Erinnern an die Vergänglichkeit des Daseins.

Aus der Leichenhalle kam ein Trauerzug, ernst und feierlich; man trug einen früh Dahingegangenen zum ewigen Schlummer. Ein unterdrücktes Seufzen drang durch die Reihen, ein verhaltenes Wehklagen und Jammern.

Langsam war inzwischen die einsam Wandelnde weiter gegangen und ohnmächtig an einem Grabe niedergesunken; war den schon ein Jahr entschwunden, seit man ihr das Liebste nahm? Und doch hatte sie es eben wieder gesehen: ein offenes Grab — und vier Bretter — ein Kranz darauf — einen Strick dabei — eine Schaufel im Sand — so haben sie auch ihn begraben.

Senta hatte das nasse Auge geschlossen; in ihrer Seele brachen die alten Wunden erneut auf, noch brennender. Die Erinnerung an das stillverrauschte Glück zog im Geiste vorüber und löste sich im Nebelgrauen gleich einem weichen, wehen Traum. Lange saß sie unbeweglich dort und starrte auf das Grab, als wollte sie die Erde stierenden Auges durchdringen. Und da trat er wieder vor ihr Auge: sein letzter, brechender Blick.

Unsäglich qualvolle Todesstunde. Noch jung an Jahren, voll Hoffnungsfreude und Lebenslust, ergriff ihn unerbittlich der eisige Knochenmann; heldenhaft rang er mit ihm, flehend griff er nach des Lebens Licht- und Sonnenschein; aber schwarz und schwärzer wurden die düstern Wolkenschatten, welche die wabernde Lebensflamme erlöschen wollten. Noch einmal rettete sich die zitternde Seele aus den Umarmungen des Todes. Dann faßte er mit schrecklicher Gewalt sein Opfer und kein Entrinnen gab es mehr. Und von seinen sterbenden Lippen drang leise an ihr Ohr: „Senta, Senta, es war so schön." — Ein letztes Aufflackern. ein schmerzlicher Blick aus brechendem Auge . . . . und entseelt sank er in die weichen Kissen zurück.

Senta Qualen fröstelte und richtete sich erschauernd langsam auf, schaute zum Himmel em-

por, senkte das Auge wieder und preßte die Lippen wie in leiser Bitterkeit aufeinander. Dann nahm sie die Blumen, die sie mitgebracht, grub mit ihren schönen Händen sacht im feuchten Grund und senkte die Blumen hinein, die strahlenden Astern und den Goldlack, dessen Gelb sich in gedämpfem, schmelzendem Aufflackern mit dem schwermütigen Purpurrot mischte.

Still und stiller wurde es ringsum. Der nahe Glockenschlag durchhallte die Luftwellen und mahnte Senta, aufzubrechen. Die bleichen Hände grüßten noch einmal die kühle Erde, in der ihr Liebster friedlich schlummerte.

Dann ging sie. In den herbstlichen Kronen der Ahornbäume flüsterte es über die Gräber hinweg und der Abendwind koste ihr Ohr . . . . „es war so schön." Efeu und Immergrün, die ihre mattglänzenden Blätter um Kreuz und Bildwerk schlangen, erzitterten leise. Auf dem Gipfel einer einsamen Tanne flötete eine Amsel in langgezogenen Klagetönen und sang ein trauriges Scheidelied der Allnatur.

Ja! ihre Liebe glich dem Zeitenwandel. Im stürmischen Wachsen und Werden des Lenzes, im Knospen und Sprießen war ihre stille Liebe erblüht und das ganze Sommersonnenglück ruhte in ihren Seelen als reines und treues Vereinigtsein. Und dann — als der Wald seine leuchtenden Fackeln anzündete, die roten Flammenzeichen des Herbstes, als die Baumkronen glühten und sprühten und jauchzten ob der inneren Wärme, trunken von der Sonnenglut der Sommermonde, als die letzte Lohe den Tag des Scheidenmüssens die Allnatur schmückte, da haben des Schicksalsmächte ihn fortgeführt im langsamen Schlafengehen der Natur.

Unterdessen hatte Senta Qualen den Friedhof verlassen. Eintönig grau lag die Straße da, naß und kalt und trüb. Das Nebelrieseln milderte die scharfen Umrisse des Häusermeeres, verworren nur drang das Lärmen fern her. In diesem freudlosen Grau ging sie ebenso freudlos ihrem Heim zu, trat in ihr zierliches Gemach, an Leib und Seele vollständig gebrochen und sank erzitternd in einen Sessel nieder. Verzehrend griff verzweifelnder Schmerz und Zerknirschung in die Saiten ihrer zarten Seele.

Nach geraumer Zeit stand Senta wieder auf, wankte unsichern Schrittes zum Kamin und legte neue Holzscheite auf die verglimmende Glut; allmählich krochen die Flammen träge darüber hin und beleuchteten in aufzuckenden Blitzen ein leichenblasses Gesicht und trockneten heiße, bittere Tränen.

Alexander Heberlein: Drei Gedichte.

Mein Vöglein und ich.

Kehr ich heim vom ewiggleichen Alltagsgang,
Grüßt mein Vöglein munter mich mit frohem Sang.

Will mich Vöglein lehren, wie man lacht und singt,
Wenn man auch im Käfig seinen Tag verbringt?

Hinter Gitterstäben sitzt du Tag für Tag,
Und doch jeden Morgen grüßt dein heller Schlag.

Von dem großen Himmel, ein ganz kleines Stück,
Und zwei Blumenstöcke, sind dein ganzes Glück.

Und doch singst du munter, stets tagaus, tagein.
Vöglein du im Käfig sollst mein Lehrer sein.

Das alte Mütterchen.

Ich ging durch das Dorf, an dem Kreuzbild vorüber.
Dort saß ein uraltes Mütterlein,
Das Gesicht voll Runzeln, die Hände gefaltet,
Fröstelnd im schwachen Herbstsonnenschein.

Es sprach zu mir, mit flehender Stimme:
‚I bitt' halt gar schön, schenken's mir was!
Daheim is so kalt in meiner Kammer,
Die Wänd' sind dünn und die Wänd' sind naß,
Und mich friert halt immer, es is ein Jammer!'

Ich gab ihm ein Geldstück, es dankte lächelnd,
Kopfnickend dafür viel tausendmal.
In den Äuglein glimmte ein Schimmer der Freude,
Übers Antlitz huschte ein Sonnenstrahl.

„Der Herrgott im Himmel, wird's Euch vergelten"
Murmelte sie, ‚ich bin ja so alt! —
Drei Vaterunser, will ich Euch beten,
Mehr kann ich net' tun, ich stirb ja doch bald!'

Den Ruhmessüchtigen.

Ihr alle wollt des Ruhmes Kränze tragen.
Wißt ihr denn nicht, das Ruhm die Stirne drückt? —
Es hat schon oft ein fröhliches Entsagen
Vielmehr, als höchster Ruhm beglückt.

Ernst Geyer:

Kunst und Liebe.

Den Künstler kann ich nicht begreifen,
Der meint, daß seiner Kunst es schade,
Dem die Gedanken ruhlos schweifen,
Wenn Liebe ihm ins Herze fällt.

In mir ward stets das Denken freier,
Wenn mit der Kunst sich Liebe paarte,
Und in der Sinne Taumelfeier
Hat manches Lied sich mir gesellt.

Franz Jary:

Herbstgefühl.

Wenig Tage sind vergangen,
Daß ich dich du armer Strauch
Sah in hellen Blüten prangen
Lind umweht vom Frühlingshauch.

Ach und schon entlaubt ich finde
Dich bis auf ein letztes Blatt,
Das im kalten Herbsteswinde
Dir noch säuselt welk und matt.

Aber komm ich morgen wieder
Dich zu sehn du armer Strauch,
Sank vielleicht ins Moos hernieder
Dir dein letztes Blatt schon auch.

Und ich selber sah noch prangen
Gestern meines Lebens Mai,
Und schon fühl ich heut' mit Bangen,
Daß er mir entflohen sei.

Und es sinkt mir leis und sachte
Blatt um Blatt zum Staube hin.
Eh' ich's glaubte, eh' ich's dachte,
Will heran der Herbst schon ziehn.

Und ein Tag wird mir auch kommen,
Und ihm gelte diese Trän',
Da ich sehe schmerzbeklommen
Mir das letze Blatt entwehn.

Minnie Orth:

Capriccio.

Ein schönes, elegant ausgestattetes Gemach. Ein zartgrüner, mit feinabgetöntem Rosenmuster durchwebter Teppich bedeckt den Fußboden. Geschmackvolle Möbel, mit rosengemusterten Cretonnebezügen, und seidenen Daunenkissen, stehen pêle-mêle zwischen einem aufgeschlagenen Flügel und einem dreiteiligen Ankleidespiegel. Bilder, Nippes, Toilettengegenstände in Silber und Elfenbein, sowie hundert andere kostbare Spielereien stehen und liegen in buntem Durcheinander, während köstliche Blumen und breitblättrige Pflanzen in Vasen und Jardinieren, in dem von genialer Sorglosigkeit zeugenden Arrangement, dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt bieten.

Die Herrin dieses Boudoirs, ein fein und zierlich gegliedertes Figürchen in duftig weißem Spitzengewand, steht am Fenster und schaut erwartungsvoll über den Garten nach der Straße, die an der Villa vorbeiführt.

Sie ist entzückend, die kleine Person, die vollendete Grazie, wie sie den schlanken, schmiegsamen Körper hält, und das Köpfchen spähend, weit aus dem Fenster neigt.

Das goldblonde Haar, das sich in reicher Fülle um das zarte Oval ihres Gesichtes schmiegt, steht in pikantem Kontrast zu den langbewimperten, nachtdunklen Augen.

Strahlend liegt die Junisonne auf Haus und Garten. Sie entlockt dem Blumenflor berauschende Düfte, die die reizende Frauengestalt am grünumrankten Fenster kosend umfächeln. Ringsum eitel Sonnenschein, nur auf der sonst so heitern Stirne Rosita's zeigt sich ein leiser Schatten, der sich bald zu einem drohenden Wölkchen zu verdichten scheint. Ihr kleiner Fuß im eleganten Schnallenschuh klopft ungeduldig den Boden, und ein Seufzer des Un-

muts hebt die Spitze, die den zarten Busen deckt. „Wo er nur heute bleibt!“ fragen ihre dunklen Augen und flüstern ihre heißen Lippen. Seit drei Tagen, jeden Vormittag um dieselbe Stunde, beobachtete sie ihn, wie er, anscheinend in Gedanken vertieft, den Panama in die Stirne gedrückt, an ihrem Hause vorüber ging, ohne auf irgend etwas anderes zu achten, als auf den Weg, der vor ihm lag. Die hohe, schlanke Gestalt im weißen Flanellanzug, die vornehm lässige Haltung, kurz die ganze Erscheinung des jungen Mannes, hatten es Rosita angetan. Der Wunsch, ihn kennen zu lernen, ließ sie nicht mehr zur Ruhe kommen.

Daß ein Mann, ob alt oder jung, keinen Blick nach ihrem Fenster warf, von ihrem Dasein nicht die geringste Notiz nahm, war unerhört, noch nicht dagewesen. So etwas war sie, Rosita Càrena, die gefeierte, von Verehrern umlagerte Diva, nicht gewohnt. So etwas vertrug sie einfach nicht.

Heute sollte er aber bestimmt nicht wieder — so — davonkommen, daß hatte sie sich fest vorgenommen. Sie war ja nicht ganz unerfahren auf dem Gebiete der Koketterie. Mittelchen, die ganz unschuldig und harmlos schienen, versagten fast nie ihre Wirkung. Diese Frage beschäftigte sie brennend, und den rosigen Finger an das feine Näschen gelegt, überlegte sie den ernsten Fall mit aller Andacht. Da hellte sich das in nachdenkliche Falten gelegte Gesichtchen auf, ein Schelmenlächeln huschte um die vollen Lippen. Sie schritt zu einem Tischchen, auf dem ein Käfig stand, hinter dessen vergoldeten Stäben ein Kanarienvogel unruhig auf und ab hüpfte. Rosita nahm den gefangenen Sänger und hing ihn ins Grüne vor das Fenster.

„Mach's gut, mein Hänschen, dann bekommst du auch ein Stückchen Zucker!“ mahnte sie den unfreiwilligen, kleinen Komplizen.

Kaum sah sich der Vogel im Freien und fühlte die warme Sonne auf seinem Federkleid, da fing er an zu singen, was die kleine Kehle nur konnte.

Rosita aber ließ sich am Fenster nieder, den Kopf über ein Buch geneigt, eifrig lesend.

Kaum war diese Inszenierung beendet, da schritt auch der interessante Unbekannte die Straße entlang. Der Kanarienvogel schmettert sein Lied, was das Zeug hielt.

Der junge Mann horcht auf, bleibt stehen, und blickt zu dem grünumrankten Fenster auf, in dessen Rahmen sich ihm ein holdselig Frauenbild zeigt. Ihr Herz klopft stürmisch. Ihre Miene jedoch bleibt unbewegt. Nun blättert sie eine Seite um, und sieht wie zufällig hinab, direkt in ein Paar dunkle, herrische Augen, die mit bewunderndem Frageblick sie umfangen.

„Das ist ja ein Prachtmensch!“ denkt sie mit heimlichem Jubel.

Während er seinen Gefühlen hörbaren Ausdruck mit den Worten verleiht: „Das ist ja ein entzückender Käfer!“ Worauf Rosita mit der Miene einer Prinzessin sich erhebt, einen hochmütigen Blick dem dreisten Herrn zuwirft, und im Innern ihres Zimmers entschwindet.

„Donner und Doria!“ murmelt der Unbekannte. indem er mit schlanker, weißer Hand seinen dunkeln Schnurrbart streicht. Eine Weile bleibt er noch wie angewurzelt stehen, in der Erwartung, die Holde würde sich ihm nochmals zeigen. Als dies nicht geschah, entfernte er sich zögernden Schrittes. Andern Tages, es war um dieselbe Stunde, saß Rosita am Klavier und sang. Nicht so schmetternd und frohlockend wie der Kanarienvogel, sondern zart und elegisch kamen die Töne von ihren Rosenlippen; ganz ihrer Stimmung und dem Zweck der Uebung angemessen.

Von Zeit zu Zeit blickt sie sehnsüchtig hinaus auf die Straße, und seufzt: „Ob er wohl kommen wird?“

Er kam aber nicht.

Die Stunde verging. Enttäuscht schließt sie das Klavier. Aufgeregt geht sie hin und her. Sie sucht Trost bei ihrem besten Berater, dem Spiegel. Was er ihr sagt, ärgert sie, sie knüllt ihr Tüchlein in der kleinen Faust, und wirft es zornig ihrem Spiegelbild ins Gesicht. Sie ergreift hier ein Buch, um es gleich darauf in irgend einen Winkel zu schleudern Sie nimmt dort eine Blume, nur um sie mit nervösen Fingern zu zerpflücken. Ihre stets frohgemute Laune ist ganz aus dem Geleise, sie verschlechtert sich crescendo. Mit einem bitterbösen Gesicht wirft sie sich auf den Diwan und sinnt. Sie hatte sich, übersättigt von Lust und Freude, in diese idyllische Einsamkeit zurückgezogen, nur begleitet von ihrer Duenna, einer Kammerzofe, und ihrem Kanarienvogel. Fernab ihrer gewohnten Lebenssphäre wollte sie neue Kraft zu neuen Taten sammeln.

Schon fing die Langeweile auf ihr zu lasten, — da kam der Tag, an dem sie den Unbekannten zum erstenmale sah, und eine neue, zitternde Sensation ihr queckſilbriges Wesen ergriff. Die Episode versprach viel. —

Der Tag verging in Unruhe und Enttäuschung. Der Abend kam. Der Unbekannte blieb unsichtbar. Es ward Nacht. Schon stand der Vollmond am sternenglitzerndem Firmament, und tauchte Haus und Garten in sein Zauberlicht.

Rosita fühlt sich sehnsuchtskrank, zum Sterben traurig. Sie preßt ihr Tüchlein gegen die heißen Augen und seufzt herzzerbrechend.

Da springt sie fiebernd vor Ungeduld auf, und in hellem Zorn über sich selbst ruft sie laut: „Ich bin eine Närrin, ein Schaf, mich so zu haben! Was geht mich dieser Mensch an! Mag er doch sein und bleiben wo er will! Bin ich nicht die schöne, von Männergunst vergötterte und verwöhnte Rosita Cà-rena? Morgen geht es wieder in die Stadt; ich habe genug von dieser einschläfernden Poesie, von Wald-, Wiesen- und Blütenduft, in dem ich ersticke."

Sie wischt die Tränen von ihren Wangen und tritt vor den Spiegel, das glühende Gesicht mit einem Hauch duftenden Puders betupfend. Sie steckt sich eine volle, dunkelrote Rose ins wellige Blondhaar, drapiert mit geschickter Hand einen kostbaren Spitzenschal um Haupt und Schultern, und betritt so gerüstet die Treppe, die von ihrem Zimmer in den Garten führt. Die schwermütige Anwandlung ist im Nu ihrem angeborenen lebensfrohen Naturell gewichen.

Munter, als hätte sie nicht soeben noch Tränen vergossen, trällert sie ein lustig französisches chanson vor sich hin, und wandelt seelenvergnügt die kiesbestreuten Wege des Gärtchens auf und ab.

Nun aber verdoppelt sich plötzlich ihr Herzschlag. Leichte elastische Schritte nähern sich. Eine hohe, schlanke Männergestalt wird sichtbar, und der geschmähte Ersehnte steht vor der Gartentür. Er hält den Hut in der Hand und sagt mit wohllautender Stimme, die Rosita bis ins Innerste erbeben läßt:

„Verzeihung, Gnädigste!"

Fast hätte sie laut aufgejubelt, doch sie beherrscht sich. Ihre dunkel leuchtenden Augen sehen ihn in holder Verwirrung an, und sie fragt mädchenhaft schüchtern:

„Sie wünschen, mein Herr?"

„Wollen Gnädigste einem müden Wanderer Rast in diesem Paradiese gewähren? Wie ich sehe, hält kein Cherub mit flammendem Schwert Wache davor, sondern eine holde Fee, voll Güte und Mitleid für Alle, die sich ihr bittend nahen!"

Sie stehen sich gegenüber, Blick in Blick getaucht. Er lächelt leicht und ist von ihrem Liebreiz bezaubert. Ihre Augen strahlen, ihre Wangen glühen:

Eine Wonne ist's zu leben,
jung und schön zu sein!

Die Bitte des jungen Mannes scheint sie zu verwirren. Noch immer birgt sie ihr Schelmengesicht hinter der Miene sittsamer Scheu; noch zögert sie einen Augenblick, dann legt sie entschlossen die Hand auf die Gartentür und öffnet: „Treten Sie ein, mein Herr, so grausam bin ich nicht, einen müden Wanderer, der um Einlaß bittet, von meiner Tür zu weisen."

Er tritt ein. Mit vollendet weltmännischer Form verbeugt er sich und nennt sein' Nam' und Stand. Sie gefallen sich ungemein. Sie spazieren auf schmalen Wegen, zwischen duftenden Rabatten auf und ab. Sie unterhalten sich aufs angenehmste. Ihr fröhliches Plaudern tönt durch die stille Sommernacht.

Die Zeit eilt im Fluge.

Da glaubt Rosita an die vorgerückte Stunde erinnern zu müssen: „Mein Herr, es ist schon spät, Sie müssen mich nun verlassen!" Ihre feuchtglänzenden Augen versenken sich verheißungsvoll in die seinen. Ihre taufrischen Lippen sind ihm gefährlich nahe.

Da ergreift er mit heißem Druck ihre Hand: „Muß ich wirklich, du holde Zauberin? Erst lockst du mich in dein Reich, und nun soll ich wieder gehen? Nein, hier bin ich, und hier bleibe ich!"

Er reißt ihre zarte Gestalt an seine Brust und bedeckt ihr Gesicht mit glühenden Küssen.

Rosita wehrt sich mit schwachen Kräften gegen den über sie hinbrausenden Sturm von Zärtlichkeit. Sie stammelt unter seinen Küssen fast atemlos: „Mein Herr, was erlauben sie sich!" Er hält sie um so fester an sich gepreßt;

„Mein Herr, das ist . . ." Rosita's Mund verstummt. . . . Nächtliche Stille ringsum. — Keiner siehts, nur der Mond — und der lacht dazu. — —

Franz Reuß:

Seeblick.

Seiner Majestät schmucke Segeljacht
Draußen in der sommerblauen See

Leuchtet wie die liebe Sonne lacht.
In den Dünen weht der weiße Klee.
Die Uferschwalben, die glücklichen Lüfteschwimmer,
Fliegen zwitschernd und zirpend auf und nieder
In schönem Bogen,
Und prächtig, langatmig hingezogen
Schwellen und brausen und brausen immer,
Immerfort des Meeres Lieder.

◆◆◆◆

A. Krüger:

Abseits.

— — — ein Stein, dort steht ein Holz,
Dort Hügel frisch gebrochner Erde,
Bedeckt von Kränzen, dort
Verweht von dürren Blättern.
Und Reih' in Reih' umgrenzt
Von Mauern kalt und schwarz
Von hohen Eisengittern:
Dort wohnt das Schweigen,
Nackt und schauernd, totumnachtet.
— Und tiefer schläft die Sehnsucht dort
In dunkler Erd unter liebetoten Herzen. —

Ludwig Lüking:

Novembersturm.

Wild rast um's Haus der Novembersturm,
Zwölf dumpfe Schläge vom alten Turm
Verkünden die Mitternachtsstunde.
In Strömen durchpeitscht der Regen die Nacht
Und zerrt an dem alten Turm mit Macht
Mit dem heulenden Sturm im Bunde.

Ein kurzes Wimmern vom zwölften Schlag,
Reißt unbarmherzig der Sturmeswind nach
Und schleudert es weit in die Lande.
Noch gräßlicher geißelt der wilde Sturm
Das morsche Gerippe, den alten Turm,
Als ständ' er der Welt dort zur Schande.

Da — wie ein rasendes Donnermeer —
Fliegt beutegierig der Sturm daher
Wie prasselnde Riesenbrandflammen.
Gar furchtbar wütet die nächtliche Schlacht . .
Ein lähmendes Krachen brüllt durch die Nacht,
Und der Turm stürzt besiegt zusammen. —

Schaffelhoefer jun.:

„Komm' doch!" —

Furchtbar war die Erdbebenkatastrophe von Messina gewesen. Viele blühende Menschenleben hatten dran glauben müssen. Über Nacht waren die Häuser eingestürzt, in manchen Stadtteilen loderten die Flammen zum Himmel empor und beleuchteten ein schreckliches Bild wüster Zerstörung.

Sturzwellen überfluteten die Stadt und rissen alles mit sich und was von den Trümmern nicht getötet worden war, wurde unbarmherzig von den Wellen mit gerissen.

Überall aus den Trümmern und Schutthaufen tönte das Wimmern und Hilferufen der Verschütteten, hier hauchten sie ihren letzten Seufzer aus, dort lagen gräßlich verstümmelte Leichen — ein gräßliches Bild, wie es furchtbarer und gräßlicher nicht sein konnte.

Jammer und Elend herrschte. Entsetzlich war das Wüten der Hyänen in Menschengestalt, die unter den Trümmern mit gierigen Blicken und räuberischen Händen nach Schätzen suchten. Viele Andere aber zeigten werktätige Menschenliebe und bewundernswerte Aufopferung.

Und zu diesen edlen Menschen gehörte auch der Matrose eines Handelsschiffes.

Tag und Nacht arbeitete der Matrose an einer bestimmten Stelle. Mühsam räumte er mit Hilfe Anderer die Trümmer weg, die früher ein stattliches Haus gebildet hatten.

Das ganze Benehmen des Matrosen zeigte tiefe, innere Erregung, sein sonst gebräuntes Antlitz war bleich, seine Augen blickten müde und hoffnungslos drein.

Dennoch aber verharrte er auf seinen Posten aus. —

Hier war ja einmal das Haus gestanden, welches seine Braut mit ihrer Familie bewohnt hatte. Allerdings war dieses Haus ein Opfer der Zerstörung geworden und nur ein großer Schutt und Trümmerhaufen türmte sich auf.

Hier mußte sie aber begraben sein — entweder tot oder lebendig. Finden mußte er sie — entweder tot oder lebendig, einen Kuß mußte er noch auf ihre bleichen Lippen drücken, wenn sie tot war, und retten mußte er sie, wenn sie noch lebte.

Die Tage schlichen dahin.

Vor Müdigkeit mußte er seine Arbeit einstellen.

Der Matrose war trostlos. Er gab jede Hoffnung schon auf, seine Braut je wieder zu finden.

Dem Wahnsinn nahe schlich er sich dahin und lachte und weinte. Seine Kehle brannte ihm vor Durst. Seine Lippen waren geschwollen, seine Augen von Staub und Sand entzündet.

In der Nacht hatte er keine Ruhe, schlaflos wälzte er sich auf seinen Lager, von Fieberfantasien gequält.

Und einmal hatte er einen sonderbaren Traum.

Die Gestalt seiner Braut erschien ihm im Traume im weißen, wallenden Gewande. Er hörte ihre süße Stimme, ihre klagende Stimme, die ihm so oft Koseworte zugerufen hatte. Ihre Stimme klang jetzt bittend und flehend:

„Komme doch! Komm' und rette mich!"

In Schweiß gebadet sprang er auf.

Zitternd und zähneklappernd und sich kaum auf den Füßen noch haltend, torkelte er hinaus zu der Stätte wo einmal seine Braut gewohnt hatte.

Wieder fing er zu arbeiten an.

Mühsam räumte er Stück um Stück weg. Seine Kräfte mehrten sich immer in fortwährender Angst, daß seine Braut doch noch lebe und ihrem Retter harre. Mit übermenschlicher Kraft trug er schwere Steine und Balken weg und rief den Leuten zu:

„Kommt, o kommt und helft mir, hier liegt sie begraben!"

Und Einige erbarmten sich seiner und halfen ihm an seinen Rettungswerke.

Stunden vergingen.

Ein lichter Streifen löste sich am westlichen Horizonte los.

Der Matrose arbeitete fieberhaft, in großen Perlen tropfte der Schweiß von seiner Stirne, seine Hände zitterten, kaum vermochte er sich noch auf den Füßen zu halten.

Da vernahm er deutlich schwache Hilferufe und auch die Anderen hatten dies vernommen.

Mit einen unartikulierten Freudenausruf arbeitete er hastig weiter — seine Bemühungen waren von schönsten Erfolg gekrönt.

Das unglückliche Mädchen wurde wie durch ein Wunder gerettet.

Jubelnd fiel sie ihrem Retter in die Arme — der aber bewußtlos in Folge der übermäßigen Anstrengung der letzten Tage zusammen stürzte. — —

Am westlichen Horizonte aber tauchte wie aus dem Meere hervorwachsend der glühendrote Sonnenball auf und verkündete einen neuen Tag. — —

Joh. Mang:

Trost.

Sei still, wenn auch das Herz dir brennt,
Laß nur das Schicksal tosen!
Wer nicht die spitzen Dornen kennt,
Der kennt auch nicht die Rosen!

Stephan Brock:

Mädchenseele.

Sie ist von Scheu und Scham so schwer,
will sich in Schlaf verstecken.
So schwellend blühte um sie her
Der Leib in Rosenhecken.

Die Rosen hauchen Glut und Duft.
Das macht so schwer ihr Träumen.
Ihr ist, sie läg in tiefer Gruft
umrauscht von bebenden Bäumen.

Die Rosen lodern zum Flammentanz:
Bang lauscht sie in das Tosen:
Wer sprengt durch die Lohe? Wer flicht zum Kranz
Die in Träumen glühenden Rosen?

Willi Rudolf.

Vergänglichkeit.

Was uns Natur in guter Laune gegeben,
Sie forderts auch zurück in ihren Schoß.

Sie kann und darf es wieder nehmen,
Das ist und bleibt so des Menschen Los.

Was hilft dir, Mensch, dein eifrig Schaffen? —
Ein ewger Kreislauf setzt dir doch ein Ziel.
Soviel du suchst auch zu erraffen
Und doch es bleibt dir nicht ein Kiel.

Vergänglichkeit nennt sich das Wunderbare,
Das alles teilt, das man beisammen meint,
Nichts bleibet da, so sehr der Mensch es auch bewahre,
Ein Trost allein — „ich hab' geweint."

Edgar Dietrich:

Vorwärts.

Nicht ewig geweilt
Und lang überlegt
D e r bleibt nur siegreich,
Der rechtzeitig schlägt,

Vorwärts und vorwärts!
Mutig aufs Ziel!
Ganz gleich, ob es Kampf,
Ob straffendes Spiel!

Wer selbst sich zimmert
Fürs Leben sein Schiff
Umsteuert kraftvoll
Das dräuende Riff.

Und brauset das Meer,
Aufwühlet die See,
Und schickt sie Bedrängnis,
Droht schreckliches Weh . . .

Da fühlet der Mensch:
„Nun mach' dich bereit!
Du gehst jetzt hinein
In ernstlichen Streit.

Heut' stell deinen Mann
Mit eisernem Mut,
Verteidige wacker
Dein eigenes Gut!" —

Und wirklich behält er
Nach grimmigem Krieg
Den harterkämpften,
Den bleibenden Sieg.

Drum allezeit vorwärts
Im Leben geblickt,
Mit Vorsicht gewappnet,
Den Degen gezückt!

Vorwärts und vorwärts!
Mutig aufs Ziel!
Ganz gleich, ob es Kampf,
Ob straffendes Spiel!

B. Kiehne-Lange:

Meine Musen.

Wenn ich meine Musen nicht hätt' im Herzensschrein,
Die mir beleuchten den Weg mit goldenem Schein.
Wenn ich im Leben verzagen wollt' fast vor Leid,
Hat ihr Reichtum mich oft vom Verzweifeln befreit!
Meine Musen, ich dank euch im Herzen voll beglückt,
Habt mich in einsamen Stunden dem Leid entrückt! —
Zeigt't mir oft Bilder vom Sonnengolde bestrahlt,
In herrlicher Blütenpracht, vom Zaub'rer hingemalt! —
Ihr habt mich gelehrt auch den Schmerz zu ertragen. —
Meine Musen, mit euch konnt' den Kampf wieder wagen,
Mit eurer bezaubernden, beglückenden Hand,
Führtet ihr mich oft in ein fernes Märchenland! —
Meine Musen, bleibt bei mir im tiefsten Herzensschrein.
Beleucht't mein Leben mit eurem zaub'rischen Schein! —

Ernst Arminius:

Erinnerung eines Künstlers.

Balladen—Skizze.

Feierabend! Gottlob, — —
Erlöst von der mechanischen Arbeit,
— Willkommen süße Leidenschaft — —
Stöhnte er im Stillen.
Nun war's ihm wieder wohl. — —
Voll Freude vibrierte sein Herz,
Hinweg du Arbeit — höherwärts
Trägt mich mein Sinn,
— — Dem Idealen zu — —
Zur heil'gen Minn',
— — Dort find ich Ruh! —
— — Ein düstrer Tag war es,
Wilder Frühlingsrausch
Durchrieste die Luft. — —
Grau hängen die Wolken am Himmel,
In rote Streifen zerreißt sie die Sonne —
— Nichts wie hinaus aus diesem Weltgetümmel,
Nur Einsamkeit faßt seines Lebens Wonne.
Rasch durchkreuzt er die Straßen,
— — Die dicht voll der müden Welt
Sie all' trägt geduldig zur Ruhe.
Schon legt sich der Flor der Dämmerung
Auf das irdische Gestirn. —
Holde Erlöserin!
flüstert er leise vor sich hin.
Immer rascher wird sein Gang
Bis er dem Dorf entlang — —
Hart vor einem Waldrand steht.
O du herrliche Natur!
Frisch wird die Luft,
Doch seine Stirn ist heiß — —
Immer eiliger fliegen die Wolken.
In jähem Fieber wogt seine Brust. — —
— — O könnt ich euch folgen,
Die Welten durchziehn
„Wär meine Lust!"
Von diesen Gedanken behaftet,
— Gebückt sinnend — läuft er weiter
Von innerer Spannung gedrückt —
Wird immer lahmer sein Gang.

— — — — — — — — — — — — —

Da plötzlich wie gebannt am Waldeshang,
Starrt er in die Weite.
Friedlich in leichten Schleier gehüllt —
Liegt das Tal vor ihm;
Ein Meer von Lichtern zeigt sich seinen Blicken,
— O mög es mir glücken
Dacht' er vor sich hin!
Ersehnte Finsternis — —
Macht meines Schaffens,
Dir allein holder „Minnegesang"
Will ich dienen mein Lebenlang.
Heil'ge Stille — umgibt ihm bei diesem Sinnen,
In feierlicher Harmonie pfeift der Wind durch die Nacht —
— Schwankend flüstern die Tannen:
Bringt's Glück — oder nicht?
Entscheidung richt! — —
Lastend wirkt dieser Gedanken, die Seele durchschauert ein Wanken;

— — — — — — — — — — — — —

Da plötzlich erhebt sich ein wütender Sturm,
„Entscheidung durchrauschet den Wald" — .
's ist nichts rauschen Birken,
O doch sagt die Tanne — —
Das Werk es wird wirken,
D'rum hältst mich im Banne;
Und dumpf braust auf einmal sympathisch die Eich':
Es ist Wahrhaftig zum Wirken reif!

— — — — — — — — — — — — —

Stumm saß er da.

— — — — — — — — — — — — —

Immer noch durchzuckt ihn das Kämpfen;
Wie Zweifel kommt's ihm wieder.
Aufatmend sucht er die kühlen Fluten der Nacht —
— Wohl tut ihm die wirkende Kühlung,
Wie Hoffnung durchwühlt sie die Locken.

— — — — — — — — — — — — —

Den Hut in der Hand —
Träumend geht er wieder dem Dorfe zu,
Neun Uhr schlägt's auf dem Turm — — —
Schon herrscht heilige Ruhe in den Straßen,
— — Entschlummert ist das Treiben spielender Kinder —
Nur noch vereinzelt durchkreuzen sorgliche Menschen das Pflaster;

— — — — — — — — — — — — —

Klanglos lag der Feldweg hinter ihm,
Bedeckt von finsterem Schweigen — —
Winkt ihm sein trauliches Heim,
Eiligst ging er hinein!

In tiefer Nachtstimmung lag die Gegend,
Nur ein Lichterschein schimmert durch die
Finsternis —
— —Immer die gleichen Fenster. — —
Zitternd einen Brief in der Hand,
Diesen immer wieder durchlesend —
Saß er am Tisch;
Verstummt ist das Rauschen — — — —
Verweht jeder Zweifel,
Alles, alles verschlangen die Zeilen.
Sein Gesicht strahlt; — — —
Still dringt sich der Glauben an Erfolg in ihn,
— — — — Die Seele bebt!
Klar vor ihm sieht er schon den Vorhang steigen,
Wahr und gewaltig seine Dichtung sprechen — —
Jedes Zischen, jedes Schweigen — —
Will ihm schier die Hoffnung brechen!
— — — — — — — — — — — — —
Immer reger wird die Spannung,
Zischen — —
Pfeifen,
Vor Autor —
Schallt's im Ohr,
— — — — — — — — — — — — —
Krampfhaft in der Hand das Schreiben,
Schaut zum Himmel er empor.
— — — — — — — — — — — — —
Fast betäubt schließt er die Augen,
Klar beschimmert ihn sein Stern —
In der Hand bewies'nes Taugen,
Und das Glück nicht mehr zu fern — — —.
Was die Nacht ihm gab,
War ein froh Gemüte — — — — — —
Gern hätt' er gewußt,
Ob ihm Beifall blühte?
— — — — — — — — — — — — —
Eine Amsel ruft
Plötzlich aus den Bäumen — —,
Und sein Sinn erwacht
Still aus Glückesträumen!

A. N. Hermann Henke:

Lebensdurst.

Durch die jungen Blütenhaine
Führt beim ersten Lenzerwachen
Phöbos mit dem Strahlenscheine
Den beschwingten leichten Nachen.
Köstlich fließt sein ewiges Gold
Durch viel tausend Blumenzweige,
Und der bräutlich schöne Tag
Gehet blütenfromm zur Neige,
Sei gegrüßet, Abendsonne,
Einmal noch im glühn'den Scheiden;
Seid es, liebe Vögelein,
Bäche — Wild — in Wald und Heiden.
Und ihr Blumen, allesamt,
Seid umschlungen, innig, traut;
Durch die stille Dämmerstunde
Wandelt meine stolze Braut.
Lauschet fromm, ihr Tageslaute,
Stille — stille, fern und nah: —
Und vernehmt, ihr Kreaturen,
Was auf Gottes schönen Fluren
Hehres, Inniges geschah! —
Sagt es, wann der Morgen graut;
Sagt es, singt es, frei und laut:
Durch die stille Dämmerstunde
Wandelt meine ferne Braut. —
Noch ein Säuseln, noch ein Raunen,
Noch ein Rascheln, dort und hier:
Stille — still! Jetzt muß sie kommen
In ihr fürstliches Revier! —
Wollet auch, ihr Wellen, rufen;
Denn auf blütenweichen Schuhen
Wandelt meine stolze Braut. —
Mit elastisch edeln Schritten
Fühl' ichs nah und näher wogen. —
Stille, stille, jeder Laut. — —
Wellen kommen hergezogen
Keuscher Flammen Allgewallt,
Und das Herz erzittert leise! —
Näher kommt die Engelschöne —
Und die Brust beginnt, zu wogen:
Wunderlaute — Sangestöne —
Kommen wellenweiß gezogen.
Durch die milden Knospendüfte
Zieht kein fremder, kalter Laut.
Durch die andachtstillen Lüfte
Wandelt meine stolze Braut.
Und ich strecke meine Arme
Lebensdurstig nach ihr aus;
Daß sich Herz an Herz erwarme,
Schick' ich tausend Flammen aus.
Ihr allein — mich ganz — zu geben,
Das ist Liebe — das ist Leben; —

Anders lös' ich's Rätsel nicht.
Näher kommt sie, immer näher;
Hör' ich ihre Sprache traut? —
War das nicht ein erstes Grüßen
Meiner stillen, stolzen Braut? —
Wellen kommen hergezogen
Keuscher Flammen Allgewalt.
Wellen werden nahe Wogen,
Ferner rücket die Gestalt: —
Unter tausend lieben Herzen,
Die mir froh entgegen schlagen,
Unter tausend Blütenkerzen
Aus des Lenzes Festgelagen
Bin ich dennoch, Freund, allein.
Jedes Lied ist nur ein Seufzer.
Stumme Klage — Sangeslaut:
Denn ich darf sie noch nicht sehen
Meine stolze deutsche Braut. —
Weiter spähen feuchte Augen;
Seufzer schick' ich in das All!
Reicher werden nur die Klagen,
Durch den toten Wiederhall! —
Zwanzig, dreißig Gassenhauer
Schwängern auf der Lenzesflur
Wie ein Pest- und Schwefelschauer
Gottes freundliche Natur.
Kreischend fällt die feile Dirne
Jeden Lotterbuben an;
Bengels mit dem Strohgehirne
Finden wir Gefallen dran.
Tausend welsche Larven gaukeln
Um die deutsche Phantasie;
Wollustbilder wälzen, schaukeln
Schäumend wilde Melodie. —
Doch das Herz bleibt ungestillet,
Bleibt zurück im weiten Schmerz;
Trauerreiche Äolswinde
Melden von dem keuschen Kinde
Und der kranken deutschen Braut.
Knarrt, ihr Föhren! Krächzet Raben,
Stürme, wilder Orkanus! —
Schwarze Flut, du sollst begraben
Meinen schwermütigen Gruß! —
Stürme, bis der Morgen graut,
Hilf mir das Ersehnte finden!
Hilf dem Mann den Schmerz verwinden
Um die kranke deutsche Braut: —
Gebet uns den Glauben wieder.
Elemente der Natur!
Und die stillen, frommen Lieder,
Und die Gaben Eurer Flur!
Und des Frühlings Blütenschöne,
Und den gottgewollten Wald!
Statt der Klagen Dankestöne,
Gebt uns wieder die Gestalt. —
Und die arbeitsfrohen Tage,
Und die Nächte sanft und lind;
Feierabend nach der Plage,
Daß sich jeder wiederfind't
Und des Dorfbilds Harmonien,
Und des Hauses Eichenkranz,
Und der Freundschaft Sympathien,
Und der Jugend frischer Reigen,
Freies Spiel in Feld und Wald,
Und der Vöglein Sang und Geigen;
Gebt uns wieder die Gestalt! —
Stillen Geist in schöner Hülle,
Schlichte Form und reiche Fülle
Innerlichen Kraftgehalt! —
Daß sich Herz an Herz erwarme
Dem der Himmel kindlich blaut;
Traget Deutschland in die Arme
Seiner stillen, stolzen Braut!

Marie Luise Baronin Normann:

Das Bild.

Dramatische Szene.

Personen:

Benigna
Mascha, eine alte Dienerin
Der Graf

(Vornehmes Empfangszimmer (als Vorzimmer gedacht) einer großen Dame. Helle Gardinen, Möbel und Teppiche; Felle auf einem Ruhebett. Hintere Wand eine Türe und zwei große Spiegel. Rechts vorn ein großes Männerbildnis in goldenem Rahmen. Genau diesem Bilde gegenüber eine große elegante Spiegeltoilette, die das Bild zurückwirft. Hinter der Toilette ein Fenster. Kronleuchter, Arm- und Wandleuchter. Es ist Nacht.)

Mascha (allein, die Kerzen anzündend):

So! die Kerzen brennen überall.
Das liebt Benigna; Lichtesfülle — Helle!
Ihr liebes, goldig warmes Angesicht,
Selbst Licht verbreitend noch, wenn
Schlaf es tief umfängt, es sieht sich gerne
In Allem wiederspiegeln.
(Putzt am Spiegel.)
So! so ist's recht! Kein Fleckchen auf dem Glase,
Das ihrer Schönheit Trübung könnte tun.
(Am Fenster.)
Die Nacht ist samtig, lau und lind —
Wir sind erst im Februar und doch, ich meine
Man spürte leise tau'gen Märzenwind.
Klopft es nicht unten? — nächtliches Geräusch.
Doch — jetzt! ein Wagen,—Pferdehufe schlagen—
Biegt um die Ecke; — — hält. — —
Schon steigt ein Füßchen aus . . .
Nun endlich, endlich kommt
Mir mein geliebtes, mein goldig
Sorgensonnenkind nach Haus.
(Eilt hinaus. Nach einer Weile Gespräch außerhalb, dann Mascha, die Türe öffnend.)

Benigna:

(trägt große Toilette; eine Fülle von Blumen, die sie halb spaßend, halb als lästig empfindend über Mascha wirft. Unruhig, — nervös.):
Da — da nimm Alles! Du geliebte Nörglerin.
Was, du brummst? — ich komme gar zu spät?
Und bringe Blumen dir noch nicht genug?
Sieh doch all die Blüten: hier Purpurglut
Hier leises zartes Glühn.
Doch ach! schau her, sie welken schon —
Sind Treibhauspflanzen — Liebe nicht gewohnt.
Sie blühn — bezahlt! — — ich mag sie nicht.
Nimm fort — ich bitte dich; sie sterben schon
So meine ich; oh erschrecke nicht — —
Vielleicht auch ruhten sie zu lange nur
In meinen heißen Händen. —
Hilf doch!
(Wirft den Mantel ab.)
Mascha!? — — bin ich — noch schön?

Mascha:

Ach Herrin — — schön?!

Benigna:

Doch nicht . . .?

Mascha:

Schön, Herrin! scheint mir nicht
Das rechte wahre Wort.
Schön drückt nicht aus, was seh ich und empfinde.
. . . Ach! heiße Hände — kalte Füßchen.
Soll ich sie reiben heut' die feinen Söhlchen?

Benigna:

Heiße Hände, kalter Fuß — sag' Mascha lieb,
Wie wird wohl da das Herz beschaffen sein?

Mascha:

Heiß lodernd, lechzend nach dem Leben —
Wie Feuerbrand und Sonnenschein.

Benigna:

Und heut' noch wird das Leben mich umfangen!
Ach Mascha, endlich, endlich sei sie aus, die Qual,
Die jahrelang ich trug. Der mich verließ,
Der vor der Welt mein Gatte war —
Du weißt — ich liebt' ihn nie.
Nun ging er; spurlos blieb er Jahr um Jahr.
Ach Mascha! da er ging, liebt' ich ja schon den Andern.
Nun endlich, eh' mir bleicht mein goldnes Haar
Laß' mich, ein Mal nur, sel'ge Pfade wandern!

Mascha:

Und wenn ihr wieder euch getäuscht?
Wenn wiederkehrte, der sich euer Gatte nannte?
Wißt ihr ihn tot? — er ist verschollen nur.

Benigna:

Er ging, du weißt, es war ein Maskenfest
Gerade, wie ich heute eins begangen,
Zum ersten Mal seit all den langen Jahren.
— Weißt du es noch? du wartetest in der Garderobe,
Gabst mir den Mantel um sagtest heimlich,
Damit kein unberufen Ohr es fing:
„Der Graf ist fort! er kam nach Hause nur
„Befehlend mir, in Liebe streng nach euch zu sehen,
„Verließ das Haus ohn' Abschied!" Ohne Nachricht
Bin ich jetzt sechs volle Jahre. Was ihm auch geschehen —
Er ging, verließ mich heimlich! ohne Reu
Konnt' ich es dulden! — Doch jetzt, Mascha, jetzt gewaltig
Regt sich in mir das Leben! — ich will Licht,
Will Leben, Zärtlichkeit, will — Mannesliebe.
— Hör Mascha! hör du Treue! lasse auf die Tür —
Das Tor blieb auf. — Vielleicht auf leisen Schwingen
Kommt heute Nacht noch tiefstes Glück zu mir!

Mascha:

O Herrin! Süße! noch die heut'ge Nacht?
Es ist so spät schon! seht der Morgen will schon
grauen —
Geduld bis Morgen . . .

Benigna:

Nein! — ich kann nicht mehr! er kommt, hörst du?
Er kommt, den ich so lange Jahre schon geliebt!
Hier — fühlst du, wie voll Lebensüberdrang
Mir fieberisch die heißen Pulse schlagen?
(Am Spiegel.)
Komm — Treue du! — komm' löse mir die Kleider
Und allen Schmuck nimm ab.
Er soll nur mich, mich ganz allein besitzen.

Mascha:

So ungeduldig seid ihr! — wartet! —
Soll die Kette reißen, daß euch die
Perlen grad wie Tränen rollen? — —

Benigna:

(starr in den Spiegel schauend)
Du — Mascha — komm . . . schau her.
Du — siehst du nichts? — — garnichts?

Mascha:

Was soll ich sehen, Goldkind?—Euer weiß Gesicht,
Daneben, wenig vorteilhaft, mein gelbes, altes.

Benigna:

Nein — nein! . . . das . . . Bild . . .

Mascha:

Das Bild? — es glänzt und glüht wie sonst
Aus seinem prunknen Rahmen, —
Ich mag es nicht.
(Löst Benignas Haar.)

Benigna:

Mascha — sieh die Augen! sieh doch hin!
Sie folgen — mit den Blicken, wo — ich — bin.

Mascha:

Oh heil'ge Mutter Gottes! welche Narretei!
Wie seid ihr aufgeregt! welch Spuk quält euch.
Ich bitte, kommt! Mieder und Band
Kommt doch! wenn ihr solch angstvolle starre
Augen macht
Wird der Empfang den Herrn
Nicht sonderlich beglücken.

Benigna:

Ich — komme. — Du hast recht, ich bin erregt.
Bereite meinen Trank und bis auf wenige
Lösch alle Kerzen.
Und — bleib mir nah, — daß ich dich rufen kann.
(Beide ab; dann
Nein! das gefällt mir garnicht! — —
Und du, du Bild willst auch garnicht
Mehr mir gefallen. Ja, rolle nur die Augen,
Schlag sie auf und nieder — wie die Herrin meint,
Du tätest es. — Ich will die Kerzen löschen
Bis auf wen'ge nur.
(Löscht die Kerzen.)
Wenn all das Flackerlicht hier nicht mehr scheint,
Wirst Herrin du, die nöt'ge Ruhe finden.
So! hier ein Schlückchen Wein, um ihre trocknen
Lippen anzunetzen. — —
Warum nur drängt sie so? warum die Nacht,
Noch diese Nacht grad muß es sein? —
Sechs Jahre war sie stark — einsam — allein;
Und nun, du heil'ge Jungfrau,
Sprech' ich tauben Ohren!

Benigna:

(tritt ein, langes, loses Schleppgewand)
Nun alte Gute? immer hast du noch zu
Sorgen für mich? — es ist sehr heimlich hier;
Und sehr zufrieden bin ich, daß die Lichterfülle
Du rasch auf ein Geringstes hast gedämpft.
Nun geh zur Ruh! Du hast sie wahrlich nötig
Und schlaf und träume schön !

Mascha:

Ich, träumen! Herrin, wovon sollt ich wohl
träumen.
Ist man so alt wie ich, da legt man still sich nieder,
Streckt lang die steifen, wehen, müden Glieder;
Faltet die Hände — spricht noch sein Gebet.
Wer weiß denn, wer mit nächster Morgensonne
Aus dunkler Nacht noch wieder aufersteht? —

Benigna:

O Mascha! Mascha! Unheilkünderin.
Was bringst grad heute wehmütige Klänge,
Todesgedanken, heut mir vor die Ohren! —
Sieh! laß mich einmal restlos glücklich sein!
Ich lebte nie — du weißt! — laß mich nur
Einmal leben! . . .
Geh! geh! warst auch mal jung.
Sag, Mascha! niemals, nie lag bebend,
Jauchzend nie dein junger Leib
In eines Mannes Armen?

Mascha:

Doch — Herrin! lang ist's her, daß ich so selig war,

Daß ich vom lieben Liebsten
Mir ein Kindelein gebar.

Benigna:

Du — ein Kind? oh! so will ich fortan
Mit allen Wonnen „Mutter Mascha"!
Mutter Mascha ich dich heißen. Erzähle doch.

Mascha:

Nicht heute, Goldkind, mehr; ich gehe nun
Sollst morgen alles wissen.

Benigna:

Gute Nacht denn — Mutter Mascha.
Schlafe wohl! — träum — träum von — mir,
Wenn mich die heißesten geliebten Lippen küssen.
(Mascha ab, nachdem sie Hände und Kleidersaum Benignas geküßt. — Sobald Benigna allein, beginnt das Spiegelspiel. Hineinschauen, Furcht und so weiter, bis sie hinsinkt.)

Benigna:

Die Gute, Treue! wie sie um mich sorgt.
Und morgen will sie alles mir erzählen.
Morgen?! — wie schlecht ich bin, da ich sie nie
Um all ihr Schicksal, all ihrLeben fragte,
Und ist doch Mutter Mascha schon so lang
Um mich, seitdem ich weiß, daß ich in Not und Pein
Die ersten Schritte setzte in die Welt. —
Wie still es ist! kein Laut in weiter Runde —
Kommt er wohl bald? auf zwei Uhr rückt der Zeiger,
So habe ich noch eine ganze Stunde! — —
Es ahnt ja Mascha nicht, daß wenn sie morgen
Mir den ersten Gruß will bringen, daß ich —
Weit fort! Nichts hält mich hier.
O du! der jahrelang um mich geworben,
Nun endlich, endlich soll Erfüllung nah'n
Und angehören werden wir uns — ewig.
Was war? — klang nicht ein Stöhnen?
(zu dem Bilde.)
O du! — warum mit einem Mal sprichst du zu mir?
Seit wann bewegen deine Augen sich
Und glühn, als wär' ein Feuer darin aufgegangen?
Quäl mich nicht so! — ich — hasse dich! — — —
(horcht)
Was war? — Frau Mascha warf sich wohl im Schlaf.
Sie träumt vielleicht von ihrem lieben Schatz,
Der zärtlich auf den Knieen sie gewiegt.
(Selig, verträumt.)
Von ihrem Schatz! wie kindlich sich das hört.
Mein — Schatz! welch köstlich reine Welt
Das in sich schließt!
Als ob aus tausend Himmeln, aus der
Erde tiefsten blauen Gründen,
Aus Schlünden purpurschwarz,
Aus lichten Birkenkronen
Ein tausendfach gesegnet Leben sprießt. —
(lauscht)
Mascha! — bist du wach? — — Nein . . .
(zum Bilde)
Nur du, nur du! der du im Leben Eis,
Was kommst du jetzt, trägst heiße Qual
Mir zu in glückverheißner Stunde?
Da all mein Leben sich zu anderm Leben drängt?
Du Bild! laß deine Blicke! oder . . . halt! . . .
Ich weiß — du sollt'st haben von meinem Reichtum!
Du bist arm — so arm! und ich bin reich und will dir alles geben.
(Eilt ins Nebenzimmer und kehrt, hin und her, die Hände voll Schmuck, kleinerKasten usw. zurück.)
Hier! — Alles, alles, was du einst mir gabst.
Nimm wieder es; ich opfre ohne Tränen.
Nichts geh mit mir, was mich ans Jetzt gemahn.
Ich — opfre nicht! ich gebe nur zurück, was niemals
Mein, was niemals ich besessen.
(Holt alle Blumen.)
Und hier — da man ja Totenhügel schmückt,
Mit allem schönsten, was die Erde beut —
Ein Blütenhügel sei vor dir gehäuft.
Das letzte Leben, das mir hier geweiht
Bringt seine Grüße dir; nur — starr nicht so.
Hörst du Bild? nicht starren. — —
Großer Gott! bin ich von Sinnen?
Hilf mir doch, daß recht ich seh.—Dies ist ein Spuk.
Ich will nicht länger sehen! hilf mir von diesem Grauen.
Ich will, — will ruhig sein! — O du, den ich erwarte,
Komm! befreie mich von aller dieser Qual.
Ich will mich legen! will versuchen gar
Ein wenig noch zu schlafen! bewahr' mich Gott —
Laß mich die Sonne — schauen!
(Fällt auf das Ruhebett, schläft. Tiefe Stille; dann das Geräusch eines Falles; Benigna schrickt auf, allmählich wach werdend.)

Benigna:

Erbarmen! — Hilfe! es laſtet ſchwer auf mir.
Der Alb! — der Alb! — — wo bin ich wohl?
Geliebter — — ſchon bei dir? — — —
Nein! — nein das Bild! — — es ſtiert! —
Glanzlos die Augen. — Hülfe, — Maſcha! —
Seh ich recht — — die Augen — die Augen
Sind fort! — — Maſcha, Maſcha! — — Hülfe!
(Eilt zur Tür; dieſe öffnet ſich, der Graf ſteht vor ihr.)

Graf:

Grüß Gott! Benigna; kennſt du mich nicht mehr?

Benigna:

Grüß — Gott — Benigna! ſüddeutſch iſt der Gruß.

Graf:

Und ſüddeutſch der, der einſt vor Jahren
Dieſen Gruß dir ſprach, als du zum erſten Mal,
Die Herrin ſeines Hauſes, ein junges Kind
Die Schwelle hier betreten. Ein guter Klang
Liegt in dem Gottesgruß: ein Segen, — ein Gebet.

Benigna:

Ein Fluch — wenn's deine Lippen ſprechen her zu mir.

Graf:

Und will Benigna, einſt das herbe Kind,
Nun Weib, ſüßblühend Weib, nicht hören,
Warum ich ſtehe plötzlich hier? Der Mann,
Den tot ſie hat geglaubt?

Benigna:

Ja — ſprich! doch faſſ' es kurz! es geht
Die Zeit — ich — ich

Graf:

Ich weiß! Benigna wartete auf einen Andern.

Benigna:

Ja, ja! Du Qualvoller! erfahre hier:
Wenn ſich zum andern Mal der Sonnenball
In Purpurglut in blaue Waſſer ſenkt,
Dann ſoll ein Schiff — mein Schiff!
Das Glückeslaſten trägt! — weit fort
Von hier, mit ihm und mir
Hin über ferne Ozeane wandern.

Graf:

Niemals! nie, hör Benigna, nie
So lang ein Atemzug entquillt
Noch dieſem Munde.

Benigna:

Du — biſt — das Bild! Lebengewordener!
Quäl mich länger nicht! bald naht, der mich befreit!
So ſprich! hier nach der Uhr — ich zähle —
Die Sekunde um Sekunde. — —
Warum gingſt du? Da du
So ſehr mich liebteſt?

Graf:

Weil ich dich liebte, liebe bis zum Wahnſinn
Noch heut, wie einſt, darum entfernte ich mich heimlich.
Da mir die Kraft gebrach — damals — Aug in Auge
Dir, dem Kinde zu geſtehen, was mich von dir trieb.
— Hörſt du mich, Benigna?
(Benigna halb abgewendet, zerſtreut, allmählich aufmerkſamer, ſtarr uſw.)

Benigna:

Ich — höre! —

Graf:

Als ich dich ſah, dich kaum erblühtes Kind,
Lag gleich mein Schickſal ſchon in deiner Hand.
Ich liebte dich — ich wollt' an dir geſunden, —
Ich betete in dir die höchſte Reinheit an.
Das Leben hatte elend mich gemacht —
Das Leben — das, ein Toller ich, geführt.
Ich kannte Alles — wußte Alles — glaubte — Nichts.
War ſatt! ſo übermäßig ſatt, daß gut es
Wär' geweſen, man hätte mich
Wie einen tollen Hund erſchoſſen.
Aber — es fand ſich keiner wohl dazu.
Und ich geſteh: ſolch kühle, glatte, unberührte Kugel,
Solch kleines, kühles Stückchen Blei, das Viele
Schon ſo zart aus ekelhaft beſchmutztem Leben
Hinüber hat geführt mit raſch verhall'nem Klang,
Hinüber aus dem Schmutz in Himmelsſeligkeiten—
— Ich — war's nicht wert! — das kleine Stückchen Blei! —
Da ſah ich dich! und lodernd hoch im Glanz
Ging Hoffnung in mir hoch!
Von blut'gem Eiter qualvoll eben noch,
So ſchloſſen plötzlich ſich mir alle Wunden . . .
Ich ſah dich, liebte dich, — warb um dich —
Ward erhört — und wollte an dir und
Durch dich geſunden.

Benigna:
(bitter)
Wahrlich! edel hatteſt du gewählt,
Da deinem kranken, weltverſiegten Leib
Du meinen jungen unberührten haſt vermählt!

Graf:
Hab je ich dich berührt? — —

Benigna:
Nein — oh nein! ich war ja noch ein Kind!
Ein Kind mit bangend, fragend, ſcheu großen
Sehnſuchtsaugen. — Ein Weib! zu deinen Gnaden
Angenommen. Was wußt' ich von der ſüßen
Heimlichkeit der Ehe? Heimat-, elternlos
Und ſchön! — ſo ſchön!
Was fragteſt du darnach, was mir die Seele brannte.
Was fragteſt du, wenn Nacht für Nacht
Einſam ich lag auf ſchnee-, ſchneeweißen Kiſſen.
Was ich erwartete? Daß überhaupt ich wartete,
Daß ich, „das Kind"! mich nur erdreiſtete zu denken:
Wie? iſt doch die Ehe? dies, das hohe Glück,
Die Liebe, die mich wollt' ans Herze nehmen?
Ich hatte alles ja im Überfluß; wie durft' ich klagen:
„Bitte! irgendwo ſitzt tief verſteckt all
Unerweckte Liebe! wer ſucht ſie? — wer?" — —
Ich litt! hörſt du? ich litt! und Niemand
Niemand da, den ich durft' fragen.
Wer hätte mich verſtanden? — Maſcha? — Maſcha
War alt und — meine Dienerin.
Und ich — ein ſtolzes Herrenkind. —
Dann — kam — er. — Doch wozu dies Alles,
Sprich du. Doch mach' es kurz. Es graut allein
Noch in Erinn'rung mir vor dieſen wehen
Einſamen dunklen Nächten; vor all den
Einſam ſtrahlend hellen Tagen! —

Graf:
Du armes Kind! — Und meine Sehnſucht wuchs,
Wuchs rieſengroß mit meiner großen Liebe,
Ein Mal nur dich zu halten! Doch — es durft' nicht ſein.
Ich ſah dich, deine ſüße Kindlichkeit,
Erkannt dein ganz Nichtverſtehen meines Handelns.
Ein Mal erſah ich, von dir unbemerkt, nur deinen
Reinen, götterſchönen Leib in ſeiner edlen Form und
Schnee'gen Hehre! Da ſagt ich mir: Narr! tot-armer Narr!
Und fühlt' zugleich in eiſigem Erkennen, daß
All mein Hoffen nur — Verbrechen war, —
All meine Kraft, erſchöpft war bis zum Tode.

Benigna:
Und dann — was tateſt du?

Graf:
Tiefernſten Schwur! nicht eher ſollte eine meiner
Hände auch nur in ſcheuer Zärtlichkeit an
Deiner ſüßen hehren Schöne rühren,
Eh ich nicht wußte, daß ich ganz geneſen. —
Allein! allein! ſo hieß das Wort, das mich
Auf Jahre bannte. Nun weißt, Benigna, du,
Was fern mich hielt, was einſt mich flüchten ließ:
Liebe! Liebe zu dir! — Schritte der höchſten Not.
Unbänd'ge Liebe zu dir, gab Kraft mir,
Kraft, mich zu unterwerfen dem Gebot.
Hörſt du, Benigna? willſt du nun verzeihn?

Benigna:
(erſchüttert)
Es iſt zu ſpät! nichts regt ſich mehr
Für dich als — Mitleid! nein — ich will nicht lügen —
Nicht Mitleid mal! Alles hier iſt tot für dich.
Es iſt zu ſpät! nie darfſt du mich berühren.
Es — ekelt mich vor dir! — Von Qual geſchüttelt
Nur erfüllt dein Anblick mich mit
Furchtbarem Entſetzen — wie vorerſt das Bild.
(raſch)
Sag eins . . . warſt du das Bild? —

Graf:
Ich war's, Benigna! ja, ich wollte ſehen, unbelauſcht
Und unbemerkt, wie in den ſechs unendlich
Langen Jahren du wohl geworden.
Ob ich hoffen durfte, da ich zurückgekehrt,
Geſund an Seel und Leben
Dir zu nah'n — ein Bittender.

Benigna:
Wie furchtbar quälſt du weiter mich.
Du hörteſt alles! brachteſt mich in Pein und ich ſoll Alles
Dir vergeben? ſoll aus meinem Herzen, von dem Du
Weißt, daß niemals es war dein,
Den Andern ſtoßen? Und dir, dir verzeihn?

Graf:

Ich — bitte so — Benigna.

Benigna:

Nie und nimmermehr. Nie, nie — hörst du.
Erst hast du mich betrogen — verlassen dann.
Und da du nun nach langen, langen Jahren
Heimkehrst, ein gesunder, blüh'nder Mann,
Da soll ich, der die Jahre du genommen, kostbare
Jahre, ohne Leben, ohne Licht, ohn' Alles, was die
Weite Erde beut an tausendfält'gen Herrlich-
keiten —
— Nun soll ich dir verzeihn — aufjauchzen! gar
die
Arme dir verlangend breiten?
Da wiederkehrt der Mann, dem niemals ich ge-
hört?
O du! wie furchtbar stehst du da vor mir,
Entsetzen schüttelt mich; nicht anders bist du mir,
Als wie ein schönes, von langem Siechtum
Frohbefreites Tier!

Graf:

Halt Benigna! lasse deine Worte nicht wie
Peitschenhiebe fallen. Dein schöner, weicher,
stolzer
Frauenmund wird ganz verzerrt.

Benigna:

Hör auf! Dein Mund soll niemals meine
Schönheit preisen — er beschmutzt sie nur

Graf:

(verändert, warnend)

Benigna! — —

Benigna:

So — ruft man mich.

Graf:

Du wolltest nichts weiter hören?

Benigna:

Kein Wort verschwende mehr. Ihr sprecht zu
Tauben Ohren und zu einem toten Herzen.
Lebt — geht; ich will Frau Mascha rufen,
Daß sie mich bereitet . . .

Graf:

(ausbrechend)

Bereitet für den Andern?
Niemals, nie — Und — rufe nur Frau Mascha.
Sie wird nicht kommen; Mascha rufe nicht
Sie schläft! — wie du befahlst, — sie sollte tun

Benigna:

Mein Ruf wird sie erwecken; sie wird hören noch
Im Traum, daß meine Qual sie ruft: Mascha . . .

Graf:

Vergeblich — wie du siehst.

Benigna:

(angstvoll)

Was tatest du?

Graf:

Ich? kaum etwas; nur — sie schläft.

Benigna:

(schauernd)

Sie — schläft! und . . . ich?

Graf:

Auch du wirst schlafen.

Benigna:

Gott im Himmel du! bist du gerecht
So höre jetzt mein Flehen; befreie mich,
(Der Graf schüttet unbemerkt den Inhalt eines
Fläschchens in das vergessene Glas Wein.)
Sende Hülfe! stärke mich; ich kann, ich
Kann das Bild, kann diesen Mann nicht
Länger sehen! — Laß mich fort! nicht
Für uns Beide ist länger Platz in diesem Raum.

Graf:

Du gehst . . . wohin?

Benigna:

Zu ihm.

Graf:

Niemals! und ohne mich
Nie über diese Schwelle.

Benigna:

Du willst mich hindern? willst du
Ein Weib, das dich verachtet, zwingen
Bei dir zu bleiben?

Graf:

Nicht bei mir, nur — mit mir.

Benigna:

Wie meinst du das? spann länger
Auf die Folter nicht mehr mein Hirn.
Du weißt, es wartet mein das Leben,
Jeder Pulsschlag, den mir mein Blut
Durch meine Adern treibt, — treibt mich
Verlangend hin zum Leben und zu ihm.

Graf:

So sag dem Leben, dem fiebernden, nach
Dem du schreist — leb wohl.

Benigna:

Was sinnst du, Ungeheuer? Stierst
Mich wieder an? — Das Bild — das Bild!
Die glanzlos, leeren Augen — schaff es hinweg —
Geh selber — laß mich gehn! — ich werd von
Sinnen
Muß ich länger noch in diese flackernd
Stieren Augen sehn.

Graf:

(scheinbar ruhig)

So geh, Benigna! gehe hin zu dem,
Der dich erwartet. — Doch bevor sein Arm noch
dich umfängt,
Bevor in Liebesseligkeit
Sich seine Lippe auf die deine drängt —
Zuvor gewähre eines: leg deine Lippen
An des Glases Rand und trink ein Schlückchen
nur . . .
Du trinkst mein Ende! Und wo dein Mund,
Wo deiner Lippen Hauch das Glas berührt,
Da will — gesegnet ich — dann meinen
Mund d'rauf tun! so scheiden wir in Frieden.
Willst du, Benigna?

(Reißt ihm das Glas fort)

Benigna:

Gib her! Ein Tropfen nur?
Das ganze volle Glas!

(Stürzt den Wein herunter)

Das Glas — dem neuen Leben!
Und wie er rinnt, der purpurgoldne
Wein, süßtrunken macht das Blut in

(die Ekstase beginnt)

Meinen Adern und Seligkeit mir gibt,
Den Vorschmack neuer, ungekannter Selig-
keiten . . .
— So — sei vergeben Alles, Alles dir —
Friede — sei zwischen uns — in Ewigkeiten.

Graf:

Nun — geh! — leb wohl.

Benigna:

Leb wohl! — Geliebter! komm!
Schon hör' ich deine Schritte! ich warte,
(Sie taumelt, der Graf, in dem sie den Geliebten
glaubt, hält und leitet sie.)

Daß — dein starker Arm mich hält
O komm — ich warte ja . . . du sollst mich
Führen, in deine große — lichte, weite Welt.
— Kommst du? — wie schön! ich bin so sehr —
sehr müde
Ach, komm doch, führe mich —
Ich bin dein Kind.
Horch, — horch! die Meereswogen schmeichelnd
klagen
Und Liebeslieder singt ein leiser Wind.

Graf:

(in tiefer Erschütterung und Liebe sie haltend)
Benigna?

Benigna:

(sanft, halb entseelt)

Ja? — —

Graf:

Du wolltest ja wohl schlafen?

Benigna:

Schlafen — und . . . (greift ans Herz)

Graf:

Und träumen — wunderschönen Traum.

Benigna:

Wun — der — schönen — Traum . . . (sie stirbt)

Graf:

So schlafe tief und lang.
(Er häuft während des Folgenden alle Blumen um das Ruhebett; zuletzt, Benigna's Hand in die seine nehmend, nachdem er sie geküßt, knieend neben ihr — erschießt er sich.)
Und all die Blütenpracht, die meinem Bild,
Dem Toten, du gelegt zu Füßen,
Sie möge nun in hinwelkender Pracht
Unser gemeinsam letztes Bett umschließen.
— — — — — — — — — — — — —
Leb wohl, Benigna! Schönste, die da war.
Laß deine weiße Hand mich nur berühren.
— Und komm nun Freund — du treuester in
der Not,
Du sollst vereint in letzte Seligkeit
Gemeinsam unsre beiden Seelen führen.

Vorhang fällt.

Die preisgekrönten Gedichte

so teilten wir bereits in der letzten Nummer des „Magazins“ mit, wollten wir in der vorliegenden Nummer veröffentlichen. Wir tun dies und zwar der Reihenfolge der Preise nach, nämlich: 1. Das Gedicht des Herrn Reinhold Eichacker als beste Einsendung. 2. Herrn Emil Gebauer's Gedicht als zweitbeste und 3. als drittbeste Einsendung das Gedicht des Herrn Professor Hugo Koester.

Reinhold Eichacker:

Luzifer.

Eine symbolische Liebesdichtung.

Im Tale liegt die Glut der Mittagsstunde,
Die Brust der Felder atmet tief und schwer,
Die Wälder stehen träumend in der Runde
Kaum flattert noch ein Vogel müd umher. —
Aus diesem Tale ragt mit tausend Zacken
Ein schroffer Fels stolz in des Äthers Blau
Und trägt auf seinem lastgewohnten Nacken
Des Weltenhimmels weitgewölbten Bau . .
Hoch auf des Felsen zeitgebleichtem Gipfel
Steht stumm ein Menschenpaar im Purpurkleid,
Tief unten wogt das breite Meer der Wipfel
Und aus den Schluchten steigt die Einsamkeit!
— Ein Adler regt die sturmerprobten Schwingen
Da wirft der Mann die Arme hoch empor,
Tief in den Äther scheint sein Ruf zu dringen
Bis er in weiten Fernen sich verlor:
„Jehova, Heil! Ich halte dich umschlungen!
„Ziel meiner Seele, ewig ungekannt!
„Traum meiner Nächte, fieberheiß umrungen!
„Des Weltalls Schlüssel liegt in meiner Hand!
„Bin ich ein M e n s c h noch, wie ich ragend stehe?!
„Dein Kind, dein Ebenbild, es ward zum—G o t t!
„Durch e i g n e Kraft erklomm ich deine Höhe,
„Nicht länger Spielzeug mehr, des Schicksals
Spott!
„Zu meinen Füßen sank des Lebens Schwere,
„Frei liegt der Weg zum Land der Ewigkeit!“ —
Da jauchzt das Weib: „Du den als Gott ich ehre,
Führ mich hinauf, ich bin zum Kampf bereit!
„Du hobst uns machtvoll auf des Lebens Höhen,
„D e i n Geist griff siegreich nach dem Zepter
schon,
„Für uns hinauf! Laß uns das Letzte sehen!“ —
— „Du großer Gott, so rette deinen Thron!
„Die Herrschaft mir! Schon wanken deine Stufen,
„Das Weltall zittert vor des Menschen Mut!“
Wie Wahnsinn schallt des Mannes Donnerrufen
In die Natur, die ihm zu Füßen ruht — —
Die Nebel steigen staunend aus den Klüften
Mit Wolkenaugen starrt die Einsamkeit
Ein Wehen wächst, wie fern aus Totengrüften,
Kalt, tränenschwer und voller Schaurigkeit! —
Mit Fieberhänden schlingt der Mann dem Weibe
Fest um den Gürtel schon der Hoffnung Seil —
„Voran, Genossin! Daß ich G o t t dir bleibe!
„Dort liegt der Weg, m i r ist er nicht zu steil!
„Verschanze dich nur hinter Wolkenmauern
„Du alter Gott! Mein Geist lacht deiner Angst!
„Schau her,—wenn rings auch tausend Schluchten
lauern
„Ich spotte dein, der du die Welt verlangst!
„So schreite ich dir Schritt für Schritt entgegen!
„Hinauf, mein Weib, dort lacht das letzte Ziel!“ —
Der Nebel ballt sich düster auf den Wegen
Und treibt mit einem Menschenpaar sein Spiel.
Steil in die Höhe wähnt sein Fuß zu klimmen,
Doch führt der Pfad die Irrenden zu Tal,
Aus hundert Klüften warnen dumpfe Stimmen,
Die Wolken zittern in des Blitzes Strahl! —
Da tönt ein Schrei! . . Die Kraft des Weibes
schwindet,
Vergebens greift sie nach des Führers Hand . .
Sie wankt . . und fällt . . und nur das Seil ver-
bindet
Sie mit dem Manne an der Felsenwand! —
Der klammert sich mit tödlichem Erschrecken
Fest an den Stein — — die Last zieht ihn zu
schwer — —
Er möchte rettend ihr die Rechte strecken
Allein sein irrer Blick . . sieht sie nicht mehr!
Er zerrt das Seil mit blutgekrallten Händen
„Jehova, hilf!“ Ein Schrei die Luft zerriß,
V o l l M e n s c h e n n o t! — — Da schien der
Spuk zu enden
Ein Leuchten tauchte aus der Finsternis.
„Weh mir!“ Des stolzen Mannes Lippen beben—
„Wohin verstieg mein Geist im Wahnsinn sich?!
„Du Menschengott! D e i n war mein ganzes
Leben!
„Und was ich war, das wurde ich durch d i c h!

So triff den Sünder denn mit deinem Grimme,
„Doch schone sie, der ich ein Führer war!“ —
Da tönt von fernher eines Weibes Stimme —
Wie weitverloren, doch so süß und klar:
„Wir fehlten beide in vermessnem Bunde,
„Dank, großer Gott, daß ich es büßen muß!
„Leb wohl, Geliebter! In der Todesstunde
„Nimm noch des Weibes letzten Liebesgruß!
„Dir bleibt zur Buße noch ein ganzes Leben,
„Wenn du gefehlt, so fehltest du durch mich!
„Der Himmel mög mir seinen Frieden geben!
„Geliebter, . . . lebe wohl . . ich . . liebe . . dich!“—
— Zwei Schreie schrillen plötzlich in den Lüften —
Zerschnitten hängt das Seil — die Schwere wich—
— Der Mann steht frei — und aus des Felsen Klüften
Tönt noch des Echos Mund: „ich — liebe — dich!“
Der Mann steht stumm! Mit tränenlosen Blicken
Starrt in den Abgrund er zu seinem Fuß,
Und immer noch tönt von des Felsen Rücken
Zu ihm herauf der Liebsten Todesgruß!
Da bricht ein Stöhnen von des Menschen Lippen,
Auf schreit sein Herz in namenloser Qual —
Sein Arm greift tastend nach des Felsen Klippen
Und Schritt für Schritt — wankt er hinab zu Tal!

— — — — — — — — — — — — —

Der Fels liegt stumm! — Die flücht'gen Jahre ziehen
Darüber hin und grüßen ewiglich — —
Nur wenn der Sonne Strahlen ihn umglühen,
Tönt noch des Felsen Mund: Ich . . liebe . . dich!

Emil Gebauer:

Mein Glück.

— Und faßt mich das bittere, heiße Weh
Um das Glück, das ich nie besessen,
So flieh ich auf meine Bergeshöh'
Und finde ein kurzes Vergessen.
Dort stehe ich einsam am Waldessaum,
Sehe Türme und Höhen ragen,
Und träume noch einmal den schönen Traum —
Ich träume von glücklichen Tagen! —

Und über die Höhen hinaus schweift mein Blick,
Wo blühende Täler sich winden; —
Dort hinter den Bergen, dort wohnt mein Glück,
Doch werd' ich es niemals finden.
Dort wohnt es und jubelt, daß eine Welt
Von Bergen und felsigen Gründen
Mich und mein Lieb auseinander hält,
Die sehnenden Herzen zu binden.

Ob sie dort wohl auch an den Felsen lehnt,
Umwogt von dem Rauschen der Bäume,
Und sich nach dem fernen Geliebten sehnt? —
Nein, nein! — Ich vergaß, daß ich träume! —
Sonst hätte sie längst mich mit liebendem Wort
Gerufen in ihre Arme,
Daß sich das Glück an verschwiegenem Ort
Der sehnenden Herzen erbarme! —

Und hätte die scheichenden Stunden gezählt,
Die ich noch fern von ihr bliebe! —
Doch nein, die Furcht vor der Meinung Welt
Ist stärker als ihre Liebe! —
Drum stehe ich einsam am Waldessaum,
Seh Türme und Höhen ragen;
Ich träumte noch einmal den schönen Traum
Und hab' ihn zu Grabe getragen! — —

Hugo Koester:

Aus jungen Tagen.

Liebesgedicht.

Nicht Liebe ist's, die ich erflehe,
Dich zu besitzen, wär' zu kühn,
Wenn ich dein Angesicht nur sehe,
Muß meinem Herzen Glück erblühn!

In alte Träume stumm verloren,
Verfolgt ich sprachlos deinen Leib,
Und wie Musik klang meinen Ohren
Dein Reden, wunderschönes Weib!

Ein holder Stern ist aufgegangen
In meiner dunklen, bangen Nacht,
Der süße Liebreiz deiner Wangen
Beschämt der schönsten Rose Pracht.

Und schilt es keck nur, holdes Wesen,
Wenn ich es leis' gestehen muß:
Von allem Leid wär' ich genesen,
Geweiht von deinem keuschen Kuß!

Nicht Liebe ist's, die ich erflehe,
Dich zu besitzen wär' zu kühn,
Wenn ich von ferne dich nur sehe,
Hebt's mich empor ob aller Mühn!

Neue Bücher.

Die Kirche im Gerichte ihrer Gegner. Vier Vorträge gehalten in Frankfurt a. M. 1. Unwahrhaftig? Von Oberlehrer H. Schuster. 2. Unsozial? Von Pfarrer D. E. Foerster. 3. Unnatürlich? Von Senior Prof. D. W. Bornemann. 4. Irreligiös? Von Pfarrer W. Veit. In einem Bande, geh. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.40. Moritz Diesterweg, Verlagsbuchhandlung, Frankfurt a. M.

In dem Verlage von J. Neumann in Neudamm erschien soeben: **Humoristisch-satirische Plänterhiebe** in den Revieren unserer Forstzeit, zur Belustigung für Deutschlands edle Waldbrüder aufgestellt in drei vollen Klaftern von Gotthilf August Freiherrn von Maltitz, ordentlichem Mitgliede der Herzoglich Sachsen-Gothaischen und Meiningischen Societät der Forst- und Jagdkunde zu Dreißigacker. Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Keßler, Kgl. Pr. Forstmeister a. D. Neudamm 1911. Preis geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.50, in Liebhaberhalbfr. Mk. 5.— Das Buch ist durch jede bessere Buchhandlung, sowie auch durch die oben genannte Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Untersuchungen und Urteile zu den Literaturen verschiedener Völker. Gesammelte Aufsätze von **Alexander Baumgartner** S. J. Mit dem Bildnis des Verfassers. 1.—4. Aufl. (Ergänzungsband zur Geschichte der Weltliteratur I—IV.) Gr. 8° (XII u. 950) Freiburg 1912, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 12.—; geb. in Halbsaffian M. 15.—.

Dem Werke von Baumgartners Weltliteratur bringt dieser neue Band eine vorläufige Abrundung; mit dem, was er bietet, haben nun die wichtigsten Völkerliteraturen einheitlich nach Baumgartners Geist ihre kritische Beleuchtung erfahren. Der Inhalt des Bandes, in 4 Hauptgruppen verteilt, gehört zunächst dem Literaturschaffen der pyrenäischen Völker; die spanische, portugiesische und neukatalonische Poesie werden in ihren glänzendsten Erscheinungen gewürdigt. Ähnlich ist Baumgartner den Einzelliteraturen auf den Britischen Inseln nachgegangen und hat England, Schottland, Irland, jedes in seiner Art und mit seiner besonderen Literatur zur Geltung kommen lassen. Ein gleiches gilt vom skandinavischen Norden, wo für Schweden, Norwegen, Island (für Dänemark mehr beiläufig) die Literaturleistungen gesondert zur Abwägung kommen. Ein literaturgeschichtlicher Rückblick, wenn nicht immer eine vollständige Skizze der Gesamtentwicklung, ist meist den einzelnen Abteilungen vorangestellt. In vorzüglichem Maße ist letzteres der Fall bei der Literatur Deutschlands, welcher in dem Bande der Löwenanteil zugefallen ist. Von den 61 Beiträgen zum Literaturverständnis, die er aus Baumgartners Feder darbietet, entfallen 36 auf Deutschland und Deutsch-Oesterreich, gegen 19, die dem romanischen, 16, die den angelsächsischen Sprachgebieten gewidmet werden.

O Menschenherz. Aufzeichnungen, Briefe u. Tagebuchblätter von Luise Eljens. Geb. 2.50 Mk. R. Zacharias, Magdeburg-N.

Der erste Teil des Buches ist ein Loblied, ein Hymnus auf die Holsteinsche Marsch. Die Handlung selbst setzt nur ganz langsam und bedächtig ein, um sich immer kräftiger, immer rascher, immer dramatischer zuzuspitzen. Mit unendlicher Feinheit ist das Erwachen der Liebe geschildert, die Steigerung vor Augen geführt bis zum höchsten Glück. Ergreifend dann das Zurücksinken in Ungewißheit, das Schwanken der sich Mutter Fühlenden, der tragische Schluß. — Das Buch gehört zu den schönsten, die über die nordische Heimat erschienen sind. Alte Klänge werden wieder wach, alte Erinnerungen tauchen wieder auf beim Lesen.

Druck von Carl Lüthke, Leipzig.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur · Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger.

April 1912

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Wilh. Braun:

Minuten. . .

Skizze.

Ich war damals noch jung. Blutjung. Ich saß im Coupee des Personenzuges Berlin—Mecklenburg, um bei einer Tante eine kleine Erholungskur durchzumachen. Es war ein schwüler Tag. Kein Lüftchen rührte sich und der Himmel war von einer einzigen blauen Wolke überzogen. Ich fuhr ungefähr schon eine halbe Stunde und war noch immer allein in der Klasse anwesend. Einesteils war ich froh darüber, da man in meinem damaligen Alter noch keine große Gesellschaft sucht. So machte ich's mir bequem, spreizte die Beine übereinander und pfiff lustig einen Gassenhauer, gleichzeitig den Wunsch hegend, daß es so bleiben müßte, bis ich in vier Stunden mein Ziel erreichte.

Aber es sollte nicht sein. Schon bei der nächsten Station stieg ein dickes Weib in das Abteil, über und über mit unsinnigen Gepäcken beladen. In der linken Hand hielt sie drei Hutschachteln von einer bekannten Berliner Firma, ohne daß sie vielleicht selbst Berlinerin war. Dann einen Sonnen- und einen Regenschirm, während die rechte Hand einen großen Pappkarton und einen nicht minder großen Koffer umspannte.

Keuchend und schweißtriefend setzte sie ihre Last zunächst auf die Bank, um sich ein wenig auszuruhen. Als sich der Zug nach kurzer Zeit in Bewegung setzte, fing sie an, ihre Sachen in dem Netz zu ordnen. Ich sah ihr zu, ohne zu helfen. Mir kam auch kein Gedanke danach.

Als sie endlich fertig wurde, setzte sie sich mir gegenüber und indem sie ein Tuch hervornahm, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen, fing sie an, mich zu beobachten . . .

Ich blickte nicht hin, aber ich fühlte ihre Augen auf mir ruhen. Die Neugierde trieb auch mich dazu, einen heimlichen Seitenblick auf sie zu werfen. Sie war nicht mehr jung, mochte ungefähr vierzig Jahre zählen und hatte einen bedeutenden Brustumfang. Ihre Schönheit ließ viel zu wünschen übrig und man konnte die Furchen des kommenden Alters aus ihren Gesichtsprägungen herauslesen.

Während ich diese kurze Beobachtung anstellte, nahm sie aus ihrer Tasche ein kleines Paket und wiederum aus diesem ein Butterbrot, was sie anfing mit großem Appetit zu verzehren. Ihr Kauen klang klatschend und monoton. Indessen ließ sie keinen Blick von mir und es berührte mich unangenehm, fortgesetzt beobachtet zu werden.

Mir wurde es plötzlich heiß. Ich öffnete meinen Rock und suchte eine bequemere Lage, indem ich meine Füße ausstreckte. Dabei berührte ich das Weib. Ich erschrak und blickte auf, indem ich eine leise Entschuldigung stammelte. Sie schien jedoch nichts gemerkt zu haben. Trotzdem wurde ich rot und blickte verlegen aus dem Fenster.

Bäume zogen in Windeseile vorüber. Jedoch meine Gedanken hielten nicht mit der Aussicht stand. Ich dachte, daß ich allein mit einer Frau im Coupee saß. Und die nächste Station war noch ziemlich entfernt . . .

Ich war noch jung . . . Blutjung . . . Aber dennoch hatte ich schon manche selige Minuten heißen Glückes empfunden. Das war mir nicht

mehr neu. Ich ließ mich des öfteren verlocken mit einer Dirne mitzugehen, wenn es mich reizte . . . wenn es mich regte . . .

Unwillkürlich ließ ich von neuem meine Blicke auf diese Frau schweifen. Sie hatte nun fertig gegessen und schlug nun ein Bein über das andere. Dabei sah ich ihre weißen Unterröcke hervorleuchten.

Bei diesem Anblick wurde ich immer erregt. So auch diesmal. Mein Körper entflammte in ziemlicher Erregung und ich mußte mir Gewalt anwenden, um mich nicht auf dieses Weib zu stürzen. Sie merkte von all dem nichts, sondern schaute auf die Landschaft hinaus. Ich wurde immer erregter. Mit leuchtenden Augen musterte ich ihren Körper . . ihren Busen . . . ihre Schenkel . . . Das Kleid zeigte straff alle Formen, sodaß ich in einem wahren Rausch der Leidenschaft lag.

Sie war schon alt und dennoch . . . Ich hätte alles hingegeben, um einmal in ihren Armen liegen zu können. Ich wollte mir Kühlung an ihren reifen Formen verschaffen . . . Sie merkte noch immer nichts. Sie blickte noch immer aus dem Fenster, während ich meine Hände in die Hosentaschen legte, um teils meine Leidenschaft zu dämpfen, teils aber, um sie noch mehr zu entfachen . . .

Ich konnte diese so plötzlich aufkommende Regung nicht stillen. Immer mehr lockte sie mich unbewußt zu sich. Immer mehr führte ich den Gedanken, mich auf sie zu stürzen und mit Gewalt die heißgesehnte Befriedigung zu nehmen. Und um mich noch mehr zu erregen, malte ich mir schon alles in Gedanken aus . . .

Von der innerlichen Aufregung getrieben, sprang ich empor, um mein Vorhaben auszuführen. Nun erst gewahrte ich, daß der Zug langsam in eine Station einfuhr. Die Frau erhob sich und winkte einen Dienstmann heran. Als sie ihre Befehle austeilte, merkte ich, daß ihre Stimme hohl und krächzend war. Dann stieg sie aus, mich mit keinem Blick beachtend . . .

Nichts blieb von ihr zurück, als ein fader, widerlicher Schweißgeruch . . .

Im Nu war ich abgekühlt. Alles in mir war ruhig wie zuvor. Ich spürte kein Verlangen mehr, nach irgend einer Befriedigung, sondern es war mir, als hätte ich erst vor kurzer Zeit dieses Gelüste gefrönt . . .

Und als der Zug sich in Bewegung setzte, stellte ich mich ans Fenster, um diesen Schweißgeruch los zu werden.

Ich verstand mich selbst nicht, daß dieses Weib solche Erregung in mir hervorrufen konnte . . . . .

Karl Kleiner:

Fluch des Feuergeistes Nietzsche.

Immer weiter
Strebt sein Sinn.
Ihm ist keine Schranke gesetzt,
Das Unendliche zu schauen,
Verlangt sein stürmender Geist.
Er eilt und jagt
Und läßt seine Freunde
Und die Lieben
Weit hinter sich zurück.

Da trifft ihn des Wahnes
Trüber Strahl!
Und der Feuergeist
Auf Adlers Fittichen
Fällt in Nacht
Und Dunkel.

Blind umhertappend,
In des Irrsinns
Düsterem Gebiet
Gelangt seine Seele
Nie wieder zur Freiheit
Und Reinheit.

Er, der den Himmel
Erstürmen wollte,
Windet sich im dumpfen
Labyrint urewig finst'rer Nacht.

Er ist besiegt.

George Morin:

Sonniger Herbst.

„Du sonniger Herbst, o wie bist du so schön,
Im Kleid deiner buntesten Farben,
Wenn vielfach erglänzen in Rot und in Gold,
Die Blätter und Blumen und Garben!"

„Wenn so in dem Wald und im einsamen Park
Die Ranken des Efeus sich schwellen
Und dann seine Massen, gleich flüssigem Gold
Die Strahlen der Sonne erhellen!" —

So ließ auf sich wirken den sonnigen Herbst,
Glückselig ein herziges Mädchen,
Ein Körbchen mit Blumen zur Seit' auf der Bank,
Betrachtend die schimmernden Blättchen. —

Und wie es so sinnend erschaut all' die Pracht,
Da könnte es lieben und scherzen. —
So ward denn der goldige sonnige Herbst
Zum Frühling im eigenen Herzen. —

F. Gebhardt:

Der Dichter des „Laien-Evangeliums".

(zu seinem 100. Geburtstag, 20. April 1912)

Vierzehn oder fünfzehn Jahre war ich alt, als ich ihn kennen lernte. Nicht in persona. Denn Friedrich von Sallet war noch nicht viel über 30 Jahre, als er in Reichtau bei Nimpsch, nicht allzu weit von seiner Heimatstadt Neiße im Schlesierlande starb, und zu dieser Zeit träumte mein Seelchen noch irgendwo unter Fröschlein und Kaulquappen im Kinderteich und ahnte nichts von dem Einfluß, den das Geistesleben eines Toten dermaleinst auf seine eigene Entwicklung haben sollte. — Das Wo und Wie, bei dem ich ihn kennen lernte, half diesen Einfluß vorbereiten. Es war gelegentlich der Vorarbeiten für eine Nachlaßversteigerung, die meinem Vater als Auktionskommissarius übertragen worden war; eine alte Dame war gestorben, ihre Kinder, die in der Ferne lebten, lösten den Haushalt auf, und was ihnen nicht des Mitnehmens wert war, kam unter den Hammer. Darunter auch eine Anzahl Bücher, die dem schon vorher verstorbenen Gatten der Erblasserin gehört hatten. Das Räumen und Sichten unter allerlei altem Kram und Gerümpel aus versunkenen Zeiten war stets etwas Hochinteressantes für meine romantische Backfischseele, und ich half bei solchen Auktionen deshalb für mein Leben gern. Diesmal hatte die Arbeit einen ganz besonders pikanten Reiz. Denn der Gatte der Verstorbenen war ein ehemaliger Achtundvierziger gewesen, ein Stock-Demokrat, der seinen Haß gegen die Kirche und die Einrichtungen des monarchistischen Staates so weit getrieben hatte, daß er länger als zwei Jahrzehnte hindurch der von ihm geliebten Frau, der Mutter seiner Kinder, die ihn lange Zeit obendrein durch ihrer Hände Arbeit ernährt hatte, die Knüpfung eines gesetz- und rechtmäßigen Ehebandes verweigerte. Alles, was die Treue und Opfermutige um dieser, in der Kleinstadt doppelt ungewöhnlichen und dem Spießbürger anstößigen „Gewissensehe" willen leiden mußte, rührte seinen Starrkopf nicht. Und nur die Rücksicht auf das Glück seines Sohnes, der im französischen Kriege den Offiziersrang sich erworben und eine reiche Braut heimführen konnte, bewogen ihn schließlich, den Makel der unehelichen Geburt von seinen Kindern zu nehmen und noch spät auch das gesetzliche Treuegelöbnis auszusprechen. Aber man sagte, seine Kraft sei seitdem gebrochen gewesen, und tatsächlich war er nicht lange nachher gestorben. — Alles, was „Freiheitskämpfer" hieß, hatte in jenen Tagen für mich besonderes Interesse. Ich schwärmte gerade stark für Gottfried Kinkel, mit dessen Bildnis und Biographie mich die „Gartenlaube" bekannt gemacht, und hatte gerade einen, Gottlob, unvollendet gebliebenen, Gedichtzyklus: „Der Revolutionär" unter der Feder. Und da mußte es geschehen; da kamen mir unter jenen Nachlaßsachen zwei abgegriffene, vergilbte Bücher in die Hände; eines, das den Titel „Freiheitsklänge" trägt, eine Anthologie blutigster Revolutionsdichtung mit Beiträgen von Herwegh, Kinkel, Freiligrath, Karl Beck, Glaßbrenner und anderen; das andere: Das **„Laienevangelium"** von Friedrich von Sallet. Selbstverständlich kaufte ich mir bei der Auktion beide für wenige Pfennige, und mit Leidenschaft versenkte ich mich in die Lektüre, besonders des letzteren. Die erste Folge war, daß

Kinkel als „Schwarm“ abgesetzt wurde und Sallet an seine Stelle trat. Denn alles vereinte sich in ihm, was eine Jung-Mädchenseele in dem Dichter sucht, den sie anbetet: Das Bild der äußeren Erscheinung ein sympathisches, ein edler Christuskopf auf schlanker Figur; in den Worten Schonung und Begeisterung, ein Zug von Schwermut und Entsagung dazwischen; ein allzufrüher Tod nach einem Leben, dem auch sein Stück Märtyrertum nicht fehlte. Man denke: Der Sohn eines Offiziers; selbst Offizier, als solcher in noch jugendlichem Alter in das Rheinland versetzt, dessen Zauberschöne sein Dichtergemüt zu anmutigen Liedern begeisterte. Aber zugleich er,der Offizier mit der empfindsamen Dichterseele, hineingestellt in eine Zeit voll von politischen, religiösen, sozialen Bewegungen und Kämpfen aller Art, von diesen Bewegungen innerlich miterfaßt und hingerissen — — die Folgen blieben nicht aus; Disziplinarstrafen, Ärgernisse, Mißhelligkeiten aller Art. Bis er 1838 den Beruf an den Nagel hängte und nach Breslau ging, um ganz dem Studium und der Dichtkunst zu leben. Hier verfaßte er schon im Jahre 1839 das „Laienevangelium“, eine starke Sammlung religiöser Gedichte, gewissermaßen das „Neue Testament in lyrischen Predigten.“ Die ewigen sittlichen Forderungen desselben, die achtzehn Jahrhunderte noch nicht begriffen, geschweige denn der Erfüllung nahe gebracht; die Gestalt Jesu will er darin unserm Verständnis näher bringen. Es ist ein zwar freisinnig gefärbtes, aber ethisch höchst wertvolles, sittlichreifes Buch und sein eigentliches Lebenswerk. Die wenigen Prosaschriften: „Contraste und Paradoxen“, „die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit“ etc. verschwinden daneben; seine lyrischen Gedichte gab er 1843 kurz vor seinem Tode in einem Bändchen heraus. Der Tod ereilte ihn nach kaum 2jähriger glücklicher Ehe im Februar 1843 infolge eines unheilbaren Brustleidens. —

Hinsichtlich der Form sind die Verse des „Laienevangeliums“ zuweilen anfechtbar. Aber das Didaktische und Ethische ist so überwiegend, daß die Form völlig in den Hintergrund tritt. Gleichsam als Motto kann man eine Zeile des Einleitungsgedichtes vom Sündenfall betrachten:

„Nur was wir selbst errangen,
sei uns Wahrheit!“ — Unmöglich ist es, von der Gedankenfülle, die aus den 131 Gedichten des Buches quillt, in einen kurzen Aufsatz nur eine Ahnung zu geben. Man muß sie lesen, diese Gedichte. Freilich sind nicht alle gleichartig. Einige streifen die Politik der damaligen Zeit, andere wirtschaftliche Verhältnisse, aber die meisten kämpfen gegen die religiöse Heuchelei oder sind rein auslegenden Charakters. Predigtworte hat fast jedes, wenn auch in völlig anderem, modernem Sinne als die Gerock'schen Gedichte. Nur einige Stellen, die Spruchwert besitzen, möchte ich als Proben hersetzen.

„Noch geht ans Erdenweib des Engels Ruf:
Wenn immer Scham und Liebe dich durchglühte,
Und dich, geläutert, wie aus Flammen schuf,
Bist du jungfräulich rein tief im Gemüte—

So lange du von Erdengier nichts weißt
Und Gottes nur gedenkst im Arm des Gatten,
Wird kommen über dich der heil'ge Geist,
Wird dich die Kraft des Höchsten überschatten— —“
(Mariä Verkündigung.)

— Die Herrn der Welt, manierlicher geworden,
Sie töten keine Kinder, bloß Gedanken!

Da blitzt kein Stahl. Mit leichtem Federschwenken
Wird Geistes todschlag säuberlich vollzogen.
Nur dies und das dürft ihr nicht lernen denken
Sonst bleibt man euch ja väterlich gewogen.“
(d. Bethlemitische Kindermord.)

„Nicht fällt's vom Himmel! Wer will heilig sein,
Muß, sich zu heiligen, sich selbst erkühnen.“
(Jesu Taufe.)

„Des Menschen echte Kost ist Gottes Wort.“
(Versuchung.)

„Nur was der Geist in heller Nüchternheit
Mit wohlerwogner Kraft, bewußtem Ziele,
Beginnt im Schutze Gottes, das gedeiht.“
(ebenda.)

„Er (Jesus) hat verschmäht, die ihn gelockt,die Welt,
Des Geistes Reich erobernd zu bezwingen,
Dich, ihm an eingeborner Kraft gesellt,
Entbindet nichts, ihm rüstig nachzuringen!“
(ebenda.)

„Warf alles Andre hin für Gottgedanken!“
(Selbstverleugnung.)

„Das ist des Christentums ureinfach Fodern,
Und immer wieder muß man's ein auch schärfen,
Daß für Gedanken, so dem Geist entlodern,
Ihr Welt und Leben willig hin sollt werfen!“
(ebenda.)

„Genasen Krank', erstanden Tote gleich —
J e t z t sind sie längst vermodert und verfallen.
Die Armen aber sind noch immer reich,
Das Evangelium lebt fort in Allen!“
(Christus der Wundertäter.)

„Der wahre Mensch ist Geist, der sich erkennt.“
(Befähigung zum Himmel.)

„Wer will friedfertig sein, sei kampfgewärtig!“
(Selig sind die Friedfertigen.)

„Das Gute wird in Kampf nur mit dem Bösen!“
(ebenda.)

„Das Licht allein, das leuchtet, ist lebendig!“ —
(Ihr seid d. Salz der Erde!)

„Nur auf der Liebe freien, leichten Schwingen
Steigst du empor ins Himmelreich des Glücks.“
(Versöhne dich mit deinem Bruder.)

„Ihr sollt Geist sein, nicht aber Geist nur haben!“
(Die Ehe.)

„Die Ehre thront im Geist und im Gemüt,
Ist unentreißbar, wenn nicht selbst verscherzt!“
(Erdulden u. Hingeben.)

„Gott ist lebendige Vernunft und Freiheit!“ —
(Segnet, die euch fluchen.)

„Nur einsam dringt der Geist, der sich erkannt,
Der, was ihm fremd, abtrat und nicht vermißt,
In des Gedankens stilles Gottesland,
Wo er die ewge Wahrheit hat und ist.“
(Die enge Pforte.)

„Wer frei aus freiem Geist das Wort gebiert,
Voll Zeugungskraft, der wird gewaltig pred'gen.“
(Schluß d. Bergpredigt.)

„Ein Kampfplatz Gottes ist der Erdenstern!“
(Ich muß wirken, solange es Tag ist.)

„Denn Gottesdienst sei unser ganzes Tun!“
(ebenda.)

„Jedweder Tod ist nur ein Fortgewesen,
Des Geistes ewig sich zu Gott befrein!“
(Unsterblichkeit.)

„Gott und sein Reich sind überall euch fern,
Wo ihr sie mitbringt nicht auf euren Bahnen!
(Vom Reich Gottes.)

„Wenn eine Geistesbildung ist gereift,
Dann muß die Zeit auch wissen abzuschließen!“
(Gottes Ernte.)

„Zum Dienst der Menschheit denn sei allzeit fertig,
Wer da begehrt, daß er Gott was leiste!“ —
(Wer mich aufnimmt —)

„Nichts weiter ist die ganze Weltgeschichte,
Als in des Herrn Weinberg ein Arbeitstag!“
(Arab im Weinberge.)

„Nur das ist dein, was dein ward mit Beschwerden!“
(Anvertraute Pfunde.)

„Was du besitzen willst, mußt du begreifen,
Und willst du Licht, muß in dir selbst es tagen!“
(ebenda.)

„Drum, wer sich selbst will werden offenbar,
Muß fort und fort sich selber überwinden!“
(Vom Ärgernis.)

„Was du in a l l e r Dienst lebendig machtest,
Das einzig l e b t an dir, lebt u n v e r g e s s e n!“
(Dienstbarkeit.)

„Nicht ein bewußtlos, ungezügelt Dürfen,
Bis ungesundes Übermaß euch schwächte,
Ist Freiheit — — “
(Die Wahrheit wird euch frei machen.)

„— — Die Tat nur ist des Geistes Wesen!“ —
(Pharisäer und Zöllner.)

„Der unterging in Gott, der hat das Leben!“ —
(Reiche Gabe.)

So bitterscharf ist keine Tränenflut,

Als die, so Selbstverachtung fließen macht!" —
(Petri Verleugnung.)

„Der tut gewiß das Gute, der es faßt!" —
(Vater, vergib ihnen!)

„Der kostet nur des ewgen Lebens Kern,
Der der Vernichtung Schmerz hat überdauert!" —
(Mein Gott, mein Gott —)

„Wenn erst der Geist, mit lautem Sturmeswehen,
Ganz hat erfüllt der Erde weite Hallen,
Wird jeder Mensch des Bruders Wort verstehen,
Dieweil der Geist wird predigen in allen!"
(Epilog.)

Diese wenigen kurzen Zitate zeugen den Geist des ganzes Buches, zeigen aber zugleich des Dichters eigenartige Begabung für das Didaktische, die auch aus den, der Sammlung lyrischer Gedichte einverleibten Sprüchen hervorgeht. Wer diese Sprüche liest, dem wird noch lebhafter als bei der Lektüre des Laienevangeliums die Geistesverwandtschaft Sallets mit einem späteren Dichter auffallen, der, auch ein Kind des April, im gleichen Monat vor nun fünf Jahren aus dem Leben schied. Die Geistesverwandtschaft zwischen Sallet und Otto von Leixner ist eine so auffallende, daß Anhänger der Seelenwanderungslehre sie zu Propagandazwecken benützen könnten. Nur, daß Leixner sich mit Politik nicht befaßte, dafür aber mehr Zeit hatte, in einem fast doppelt so langen Leben als das Sallets das noch Unklare und nicht Vollreife abzustreifen, zur Klarheit und Reife zu gestalten. Und dieser Geistesverwandtschaft zwischen beiden kann ich es — um noch einmal von mir zu reden, wohl zuschreiben, daß Otto von Leixner später mich in der Richtung, in die Sallet mein jugendliches Denken zuerst gelenkt, durch seinen Einfluß bestärkt und gefestigt; daß sich die Verehrung, die das Backfischchen dem Toten gezollt, zu Hochachtung und Freundschaft geklärt, dem lebenden Geistesbruder zuwandte; denn die Eindrücke der Jugend sind und bleiben einmal die nachhaltigsten für unser ganzes Dasein. Jetzt deckt auch diesen schon seit fünf Jahren die kühle Erde. Längst selbstständig und keines geistigen Führers mehr bedürfend, und heute weit davon entfernt, noch für Demokratie und Revolutionen zu schwärmen, kann ich nur mit dankbarer Erinnerung beider gedenken; dessen, mit dem das Geschick mich zu jahrelangen freundlichen Beziehungen zusammen führte, wie seines Vorläufers, den ich mit Augen nie gesehen. Wissen aber möchte ich noch — wann, wo und in wem der geistige Erbe dieser Laien-Prediger einmal der Welt ersteht! —

Alex Heberlein:

Wenn der Herbst kommt.

Verbrecher pflegen immer wieder an den Ort ihrer unglückseligen Tat zurückzukehren. —

Das überaus süße, betäubende Gefühl der Angst ertappt zu werden, und auch der geheimen Freude, sich unter den andern unerkannt zu bewegen, zwingt sie dazu. —

Alle Einzelheiten ihres Verbrechens stehen ihnen dann wieder klar vor Augen, und mit einer gewissen Wollust erinnern sie sich dann des ganzen Vorganges bis ins kleinste.

Das mochte auch der Grund sein, weshalb Braun immer wieder nach Lindenberg kam. —

Braun war ein Frühaufsteher. Er liebte es, in der fröstelnden Morgenkühle am offenen Fenster zu sitzen, und die blauen Wolken seiner Zigarre in den taufrischen Frühmorgen-Sonnenschein hinausschweben zu lassen.

Kaum waren sie seinem Munde entschlüpft, da erfaßte sie der Wind, und fort waren die leichten Gebilde. Wohin? —

Kaum geboren, — verloren. —

Und so ging es, dachte sich Braun, ja, auch im Grunde genommen mit allem Wünschen und Hoffen, ja sogar mit den Menschen.

Kaum geboren, — verloren. —

Und da mußte er an Lindenberg denken.

* * *

Obwohl das Haus, in dem Braun wohnte, mitten in dem weiten Häusermeer lag, hatte er doch das wohltuendste Grün vor Augen, und wenn er am frühen Morgen tief in seinem Lehnstuhl am Fenster saß, konnte er glauben, er wohne gar nicht in einer Großstadt, sondern in einem stillen, weltentrückten Winkel, irgendwo draußen in der Provinz.

Vor Brauns Haus dehnte sich eine ansehnliche, halbkreisförmige Anlage aus.

Die hohen, alten Kastanienbäume breiteten ihre starken Arme so weit aus, daß sie ihre ersten weißen Blütenkerzen bis in Brauns Fenster hielten.

Und dazwischen, — — und das war es ja, was ihn immer wieder an Lindenberg erinnerte, — dazwischen leuchteten ein paar glänzendweiße Stämmchen schlanker Birken hervor, die ihr zartes hellgrünes Laub vergnügt im frischen Morgenwinde wehen ließen.

Ja, diese Birken, die waren daran schuld, daß er immer wieder an Lindenberg denken mußte . . .

Ja Lindenberg, wie still mochte es jetzt da draußen sein, in dem kleinen idyllischen Nest.

Kein Hauch kräuselte den weiten grünen Falkensee, wohltuend ruhte die Sonne auf der sanft zum See abfallenden Ablage, in derem hohen Gras es sich so schön träumen ließ, in der kühlen Morgenfrühe, nahe am Rande des dunklen Waldes.

Lindenberg! . . .

Und drüben, vom anderen Ufer des Sees grüßen die kleinen sauberen weißen Häuschen von Wolfsau herüber, doch ein wenig verschlafen, denn sie lagen noch in tiefem Schatten. Aber die Wipfel der zarten hellen Birken flüsterten schon munter in der Morgensonne.

Braun sprang aus seinem Stuhl auf, sah hastig nach der Uhr, kramte ein paar Sachen zusammen, nahm Hut und Mantel, und verließ seine Stube.

Der nächste Zug brachte ihn nach Lindenberg.

* * *

Ganz unwiderstehlich nach dem kleinen Flecken aber wurde die Sehnsucht in Braun, wenn der Herbst nahte, und sich der Tag seiner unseligen Tat wiederum jährte. —

Alles hatte er schon versucht, um gerade zu dieser Zeit Lindenberg fernzubleiben, aber es war ihm noch nie gelungen.

Im Herbst, wenn das Laub der Birken goldgelb wurde, und der Buchenberg in den buntesten Farben über den grünen See herüberleuchtete, dann m u ß t e er nach Lindenberg.

In aller Frühe fuhr er schon hinaus. Wenn noch alles schlief, kam er draußen an, und dann konnte er ungestört alle Winkel aufsuchen, die ihm unvergeßlich geworden waren.

Das verschwiegene Plätzchen am Ufer, wo er mit Beate das erste und letzte Mal zusammen getroffen war, die Birkenallee, die sich jetzt in ihrem satten Golde, mit ihren blitzend weißen Stämmen so stark von dem dunklen Grunde des Waldes abhob, dann den Buchenberg, auf dem er sie das erste Mal geküßt, und den kleinen, alten halbverfallenen Friedhof, der den Berg hinanstieg und sich im Walde verlor.

Und wenn dann die Heimchen rings um ihn sangen im tiefen Wiesengrunde, dann blieb er betroffen stehn und lauschte, denn er glaubte zu hören, daß sie den Namen ‚Beate' riefen.

Beate, — — Beate! . . .

Er schüttelte den Kopf und lächelte über sich selbst.

Grillen, nichts als Grillen sagte er, aber es war ihm doch unbehaglich zu Mut.

Drunten am Ufer lag das Haus von Beatens Eltern friedlich im hellen Sonnenschein.

Braun sah scharf hinunter.

Es war ihm, als müßte jeden Augenblick die Tür sich öffnen, und die kleine flinke Beate, mit ihrem weichen Goldhaar herauskommen, und ihm einen herzhaften Guten Morgen zurufen, wie sie es früher immer getan hatte. —

Aber die Tür blieb geschlossen.

Da strich Braun sich mit der Hand langsam über die Stirne und seufzte: „Es ist ja schon so lange her!"

Und er ging weiter und suchte im Walde den morschen Baumstamm, in dem er immer den Zettel versteckt hatte, der Beate den Ort der geheimen Zusammenkunft verriet. Der Baumstumpf war noch morscher geworden. Als Braun mit dem Fuße darauftrat, brach er entzwei.

„Alles vergeht," seufzte Braun, „nur die Erinnerung nicht," und er warf sich in das weiche Moos, und ergab sich der Verfolgerin.

* * *

Ein Sommertag war es, so voll Wärme und Blumenduft, daß die Menschen einher gingen, wie von süßem Weine berauscht.

Und an diesem Tage begegnete Braun Beate auf der Ablage im hellen Sonnenschein.

Beate lächelte ein feines wohltuendes Lächeln, und Braun, der dem Zauber, der von der zarten sonnigen Gestalt ausging, nicht widerstehen konnte, trat auf sie zu und gab ihr die Hand.

Beate sah zu ihm auf, innig und lange, dann

klang ihr Lachen wie ein silbernes Glöcklein und fort war sie, ehe sich Braun versah.

Braun blickte ihr nach, das Herz klopfte ihm bis zum Halse. So glücklich war er noch nie gewesen, wie an diesem Tage.

Singend ging er einher, und für jeden hatte er ein gutes Wort und ein Lächeln.

Und die Tage, die darauf folgten, waren noch heller als alle Sommersonne, und noch süßer, als aller Blumenduft.

* * *

Und dann kam die stille, warme unselige Sommernacht, und die Laube war ganz eingehüllt in den schwer duftenden Flieder, und Braun wartete fröstelnd vor Angst und Erregung im Schatten auf Beate.

Der Mond stieg herauf, und draußen im Schilf sangen die Frösche ihr eintöniges Liebeslied, und ihr Singen kam Braun so traurig vor.

Es ist vielleicht gar kein Liebeslied, dachte Braun, vielleicht beweinen sie ein totes Kind, das tief unten am Grunde schläft.

Da kam vom Haus ihrer Eltern herunter, sich im Schatten der Bäume verbergend, Beate langsam auf ihn zu.

‚Was hast du?' fragte er ängstlich, als er sie in seinen Armen hielt.

‚O hättest du doch nie gesagt, daß ich kommen soll,' weinte Beate leise.

* * *

Der Sommer ging und der Herbst kam, und Beate wurde stiller und stiller.

Sie sah nicht mehr so lange und innig zu Braun auf wie früher, sondern sie wich seinen Blicken aus, wo sie nur konnte.

Glaubte sie aber, daß Braun ihrer nicht achtete, dann sah sie ihn an, mit einem ängstlichen qualvollen Blick, und wenn er es bemerkte, dann errötete sie und lachte in ihrer Hilflosigkeit hell auf, aber es war nicht mehr das silberne Lachen von früher, das wie die Glöcklein des Weihnachtsengels geklungen, der hinab zur Erde zu den braven Kindern flog, jetzt war es ein schrilles, schneidendes Lachen, das so ganz und gar nicht zur sanften Beate paßte.

Und schließlich, — es war an einem so schönen Herbsttag, wie heute, der Buchenberg stand in bunter Pracht, und die zarten Birken in vollem Golde, — da konnte sie ihre Angst und ihren Schmerz nicht mehr länger ertragen.

Sie nahm Braun verstohlen zur Seite und flüsterte ihm, ängstlich sein Antlitz betrachtend, etwas fliegenden Atems ins Ohr.

‚Beate,' rief Braun peinlich berührt, was bildest du dir da ein! Das kann nicht sein und das darf nicht sein!

‚Es ist so,' antwortete Beate schlicht und neigte traurig das Haupt mit dem weichen goldigen Haar. Und langsam Mut fassend, fuhr sie fort: ‚Denke doch, ein Kindlein von dir, mit so dunklen, braunen Augen, wie du sie hast!' —

‚Beate, laß diesen Unsinn,' rief Braun barsch.

‚Wie, du würdest dich nicht freuen?' fragte Beate in atemloser Hast, mit weitaufgerissenen Augen.

‚Nein,' entgegnete Braun und wandte sich ab.

‚Warum hast du mich denn so lange gequält, bis ich gekommen bin?'

‚Das weiß ich selbst nicht!' —

Tiefe Verachtung glühte in Beatens großen Kinderaugen. Ihre Hand sank langsam von Brauns Arm herab.

‚Habe keine Angst,' sagte sie dann gelassen, ‚es wird alles so gehen, wie du es haben willst,' und dann ging sie, ohne sich noch einmal umzusehen, durch den herbstlichen Garten in das Haus hinein.

* * *

Braun schlief in der kommenden Nacht schlecht.

Böse Träume rissen ihn immer wieder aus dem Schlummer.

Einmal träumte er, er stehe in sternheller Sommernacht am Ufer des Falkensees, und die Frösche sangen wieder ihr eintöniges Lied, aber dieses Lied klang heute so traurig, wie nie zuvor.

‚Was weint ihr,' fragte Braun, und zu seinem Schrecken erhielt er aus dem Wasser von irgendwoher Antwort.

‚Wir weinen um sie!'

‚Um wen,' fragte Braun in namenloser Angst.

‚Um unsere Königin,' antwortete dieselbe klagende Stimme.

‚Sieh, sie schläft dort tief unten, und wacht nicht mehr auf. Kannst du uns nicht helfen, sie wecken?'

‚Wo, wo schläft sie,' flüsterte Braun im Traum.

‚Dort, siehst du sie?'

Da wurde das trübe tiefgrüne Wasser des

Falkensees kristallklar, und Braun erblickte auf dem Grunde Beate, wie ein Kind in tiefem Schlummer ruhn, von seltsamen Blumen umblüht. — —

Und jetzt bewegte sich das Wasser leise, und Beatens Goldhaar löste sich und wogte in der Flut dahin, langsam und schwer. —

Braun fuhr erschrocken aus dem Schlafe auf.

Der Mond sandte sein bleiches Licht durch das offene Fenster.

* *
*

Es ging dem Abend zu.

Braun saß auf der Ablage am Rande des Waldes und spähte unablässig nach Beatens Haus hinunter.

Den ganzen Tag hatte sie sich nicht sehen lassen, vielleicht würde sie jetzt kommen, und dann würde er anders zu ihr reden, als gestern. Es tat ihm leid, daß er sich so benommen hatte.

Da löste sich drüben am anderen Ufer des Sees bei den Badehütten ein Nachen vom Strand.

War das nicht der alte Fischer Bernhard?

Was fuhr denn der heute für eine kostbare Fracht, daß er gar so langsam ruderte, das war doch sonst nicht seine Art!

Braun sprang auf.

Ein dunkles Tuch war über den vorderen Teil des Schiffes gebreitet.

Seltsam nahm sich das Boot aus mit dem Alten, der gebeugter als sonst am Steuer saß. Langsam schlich es durch die dunkelgrüne Flut, in der sich der bunte Buchenberg spiegelte.

Jetzt steuerte das Schiff auf Beatens Haus zu, und Braun sah, daß am Ufer eine Menge Leute auf den Nachen warteten.

Lange blickte er hin, wie gebannt, dann zerfloß das ganze Bild in lauter bunten durcheinanderschwirrenden Farben. —

* * *
*

Braun war unter den ersten, die Beatens Eltern ihr Beileid ausdrückten.

Und als Beatens Mutter klagte: ‚Ich habe sie so oft vor dem allzu weiten Hinausschwimmen gewarnt, aber sie hat nicht auf mich gehört,' — da nickte Braun verständnisvoll und murmelte etwas von der Jugend, die sich leider nicht warnen ließe.

* *
*

Braun sprang auf.

Die Stille und Einsamkeit des Waldes bedrückte ihn.

Fort, fort, nur unter Menschen!

Eiligen Schrittes ging er die Birkenallee hinunter, schließlich lief er.

Nur unter Menschen! —

Auf Lindenbergs einziger Straße kamen ihm geputzte Mädchen entgegen, singend und lachend, ehemalige Freundinnen von Beate.

Er blieb mechanisch stehen, sie kamen auf ihn zu, begrüßten ihn, und drückten ihm ihre Freude darüber aus, daß er sich auch wieder einmal sehen ließe.

Braun war verwirrt und antwortete nur kurz.

‚Seit unsere liebe, gute Beate tot ist,' sagte eines der Mädchen, ‚ist mit Herrn Braun gar nichts mehr anzufangen.'

‚Wir wissen alle, daß Sie sie lieb gehabt haben. Trösten Sie sich, es war nun einmal ihr Schicksal.'

‚Ihr Schicksal,' wiederholte er langsam, und dann ging er ohne Gruß.

Wie im Traum schritt er durch den einsamen Wald nach dem stillen Bergfriedhof, um Beatens kleines Grab zu suchen.

* *
*

Die Erinnerung blieb Braun unverbrüchlich treu.

Jedes Jahr trieb sie ihn wieder nach dem stillen Lindenberg hinaus, wenn der Herbst gekommen war.

———

Max Kunze-Goldberg:

Zu alt.

Wieder der Frühling! Welch lichter Schein
Liegt über der grünen Natur. —
Und jeder Mensch, der ein Mensch will sein,
Will schreiten hinaus in die Flur.
Nur sie allein sitzt, über Arbeit gebückt,
Von der Sorge und Not, ach! schon so gedrückt
In ihrem kleinen Stübelein.
Nur hin und wieder, da fliegt ihr Blick

Hinaus in den Frühling; es lacht
Die Sonne und verkündet das Glück,
Das nun für die Menschen erwacht.
Und dort unter der Linde, — dem alten Baum,
— — — — Und wie sie so nachdenkt, ist's ihr wie
ein Traum! — —
Da gab er, ehe er ging von ihr fort,
Ihr heiligen Schwur, ein heiliges Wort. — — —
Die Jahre vergehen — sie wartet aufs Glück —
Sie wartet — und wartet! — er kehrt nicht zurück.
— — — — Vergessen! — — Vergessen! — die
Welt ist so weit, —
Vergessen!! — Er hat längst schon eine gefreit —
Und Tränen laufen ihr übers Gesicht:
Der Frühling, er kommt! Der Geliebte nicht! — —
— — — —
Draußen nahn Männer mit schwerem Tritt,
Sie führen Äxte und Säge mit.
Ist's möglich? — sie blickt hin zu den Gesellen,
Ist's möglich? — sie wollen die Linde fällen?
Und eh' sie beginnen, da stürzt sie hinaus
Zu der alten Linde, vor dem kleinen Haus.
Und fragt ganz hastig, ohne Besinnen:
„Was wollt ihr Leute denn hier beginnen?"
Der eine, — er ist gar schnell und gewandt
Mit einer treffenden Antwort zur Hand,
Er lächelt so seltsam — und sagt gar bald:
„Die Linde muß fallen, — sie ist zu alt."
Zu alt! Sie wanket so müde fort,
Höhnisch klingt wieder in ihr das Wort.
Zu alt! O wie das klingt und höhnt! —
Die Säge kreischt! — — Die Linde stöhnt, —
Und Hieb auf Hieb, — — — Die Linde fällt —
Es fällt ihr Treustes auf der Welt. — — — — —
— — Die Linde rauschte, erzählte von Glück,
Daß einstens käm' der Geliebte zurück, —
Hinfort jedoch, ein Wort in ihr schallt:
„Zu dir kommt keiner! Du bist zu alt!" — —

Martin Renovanz:

Einer von Vielen.

Nach dem Leben skizziert.

Wohin? ja, wohin? Verlassen von Vater und Mutter; ohne Geschwister. Geweiht dem Untergange.

Und warum?

Weil ich dem Drange meiner innersten Natur nicht widerstand! O, Vater, o, Mutter, warum? Konntet ihr denn kein Einsehen haben? Begriffet ihr nicht, daß es noch anderes gibt, als ewig in der Fabrik zu arbeiten?

Wehe, schrecklich! Durftet ihr mich so allein lassen; mich so in die Welt hinausstoßen? —

Gestern war's. In stummer Andacht sah ich Böcklins Dichtung und Malerei! Da kam der Vater. Wütend entriß er mir das Blatt. Paul, des Nachbars Sohn, hatte es mir geschenkt. Vater! wie konntest du so roh sein! Mutter, warum konntest du deinen Sohn nicht schützen! Aber nein! Wie wenn sich alles gegen mich verschworen hätte. Überall Verachtung, Fußtritte und Schimpfworte!

Ist es dem Talent so schwer gemacht, sich aus den Hütten der Armut — Fluch über die Armut! — in die Höhe zu arbeiten!?

Und ich will! Und so werde ich auch können!

— — — — — — — — — — — — — —

Solche Gefühle wogten in Karl Zorners Seele. Zerlumpt stand er an der Straßenecke. Vorbei taumelte an ihm der Verkehr der Großstadt. Niemand achtete auf ihn. Er war dies gewohnt. Aber immer wieder und wieder legte er sich die Frage vor: Was beginnen? Ich kann, ich will nicht länger gefesselt sein an solche niedrigen Beschäftigungen. Ob ich wohl in einem Zeitungsbureau ankommen könnte. Welch göttlicher Gedanke! Aber woher das Geld. Ach Geld, ja das ist immer und ewig der Mittelpunkt, worum des Menschen Leben kreist. Ja, Vater; recht hast du, als du sagtest: Wissen ist Macht, aber Geld regiert die Welt. — Doch raff' dich auf, Karl! Versuch's! Vielleicht vermagst du am Bahnhof dir einige Mark zu verdienen. Ein neuer Rock, ein neuer Hut und — dein Wunsch wird sich erfüllen. Du wirst Schreiber zuerst. Dann steigst du höher, wirst Redakteur; und dann — dann stehst du auf der Leiter der Macht. Dann hast du — das Geld. Nun kannst du Schriftsteller

werden. Nun hast du Gedankenfreiheit. Also vorwärts! —

Die blasse Gestalt löste sich von der belebten Straßenecke. Schwer wand er sich seinen Weg bis zu einem der Bahnhöfe. Ein Posten war bald gefunden. Nicht lange, dann würden Reisende kommen. Er würde ihnen das Gepäck tragen. Und dann bekäme er — Geld. „Heute noch geh' ich zum Zeitungsredakteur," frohlockt's in ihm. Träumend steht er da. Vor ihm die frechen Halbwüchsigen schnappen ihm alle Vorübergehenden weg. Er ist ganz versunken. Endlich erwacht er; wie aus tiefem Schlafe. Er will den Reisenden das Gepäck abnehmen. Doch wo sind sie? Keiner ist mehr in der Nähe! — Wieder versinkt er in seine Traumgedanken. Er malt es sich aus, wie er dichten und denken wolle. Er sieht sich schon gefeiert. Briefe fliegen aus und ein bei ihm. Briefe von überall; Briefe von zarten Damenhänden. Er erwählt sich eine. Sie wird die Seine. Liebesgedanken flackern ahnend in des Jünglings Brust auf. — Da erkennt er wieder die rauhe Wirklichkeit. Zum zweitenmal ist der Strom der Vorübergehenden an ihm vorübergerauscht. Es däuchte ihm der Haufen, der ihn stetig belagern würde. Das Rasseln der Droschken war ihm Heranfahren schönbespannter Karossen. Alles ihm zu Ehren, dem Gefeierten. — —

Es dunkelte. Seine Genossen hatten sich Geld verdient. Sie zogen ihn mit in eine elende Spelunke. Schnaps tranken sie hier. Karl sah's; er rührte nicht daran. Leise stahl er sich fort. Hinaus ins Nachtgetriebe der Weltstadt. —

Draußen hoffte er eine Beschäftigung zu finden. Er stand vor dem Theater. Damen und Herren strömten hinein in die gleißende Pracht. Aber er! — „Fort da!" brüllte ihm ein Kutscher zu; fast wäre er überfahren worden. — — Geschupst und gestoßen kam er weiter aus der Stadt. Dorthin, wo die armen Fabrikarbeiter zusammen gepfercht wohnten; wo auch er gewohnt hatte.

Jetzt fiel es ihm wieder ein, warum er von Hause fort war. Verschwommen tauchten ab und zu Zukunftsbilder vor seinem Geistesauge auf. Er konnte sie nicht mehr zügeln, die jagende Phantasie. Wie Nacht und wogender Nebel legte es sich auf sein Hirn. Auf einer Anlagenbank sank er nieder. Müde vom vielen Umherlaufen, nahm und hielt ihn ein bleierner Schlaf gefangen. — — Früh, sehr früh erwachte er. Sein Magen knurrte. Ah! Jetzt nur ein Stück trocken Brot. Aber nichts! Dabei keinen Pfennig in der Tasche. — Müde und zerschlagen zuckt in seinem verstörten Geist der Gedanke auf, sich Geld zu verschaffen. Geld, Geld! Dieser einzige Wunsch erfüllt ihn; er macht ihn willensstark. Soll ich betteln? fragt er sich. Doch wozu? Man wird mir doch nichts geben. Aber versuchen, versuchen kann ich's ja! — — —

Da! Was war das? Woran stieß sein Fuß? Er bückt sich; ein volles Portemonnaie hält er in den fieberfreudig zitternden Händen. O, das kommt von oben! Vater im Himmel, das dank ich dir! Gott sei gelobt! Jetzt, wo er Geld hat, kehren seine Pläne wieder. Schnell wird ein Rock, ein Hut beschafft. Hin geht er auf die Redaktion. Längst weiß er, wo sie liegt. Er kennt das Haus. Oft strich er dran vorbei. Sehnlich wünschte er, auch einmal dort sitzen und schreiben zu dürfen. — — —

Er ist da. Er klopft! Heftiger als der magere Finger klopft sein banges Jünglingsherz: Sein Schicksal soll entschieden werden. — —

Nicht viel später wankt er hinaus. Auch du machst nicht glücklich, Geld? Auch du hast mich betrogen? Warum hat man mich weggewiesen? Weil ich keine Zeugnisse hätte! Ha! Zeugnisse! Was können die sagen? Leere, tote Worte! Man hat mich fortgeschickt! Himmel, was nun? Verzweiflungsvoll stiert er geradeaus. Drüben lockt eine Weinstube. Wein?! Er besinnt sich. Ach ja, der betäubt Schmerzen. Wein macht das Erdenleid vergessen. Er wird auch mich erlösen. — — —

Vier Stunden drauf sieht man auf der Bernhardstraße einen Betrunkenen. Ist es ein Mann? Ist es noch ein Knabe? Stiere Augen. Schlaff hängen die Lippen herunter. Er taumelt von Laternenpfahl zu Laternenpfahl. Er lallt. Man versteht nichts von dem, was er will. Da naht ein Auto! Halte dich links, guter Freund! Links! Doch in seinem Rausche sieht, hört er nicht. Er stolpert, er fällt. Im selben Augenblick rast das Fahrzeug über ihn. Der Alkohol hat ihn erlöst.

H. Tiwald:

Kalter Mai.

Im kalten Regen steht
der Mai mit seinen Blüten,

und schwer wird's ihm, die Pracht
dem Segen einst zu hüten.

Sag, kennst du dieses Bangen?
ein Mai voll Blütenpracht —
und zu verderben droht ihm
der Schauer einer Nacht.

Martin Kiehr:

Zur Ewigkeit.

Vorbeigetanzt der wilde Schwarm
der Sorgen und Alltagsfliegen — —
Ob nicht erkannt er den alten Freund
um den so oft er tanzte?
O wohl, mein Weib, er kannte mich,
doch tat ihm nicht wohl der Duft,
den deine Schönheit brünstig und innig
mir um die müden Glieder gewoben.

Wie auf hohem Altan der römische Cäsar
in die trunkene Menge die Löwen
mit heiserem Brüllen schreiten sah,
so sehe ich an deiner Brust
in die arme gequälte Menge,
der keine Gottheit den Adel geschenkt,
den Alltag mit großen Pranken schlagen.
Doch wie? Wenn meine stolzen, weißen Flügel
der Adel der flugesstarken Seele
verkümmert?

Wenn er zerkratzt, zerbissen von dem tollen
Alltag, beschmutzt von seinem Geifer
mit Sehnsucht — in Ohnmacht zur Dame
geschaut?
Komm, stolzes Weib, und laß mich danken
dir — dir, daß deine Schönheit
mich gehoben
zu sicherer Höh.
Wie deine Augen küssen, grüßen —
sind's deine Augen?
Sind's nicht Augen aus jenem Lande,
das Menschensehnsucht so wild umgirrt? —

Lautlos schritt die Nacht und schaute
Vergangenen Tages Werk
mit großen, stillen Augen an.
Indes im heißen Taumel
ich deinen weißen Körper fing,
Bis ihm die schöne Glut
das Blut durch die Adern jagte. — —
Jetzt bist du am größten, mein Weib!

Die Nacht hielt ein im Gang —
und runzelte die hohe Stirn und raunte:
So trag ich mehr
als der Tag, der vergangen,
Zur Ewigkeit.

Fritz Rottenhoff:

Vom Glück vertrieben.

Weißt du, ob nicht dereinst ein leises Denken
Ans Herz dir greift, stillahnend und voll Bangen;
Wenn alte Weisen, die so innig klangen,
Sich stumm in unbekannte Tiefen senken?

Wohl weiß es sicher das Geschick zu lenken,
Das Glück — und nie ist ihm der Sieg entgangen.
Nun siehst du schaudernd, daß sein stolzes Prangen
Dem Neide weicht und mißgunstvollen Ränken.

Nicht gönnt es dir die reinen Sonnenstrahlen.
Vom Glück vertrieben, stehst du bald verlassen,
Du, einst vielleicht der Größte von den Großen.

Die finstre Macht hat ständig solche Qualen.
Ernst, zwingend weist die Hand nach engen Gassen,—
Und Hagar weicht, denn Hagar ist — verstoßen.

Frühling.

„Der holde Frühling
Mit seiner Pracht,
Des Herzens Liebe
Sie sind erwacht."

„Die Vöglein singen
In den Zweigen schön.
Und fliegen entzückt
Zu des Himmels Höh'n."

„Viel Blümlein entsprießen
Der Erde Schoß
Mensch! Dir ist beschieden
Ein glückliches Los."

Die reizende Pracht,
Für dich nur allein
Hat Gott sie gemacht
Zum Glücklichsein!"

Elternsorgen.

„Was ist da los?" fragte sich der kleine dreijährige Gusti erstaunt über die fieberhafte Tätigkeit um ihn her. Kein Mensch gab sich heute morgen mit ihm ab, und seine Toilette wurde mit weniger Zärtlichkeit und Sorgfalt als sonst beendet. Ganz unerwartet kam auch noch Großvater von der fernen Stadt und heute war doch gar kein Sonntag, das wußte Gusti zu genau; Mutter würde ihm demgemäß das neue Kleidchen angezogen haben. Großvater schien ebensowenig wie die andern Zeit für Gusti übrig zu haben, denn heute durfte er nicht seine kleinen Füßchen auf Opapa's große Stiefeln setzen, um sich mit fortlaufen zu lassen, auf die Schulter wurde er auch nicht gehoben, nicht einmal ein bißchen Hoppe-Hoppe-Reiter wurde mit ihm gemacht. —

Es war ein heißer Augusttag. Nach langer Regenzeit brannte die Sonne wieder heftig auf und gab dem Landmann die langersehnte Gelegenheit das noch rückständige Getreide einzuernten. Wer konnte wissen wie lange sich das schöne Wetter halten würde? Man hatte sich schon derart an den Regen gewöhnt, daß man ihn sozusagen ängstlich erwartete. In möglichst kurzer Zeit sollte da alles geschaffen werden, was noch zu schaffen übrig geblieben war. Eine Hast, eine Unruhe herrschte in den sonst so friedlichen Bauernhöfen. —

Gusti's Vater hatte ein einsam gelegenes kleines Mühlengut. Auf einer von den Mühlbächen gebildeten Insel, inmitten schattiger Bäume, standen die zum Teil sehr alten Gebäude, von denen einige aus Zeiten kurz vor dem 30jährigen Kriege entstammten. Weithin erstreckte sich eine welhige Landschaft mit saftigen Wiesen und ertragreichen Feldern. Markante Höhen heben sich gegen den Horizont ab, der ganzen Gegend ein eigenartiges Gepräge verleihend. Besonders der eine waldige, kegelförmige Hügel mit der alten Raubritterburg gleich hinter dem Dorfe verlieh der Landschaft einen unvergleichlich schönen Reiz. Es war Gusti's Berg, nachdem er so oft fragte. Dort ging die Sonne für ihn unter, dort stand der goldene Abendstern, dort wohnten in den glänzenden, goldigen Wolken der liebe Gott und all die guten Englein. Nur vier schlichte Mauern standen noch von der ehemaligen Burg, und Gusti nannte seinen Berg: Der Berg mit dem Schlot; (mit dem Kamin). Der Vater lächelte über diese erste Bemerkung seines Kleinen, doch der Junge hatte Recht, ganz so sah die Burg in der Entfernung aus. Gusti ließ sich auch nicht durch die Belehrungen des Vaters beeinflussen, er blieb bei seiner Bezeichnung bis er später als Schulknabe zum ersten Mal den Berg mit seinem Lehrer bestieg und über den Riesenschlot staunte. —

Großvater holte mit Marie die Garbenbänder aus dem Stadel, um sie etwas mit Wasser zu besprengen, Hermann zog den großen Wagen aus dem Schuppen, Mutter war eifrig in der Küche beschäftigt und Vater gab dem kleinen Lehrjungen Anweisungen in der Mühle. Niemand wollte sich mit Gusti unterhalten. Die Mittagsmahlzeit wurde früher als sonst gehalten und als sich der letzte zu Tisch setzte stand Vater schon wieder auf und schirrte die beiden Pferde an. Gusti war da auch nicht länger bei Tisch zu halten, er mußte sehen, wie Max und Zamba ihre Köpfe ins Kummet steckten, wie sie sich dabei sträubten oder vielleicht gar durchbrannten. Der böse Max hatte doch erst vor kurzem wieder einmal seine Tempos gemacht. Wie der Wind

galoppierte er wiehernd über den Hof davon. Janko hatte sich gleich von der Kette losgerissen und beteiligte sich bellend an der wilden Flucht. Und als der Ausreißer wieder eingefangen war, o weh, wie hart wurde er bestraft. Gusti hatte geweint und den Vater gebeten das arme Tier nicht so sehr zu schlagen, vielleicht würde es nun ganz artig sein und es nicht wieder tun.

Bald standen Max und Zamba an der Deichsel des Wagens, die Bänder wurden aufgeladen und Gusti oben darauf gesetzt. Er durfte jetzt mitfahren. Der Großvater setzte sich neben ihn, und ehe noch die Stränge am Wagen befestigt waren, ließ Gusti schon sein „Hüh! Hot!" ertönen und strengte sich vergebens an mit der Peitsche zu knallen. Jetzt saßen sie alle auf dem Wagen bis auf Vater. Kaum war dieser aufgestiegen, so rasselte auch schon der Wagen auf dem holprigen Wege dahin und Gusti forderte die beiden mutigen Füchse durch sein immerwährendes „Hüh! Hot!" auf, ihn noch schneller zu fahren.

In wenigen Minuten waren sie auf dem Acker angelangt. Die Füchse mit dem Wagen wurden auf die an das Feld angrenzede Wiese geführt. Gusti bekam eine lange Haselnußrute mit blättrigen Zweigen und mußte Max und Zamba streicheln, damit sie die bösartigen Fliegen nicht so stark belästigten. Die bereits zu kleinen Häufchen aufgerechten Halme wurden zu Garben gebunden, von denen bald eine lange Reihe fertig dat lag.

Ein Wagen nach dem andern wurde aufgeladen und nach der Scheune gefahren. Gusti war zu langsam, er konnte jetzt nicht mehr mithelfen, alles ging rasend schnell. Überall versuchte er mitzuarbeiten, doch nirgends konnte man ihn gebrauchen und jeder schickte ihn fort.

Da wurde es dem Kleinen schließlich zu langweilig und er trollte unbemerkt nach Hause; vielleicht mit dem süßen Gedanken an die erst gestern von Mutter aus der Stadt mitgebrachten Zucker- und Schokoladenplätzchen. Durch die offenen Hintertüren hatte er sich ungesehen eingeschlichen und labte sich. Die Süßigkeiten schmeckten ihm doch gar zu gut und noch dazu jetzt auf verbotenem Wege.

Der Abend rückte näher und Gustis Eltern mußten die Arbeit auf dem Felde abbrechen. Sie hatten den Kleinen in ihrem Schaffensdrang ganz vergessen. „Wo ist denn der Junge?" fragte Mutter den Vater. „Ja, ist er denn nicht mehr hier?" erwiderte dieser ängstlich. „Ich denke, du hast ihn mit nach Hause genommen, du lieber Gott, dem Kind wird doch nichts passiert sein?" war Mutters traurige Antwort. Nach den großen Anstrengungen auch noch diese entsetzlichen Gewissensqualen, diesen Kummer. Von Angst getrieben eilten die Eltern nach Hause um nach Gusti zu sehen. Alle seine gewohnten Spielplätze wurden abgesucht, doch nirgends war er zu finden und auf kein noch so lautes Rufen kam von Gusti eine Antwort. Die Eltern verzweifelten und weinten bitterlich, vermutend, Gusti könnte trotz der wiederholten ausdrücklichen Verbote zu nahe ans Wasser gegangen und ertrunken sein. Hoffnungslos suchte der Vater in seinem tiefen Schmerz den Bach ab, während die Mutter klagend ins Haus zurückkehrte. Sie ging auf Gustis Bettchen zu und — da lag ja der kleine Schelm süß und fest schlafend nach seiner Labung. Welche Freude, daß man ihn wieder hatte! Dem Naschkätzchen war verziehen. —

Hans Wühr:

Ein Lied im Frühling zu singen.

In dem Haar ein purpurrotes Band —
Liebstes Mädchen, gib die kleine Hand!
In dem Frühling gehen so zu zwein,
Muß ein süßes, selig' Wandern sein!

Mußt vor jeder großen Knospe stehn;
Mußt dort schwörn: so soll es ewig gehn!
Rosenfrühling! Frühlingsglut!
Liebes Mädchen, sei mir ewig gut!

Lieb mich heißer, wilder; lieb dich auch!
Sieh, das ist so Frühlingsbrauch.
Und ich sag mein Glockenblumen-Sprüchlein her:
Lieb', ich lass' dich nimmer, nimmermehr!

— In dem Haar ein purpurrotes Band —
Liebstes Mädchen, gib die kleine Hand!
In dem Frühling gehen so zu zwein,
Muß ein süßes, selig Wandern sein!

Dr. Kynaſt:

Iſartal.

Unter knoſpenden Buchen,
Am Fluß entlang,
Der zwiſchen Felſen eingeengt dahin ſchießt,
Wandre ich
Einen weichen Pfad.
Schier blau iſt der Waldboden
Von lieblichen Leberblümchen,
Über die blinkend die junge Aprilſonne huſcht,
Und da und dort auch ſchimmern zwiſchendurch
Die weißen Sterne früher Anemonen.
Da biegt der Weg abſeits,
Allmählich anſteigend.
Fichten dunkeln auf.
Eintöniger wird die Umgebung,
Das Aſtwerk dichter, ſeltener die Blumen.
Des Finks Gezwitſcher iſt verſchollen;
Nur der Geſang der Amſel tönt noch immer,
Der nimmermüden.
Doch nunmehr lichtet ſich das Dickicht.
Die Stämme treten auseinander,
Und übern Abhang weg,
Wo Veilchen neben Schlüſſelblumen ſprießen,
Eröffnet ſich dem trunknen Auge
Ein freier Ausblick.
Zurückgetreten ſind die Uferhöhn,
Breit ſtrömt der Fluß im weiten Wieſental,
Eine Mühle ſteht vorn im Grunde,
Und dort hinten,
In ſchneeſtrahlender Ruhe,
Liegſt du,
Hehres Gebirge.

Max Th. Heinrich:

Verzückung.

O Göttin! Cherub! Seraph! Königin!

Wer gab dir ſolche Anmut, ſolche Reinheit,
Wer ſolche Schönheit, ſolchen Engelsſinn,
Wer ſolche Zartheit, Hoheit, Feinheit,
Wer ſolche Macht, daß ich dein Sklave bin?
Wer hob dich über dieſes Lebens Kleinheit?
Wer ſtieß mich in die Pfütze der Gemeinheit?
Wer führte mich, den Narren, zu dir hin? —

Ach, welch ein Stürmen, Toben, Raſen, Wüten
Haſt du, o Weib, in meiner Bruſt entfacht!
Wie haſt du die Gefühle, die verglühten,
Zu neuem Aufruhr in der Bruſt gebracht!

Ich möchte berſten, weinen, ſchreien, rufen
Und bring' doch keinen einz'gen Ton hervor;
Ich ſtiege gern zu dir auf goldnen Stufen
Und ſtrauchle auf dem Weg zu dir empor.

O Seele, hin iſt aller Frieden,
O Herz, dich flohen ewig Glück und Ruh,
Für immer iſt des Lebens Luſt geſchieden,
Und — o du Göttin! — ſieh, das tateſt du.

O könnt ich in dein Aug' hinuntertauchen,
Von Angeſicht zu Angeſichte ſehn,
Wie ſchön du biſt — dann meinen Geiſt verhauchen
Und unbewußt verſinken und vergehn!

Ach Gott! wie heiß iſt dieſes Glutverlangen!
So heiß, daß nichts dies wilde Feuer dämpft,
So heiß, daß kaum ein Kuß auf deine Wangen
Die Flammen meiner Seele niederkämpft.

Doch nein, noch ungeſtümer ſind die heißen
Und brennenden Gefühle in der Bruſt:
Ich lechze, dich an meine Bruſt zu reißen
Und dich zu küſſen bis zur Todesluſt!

O habe Mitleid, habe doch Erbarmen!
O ſtille dieſes wildempörte Blut!
Steh nicht ſo ferne, laß dich heiß umarmen
Und kühl' im Kuſſe meine Fieberglut!

Gustav Wonsch:

Bald.

Ich sah der Luft unendlichen Saphir
mit dunkelgrüner Erd' smaragdner Zier,
durch Sonnenglanzgold innigst sich verbinden.
Wie fühlt' ich da in sorgenvoller Brust
durch diese Weltenfarbenlust
all Weh verschwinden.

Der Erde Grün läßt Hoffnung sprießen
und diese wonnig, sonniges Vertraun,
das Blaue der gestirnten Himmelsonne,
bald selig, körperlos zu grüßen!

Otto Munschan:

Streik.

Der Wecker rasselt; es ist viereinhalb Uhr morgens.

Kurz und energisch klopft es an meinem Fenster. Ich öffne. „Bist du es, Josef?"

„Ja!"

„Einen Augenblick."

Schnell kleide ich mich an und trete hinaus.

Windstille. Am tiefschwarzen Firmament flimmern die Sterne und die tiefe Ruhe der Nacht lagert über den Straßen. Ein beängstigendes, beklemmendes Gefühl beschleicht uns. Diese Ruhe, sie ist ungewohnt — unheimlich, sie wirkt lähmend.

Die Kommandostimme des nimmersatten Molochs „Kohlenindustrie" schweigt, sie hat ihre Kraft verwirkt. Seit einigen Stunden leidet er an außerordentlichem Kräfteverfall.

Da dröhnen schwere, von nägelbeschlagenen Schuhen herrührende Tritte über die Chaussee hin und Stimmengewirr berührt unser Ohr. Ein Trupp Bergarbeiter zieht vorüber.

Wir haben die Chaussee erreicht. Die Bäume recken ihr kahles Geäst empor und einzelne schwere Tautropfen fallen nieder. Wie kriechende Schlangen schimmern die Schienen der elektrischen Bahn.

Plötzlich stehen wir zwei Gestalten gegenüber. Fast berühren sich unsere Gesichter in der Dunkelheit und vier faszinierend glänzende Augen sind auf uns gerichtet.

„Ach so! — Ohne Bündel und Pulle," die beiden Gestalten treten zurück und schmiegen sich an den Stamm des Baumes.

Ein neuer Trupp Bergarbeiter rückt an.

Wir schließen uns an.

Markante, ausdrucksvolle Gesichter, zielbewußte Gestalten. Den Rockkragen hochgeschlagen, die typische kurze Bergmannspfeife im Munde, so traben sie einher.

Der Trupp stutzt, — scharf lugen alle nach der Seite; dort — dort, hart am Chausseegraben huschen wie mit bösem Gewissen belastet einige Gestalten vorüber.

„Bündel, Kaffepulle," ertönt es flüsternd im Chor; „Arbeitswillige, Streikbrecher — Schufte," hallt es lauter.

Die beiden Gestalten vom Baume eilen in kurzen Sprüngen voraus. Die Arbeitswilligen — sind gestellt.

„Verflucht! Die Schamröte ins Gesicht steigen. Eure kämpfenden Brüder in den Rücken fallen. Verräter an dem heiligen Rechte der Arbeit," so ungefähr berührt es unser Ohr.

Neue Trupps kommen die Chaussee herauf.

Den Arbeitswilligen sind die Bündel zur Erde gefallen, sie stehen unentschlossen — schwankend. Einige Worte werden noch gewechselt, dann — ruhen ihre Hände in denen der Mahner. Der Bund ist geschlossen.

Plötzlich streben die Trupps auseinander. Die Mahner eilen in kurzen Sprüngen voraus, die Arbeitswilligen erheben ihre Bündel und in kleinen Kolonnen aufgelöst, bewegt sich der Trupp vorwärts.

Angestrengt lugen aller Augen die Chaussee herauf; jetzt dröhnt es lauter über die nachtstillen Aecker und Roggenfelder — erkennbar — deutlich: Der Hufschlag trabender Pferde. — — — „Gendarmerie!" ertönt es wie aus einem Munde.

Scheu drängen die Knappen zur Seite; im kurzen Trab reiten sie vorüber. Eins, zwei, — vier, — sechs Gedarmen.

Die Helme blitzen, die Seitengewehre klirren in den Gehänken. — Schritt. Die Pferde zerren

rasselnd an den Trensen. Die Gendarmen beugen sich im Sattel vor und mustern mit scharfen Blicken die Vorübergehenden. An der rechten Sattelseite schimmert etwas — Metall. Eine Kolbenplatte, ein Kammerschloß — Karabiner!

Erleichtert atmen wir auf; noch sind sie ungefährlich. Friedlich ruhen sie vom Futteral umhüllt und schimmern nur, aber — unheimlich.

Die Arbeitswilligen sind gesichtet — zwei Gendarmen schwenken.

Dicht streifen die dampfenden Pferdeleiber an uns vorüber und heißer Atem, der den aufgesperrten vibrierenden Nüstern stoßweise entströmt, berührt unsere Wangen.

Tiefe Stille. Wie ein Trupp marschierender Leichen bewegt sich der Zug vorwärts. Voraus die Arbeitswilligen, neben ihnen die Gendarmen.

Der Trupp beschleunigt sein Tempo; die Schützlinge richten sich nach der Gangart der Pferde.

Wir biegen in eine Seitenstraße ein, von unscheinbaren niedrigen Häuschen und vielstöckigen Mietskasernen eingefaßt.

Silhouettenhaft ragt in der Nähe ein Förderschacht empor. Wie ein alles gebietender Riese erhebt er sich trotzig inmitten eines großen Gebäudekomplexes, der mit seinen schwacherleuchteten Fenstern wie schutzsuchend an den Riesen lehnt.

Auf und ab, zu zweien und dreien flutet der Strom der Streikenden. Auf und ab wälzt sich die Masse.

„Weitergehen! Weitergehen!“ schallt eine Kommandostimme durch die Dunkelheit.

Die Gendarmen schwenken ab und melden.

Einige der Streikenden stutzen, die Arbeitswilligen stutzen, nur einen Augenblick.

Verhärmte, abgezehrte Gesichter erscheinen sie im Licht der Laterne, wachsbleich. Sie scheinen mit sich zu kämpfen — einen Augenblick — ein schmerzliches Lächeln zuckt um ihre Mundwinkel: sie haben über sich gesiegt.

Von der Zeche kehren Arbeitswillige zurück, sie schließen sich an und marschieren zurück — nach Hause.

Ein Ruf erschallt, der den Tritt der Massen laut übertönt: „Hoch die Solidarität!“

„Weitergehen, vorwärts!“ erschallt die Kommandostimme wieder.

Der Kommandeur, ein junger Polizeioffizier, geht mitten auf dem Wege. Rechts und links von Fußgendarmen unterstützt, treiben sie die Massen zurück, der Chaussee zu.

Die Arbeitswilligen sind ihren Augen entschwunden. Eine mächtige Blokade hat sich zwischen Schützlingen und Beschützern geschoben — die Masse der Streikenden.

Die Masse hat sich in einzelne Trupps aufgelöst, kleine Durchgangspassagen werden frei.

Wir benutzen den günstigen Moment und straff aufgerichtet, forschen Schrittes gehen wir den Weg zurück zur Zeche.

Die Beamten der Schachtanlage stehen als Aufseher vor den Toren. Forschen Schrittes folgt uns plötzlich eine Person.

Wir schauen uns um — der Polizeioffizier.

„Euch längst aufs Korn genommen, aber man schleunigst,“ tönt seine Stimme, so daß sein Atem fast unser Ohr berührt. Sechs berittene Gendarmen sind dem Zechentor gegenüber stationiert. Drei Schutzleute mit Karabiner treten vor.

„Die beiden,“ wendet sich der Offizier an die strammstehenden Schutzleute, „den ganzen Morgen patrouillieren sie auf und ab, was sind das für Leute, sind die Ihnen bekannt?“

Ich fühle, wie sich zwanzig Augen durchbohrend auf uns richten; das ist zuviel. Ein freier Staatsbürger, kurz mache ich Kehrt.

Mit vielsagendem Blick sehe ich den Offizier frei ins Gesicht — er wendete sich den Leuten zu — wir gingen weiter.

Der Himmel rötete sich allmählich im Osten, der Tau schillerte in bunten Farben an den Gräsern des Weges und eine Lerche trillerte in lichter Höhe.

Das Gestirn des Tages grüßte mit milden Strahlen die erwachende Erde und schaute den rädergekrönten Giganten verwundert an, der traurig, wie über Nacht gestorben in den kraftvollen Frühlingsmorgen hineinragte.

Wir haben den Ausgang des Dorfes erreicht und werfen unsere Blicke zurück.

Wir zählen.

Ein Polizeioffizier, drei Schutzleute mit Hunden, sechs berittene, fünfzehn Fußgendarmen alles — mit Karabiner. Sie tragen ihn offen, geschultert.

Mit einem Seitenblick streife ich die Waffen, doch mit Empörung im Herzen wende ich den Blick ab. Die Sicherungsflügel liegen — rechtsüber, also — geladen.

*

Wir stehen am Fenster des Dorfwirtshauses.

Im anmutigen Sonnenschein liegt vor uns das Dorf.

Die Sicherheitsorgane, die durch die mit Militär belegten Ortschaften unnötig wurden, sind zur Verstärkung in die ruhigen Gebiete abgeschoben und patrouillieren durch die Straßen.

Die Bwohner treten erstaunt aus den Häusern und werden aufgefordert — sich zu entfernen.

Ein Zug Arbeitswilliger, in deren Haus die Not keine Heimat hat, marschiert nach verfahrener Schicht unter Gendarmeribedeckung vorüber.

Die Bewohner öffnen neugierig die Fenster; einzelne Frauen und Kinder stehen in den Türen, die dem Vorüberziehenden Zuge einige Schnitten Brot hinhalten.

Die Gendarmerie sprengt vor.

„In die Häuser! Fenster schließen oder es wird von der Schußwaffe Gebrauch gemacht!" Die Karabiner spielen in ihren Händen.

Schimpfworte fallen. Die Bewohner ziehen sich zurück und einsam wandert der bewachte Zug dahin.

Schutzleute mit Karabiner beleben die Straße.

Zu zwei und zweien treten sie in die Häuser.

Geschrei ertönt, Hülferufe werden laut. Hier führt man den Sohn, dort den Vater unter Eskorte ab.

Die Fenster werden aufgerissen, die Bewohner stürzen auf die Straße, von einer Schar schreienden Kindern gefolgt.

Im scharfen Trab sprengt Gendarmerie vor. Kommandorufe erschallen, hell blitzen die Säbel im Sonnenlicht und die Karabinerkolben stoßen zwischen die aufgeregte Menge. Sistierungen werden vorgenommen.

Die Straße ist gesäubert.

* * *

Wir sitzen im Wirtshaus.

Es ist Streikversammlung anberaumt aber abgesagt wegen Polizeiverbot.

Kavallerie ist ins Streikgebiet abkommandiert. Einige — Maschinen-Gewehre sind aufgestellt. Denn der Streik hat schon einige Opfer gefordert. Vier Tote — sämtlich erschossen.

Die Stimmung ist sehr gereizt. An den Tischen wird stark disputiert — Verwünschungen werden laut.

Die vereinigten Arbeiterorganisationen hatten ihre Forderungen eingereicht. Wurden aber von jeder Instanz, an die sie sich wandten, „Verein für bergbauliche Interessen" und den „Zechenverband" als in den Forderungen nicht zuständig abgewiesen. Die Arbeiterausschüsse wurden nur zum Teil verhört und waren in Lohnfragen nicht zuständig.

An wen sich wenden, wenn keiner zuständig ist? Zeit zum Verhandeln war genügend, nur Mangel an gutem Willen.

Drei Organisationen proklamierten „Streik." Eine Organisation erklärte „Weiter arbeiten." Die Reibungsflächen zum Unglück waren geschaffen.

Beide Parteien hatten ängstlich gewacht, daß die Presse der Gegenpartei nicht bei den Mitgliedern einzog und durch einseitige Erziehung die Mitglieder für ihre Idee fanatisert, in dem Glauben an die persönliche Unfehlbarkeit. Die einen für, die andern wider. Und doch verbindet beide Kategorien nur ein einziger Faktor, die „Not", den Kampf ums Dasein, den alle gleich kämpfen, ob Christ, ob frei.

Der Streik dauert fort. Die Stimmung ist gedrückt.

Der Zechenverband hat gestern eine Versammlung abgehalten. Er bekennt sich hiermit — „zuständig". Die Verwaltungen sämtlicher Zechen haben die Streikenden durch einheitlich gehaltene Postkarten aufgefordert, sofort die Arbeit wieder aufzunehmen, andernfalls sie aus der Belegschaftsliste gestrichen und ihnen sechs Schichten Arbeitslohn eingehalten werden.

Der Zechenverband fischt im Trüben.

Ohne Zusage auf Besserung, ohne Anerkennung der Menschenrechte, benutzt er die Stimmung seiner Arbeiter als „Mittel zum Zweck". Diese Arbeiter, die im unverbrüchlichen Glauben an ihre Führer glauben, daß der gesetzlich erlaubte Streik die Wege zur Bessergestaltung ihrer Lage öffne.

„Die Regierung, die Regierung," das war das Wörtchen, das von Mund zu Munde ging, als wir schieden.

Mir fielen auf dem Heimwege viel große Worte großer Männer ein. Auch von unserer so prophetisch verkündeten Zukunft, die bald hier, bald dort liegen soll.

Heute noch bin ich anderer Meinung und der Streik hat diese Meinung neu genährt.

„Unsere Zukunft liegt endgültig — in der Hand des Volkes. Das Volk, das im Prinzip doch regiert sein „will". Es hat zwischen „gut" und

„böse“ erkannt und entschieden, nur „gut“, „gut“ will es regiert sein.

Aber wird man nicht einen großen Teil dieser unschuldig Gläubigen, trotz ihres ehrlichen Glaubens, maßregeln — auf die schwarze Liste setzen, es der Not, der Entbehrung herzlos preisgeben?

Warum? Weil dieses Volk in seiner Verlassenheit seinen Führern, diesen so nahestehen, wie die Regierung ihm fern steht, geglaubt und vertraut hat.

Tiefe Nacht lagerte auf den Straßen, als wir uns verabschiedeten.

Plötzlich fiel mir ein lange nicht gehörtes Wörtchen ein. „Die Intellektuellen“, Worte und Reden habe ich wohl viel von ihnen gehört, aber Taten —?

Heinrich Hinn:

Der Optimist.

Was in des Lebens schnellem Fluge
An Schönheit uns entgegenstrahlt,
Manch heitres Bild, in flottem Zuge
Von edler Künstlerhand gemalt,
Ist uns gewährt,, um uns der Freude,
Des Lebens Hoch- und Frohgefühl
Zu spenden, nicht, daß man's vergeude,
Ein froher Ernst, kein loses Spiel.

Gleich Meilensteinen sind im Leben
Der Jahre endlos lange Zahl;
Dem langes Leben ist gegeben,
Dem blüht die Schönheit ohne Wahl.
Der such' des Lebens Sinn zu finden
In heiter, frohem Augenblick,
— Nicht dumpfes Grübeln wird's ihm künden, —
Die Gegenwart, des Sinnes Glück!

Der Pessimist.

Was wir von dem Leben wollen
Bietet uns das Dasein nicht.
Tag' und Wochen abwärts rollen,
Jeder Tag ein gleich Gesicht,
Denn, sobald die Sonne lacht,
Sich verstärken alle Schatten,
Sie verdunkeln, wenn erwacht
Hoffnungsglaube, und ermatten.

Resigniert senkt sich der Wille,
Was an Sehnen in mir war,
Alle Wünsche werden stille,
Bin nun jeder Hoffnung bar.
Soll ich nutzlos sein auf Erden,
Wer gibt Antwort, wer ich bin?
Einer aus der Schar der Herden?
Was ist mir des Lebens Sinn?

Wilh. Schaffner:

Mein Mütterlein.

Als ich ein Kind von vierzehn Jahren,
Lagst stumm du in dem Totenschrein;
Dies ist mir tief ins Herz gefahren,
Mein liebes, gutes Mütterlein!

Es ist seitdem manch' Lenz verschwunden,
Im Reiche der Vergangenheit;
Lieb Mütterlein der Abschiedsstunden,
Denk ich mit Schmerzen jederzeit!

Muß ich im Leben auch beschreiten,
Manch' hellen und auch dunklen Pfad;
Dann soll dein Geist mich vorbereiten,
Zur frommen und auch edlen Tat!

In deinem Geist will ich nur leben,
Er leucht' mir stetig, überall;

Nur dir zu folgen ist mein Streben,
In diesem ird'schen Jammertal!

So mag ich auch dereinst eingehen,
Durchs Tor ins ew'ge Himmelszelt;
Dort, Mutter, werden wir uns sehen,
Dort in der unsichtbaren Welt!

Gerda von Robertus:

Letztes Ziel.

Mit Keulen hieb das Schicksal auf mich ein
und stampfte meinen Willen kurz und klein —
Des Lebens harte Faust zerschlug mir viel,
Der wunden Seele ward ein letztes Ziel:
Solange sie hier irren muß auf Erden,
voll Hoheit Dulder des Geschickes werden;
unedel nicht, in würdelosem Klagen —
Sein Leid wie eine Dornenkrone
tragen!

Franz Jary:

Der Totenwurm.

In der öden finstern Kammer,
Auf der harten Lagerstatt
Lieg' ich, und mein Herz ist müde
Und die Seele todesmatt.

Heiß ersehn ich mir den Schlummer,
Wenn es gleich der letzte wär';
Aber auf mein brennend Auge
Taut sein Balsam lang nicht her.

Keine Träne will mir quillen,
Lösend langverhalt'nen Schmerz,
Und mein banges Seufzen send' ich
Wohl vergeblich himmelwärts.

Und kein Sterlein schimmert nieder
Durch den schweren Wolkenflor,
Und kein Laut der Menschenstimme
Tönt von ferne an mein Ohr.

Nächtlich Graun und bange Stille,
Die umfangen mich allein,
Und sie lasten auf der Brust mir
Wie der kalte Grabesstein.

Aber oben im Gebälke
Ist der Totenwurm erwacht,
Und er hämmert leis und bohret
Rastlos fort die ganze Nacht.

Und hernieder aus den Wolken
Fällt der Regen dicht und schwer.
Und dem Wurm und Regen lauschend
Denk ich meines Grams nicht mehr.

Möchte doch ein Totenwürmlein
Bohren mir im Herzen auch,
Und der Regen niedersäuseln
Auf mein Grab im Abendhauch.

Fornaschon:

Trinwäsch*) ehr Himmelfohrt.

Nu lürn de Klock'n von'n hölten Torn —
De Kuhl is eben farig worn —
Se kling'n un schall'n dat Dörp entlang . . .
De Sturmwind brust, de Dörpgörn larm
Un Hagel prasselt mang den'n Swarm.
Up'n Karkhof bi de stille Gruft
Dor raschelt dat Riedgras in de Luft,
Twe Ekböm an de felsig Mur
Bewachen 't Graw un Ingangsdur. —
Wil deß sit'n in de Armenkat
Lüt Fritz un Mining bi ehr Pat . . .
„UnUs Moder slöpt" — sagt Fritz ganz lis,
Un't Swesting kikt up ehre Wis

*) Katharine-Luise (Lewisch-Wäsch)

Den'n ſwarten Kaſten heimli an
Un ment: „De lew Gott alles kann —
He weckt uns Moder nahſten glik
Un geht mit ehr in't Himmelrik . . .“
„Ja“ — ſüfzt de Pat, „ji Weiſen ſünd
Bi alle Engels nu god Fründ;
De Minſchen hebben nog to quarrn,
Dat 's mit ſik ſülwſten farig warrn . . .
Nu be't man god und fal't de Hän'n,
Denn ward uns Herrgott alles wen'n . . .“
So hol'n ſe hüt den'n ganzen Dag
Bi Moder Trinwäſch Dodenwach,
Bit dat ut Hus un Armenkat
De Likentog is up de Strat. —
De Paſter un de Köſter gahn
Mit Singejungs den'n Sarg vöran.
Dat hölt'n Krüz de grötſte dregt,
Doch mit de Folg — dor is't man ſlecht:
Dicht hinnen Sarg, tru Hand in Hand,
Wat'n Fritz un Mining dörch den'n Sand.
Se geb'n ehre Moder 't letzt Geleit
Von nu an bit in Ewigkeit . . .
De Dörpſchult ſtümpert achterher,
Un Paten ſüfzt un kann nich mehr. — —
De Klock'n klingen hell un lur,
Nu hett dat Armhus Leid und Trur . . .
Up'n Karkhof ward dat plötzlich ſtill,
Wil, dat man noch mal beden will. —
Dunn fangt in'n Ekbom up den Twieg,
De grad hängt äwer'n Dod'nſtieg,
En Bokfinksvagel an to ſing'n,
Doch wol em dat nich recht geling'n.
He flöt't un röppt un jargt und jiept —
De Klock'n ſwieg'n, de Vagel piept . . .
Dun ſött lütt Fritz ſin Sweſting an
Un flüſtert lis dicht nah ehr ran:
„De Vagel is von'n Himmel kam'n,
He röpt uns Moder glik mit Nam'n:
„Trinwäſch, Trinwäſch! Wak up, 'tis Tied,
Stah up — kumm mit, nu is't ſo wiet!“
Wenn wi nu nah de Kark rin gahn,
Denn ward uns Moder wol upſtahn;
Denn hett ſe ok twe Flünk'n treg'n,
Dor hett ſe all in'n Sarg up leg'n.
Denn flücht de Vagel — heidi wupp —
Vör uns lew Moder ümmer upp,
Piel rin in'n Hewen — ummer höger,
Bit ſe de Stiern's kam'n ganz deel neger —
Dor is de Himmel und de Pracht
Von all dat Flimmern in de Nacht.
Dor lewt ſe denn in'n hellen Saal
Un kikt up uns von baben dal,
Ob wi ok orig ſünd und ſtill,
So aſ't de lew Gott hebben will.
Und ſünd wi dat und bliwen god,
Un bliwen fromm in alle Not —
Denn kam'n wi ok, dat is gewiß,
In'n Himmel, wo uns Moder is . . .“

Neue Bücher.

Lieber ins Zuchthaus als entmündigt. Die mit Spannung erwartete Broſchüre von A. O. Weber, iſt nunmehr im Verlage des „Kleinen Journal“ erſchienen. Die intereſſanten Ausführungen des bekannten Satirikers, der ſich auch hier wieder als meiſterhafter Stiliſt und Polemiker erweiſt, ſind gleichzeitig ein authentiſcher Kommentar zur Affäre der Frau von Schoenebeck und eine Rechtfertigung A. O. Webers, der, von vielen Seiten zu Unrecht hart angegriffen und verurteilt, hier Rechenſchaft ablegt und mit ſeinen Gegnern ſcharfe Abrechnung hält. Ueber das rein perſönliche Moment hinaus gewinnt die Broſchüre aber auch eine hohe prinzipielle Bedeutung durch die Brandmarkung unhaltbarer Zuſtände in der Entmündigungspraxis, für die nicht nur Juriſten ein Intereſſe zeigen ſollten. Denn: tua res agitur si proximi murus ardet!

Der Diener Dieffenbach von Karl Rosner. Mit

farbigem Umschlagbild von H. R. Erdt. 292 Seiten. Broschiert Mk. 3.—, geschmackvoll gebunden Mk. 4.50. Verlag Grethlein & Co. in Leipzig.

Karl Rosner hat sich durch seine bekannten Dichtungen: Georg Bangs Liebe, Sehnsucht, Die Silberne Glocke, Der Herr des Todes einen so starken gesicherten Ruf als Meistererzähler geschaffen, seine Bücher werden von dem deutschen Lesepublikummit soviel Interesse aufgenommen, daß es genügt, ein neues groß angelegtes Erzählungswerk aus seiner Feder anzuzeigen, um rege Nachfrage zu entfachen und den Lesern die Sicherheit zu bieten, daß hier ein tiefer und eigenartiger Genuß ihrer harrt. Denn dies ist ein besonderer Vorzug von Rosner reifer Kultur. Sie wandelt niemals ausgetretene Pfade, sie sucht ihre tSoffe und ihre Menschen auf abseitigen Gebieten und weiß sie dann doch mit solcher Eindringlichkeit zu gestalten, daß ein Kritiker von der Bedeutung Johannes Schlafs in diesen Tagen schrieb, „er wüßte keinen deutschen Dichter, der einen so unmittelbar zum Miterleben zu zwingen verstände als Karl Rosner.“ Zwingend treten auch in Rosners jüngster Schöpfung, dem „Diener Dieffenbach“, der in den Kreisen des österreichischen Hochadels spielt und neben dem greisen Kaiser selbst viele markante Gestalten jener exklusiven Reihen mit bewundernswerter Treffsicherheit abkonterfeit, die Schicksale an den Leser heran. Vor allem die furchtbare Tragik im Leben des jungen Fregatteleutnants Grafen Rudi Thum und die geheimen Vergangenheiten des alten Dieners, der wie das Nachbild einer erloschenen Flamme durch die Seiten dieses tief ergreifenden Buches gleitet.

Das Kartell. Sozialer Roman von Max Disenius. (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz, Preis Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.)

Durch den unaufhaltsam vordringenden Umbildungsprozeß zum Sozialismus, der selbst entlegene orientalische Völker in Mitleidenschaft zieht, werden die wirtschaftlichen Zustände der Kulturvölker, auf welchen allen der geistige Fortschritt der breiten Massen sich aufbauen kann, in den Vordergrund sozialer ragen Fragen gerückt. In der UmUgestaltung dieser wirtschaftlichen Verhältnisse wird es dem wohlhabenden Klassen der Kulturgesellschaft immer schwerer, Macht und Vorrang zu behaupten und zwingt sie, die verschiedensten Hilfsmittel zu ergreifen, zu welchen auch die „Kartell“ genannte wirtschaftliche Vereinigung gehört, die den so segensreich wirkenden Wettbewerb gänzlich aufzuheben, geeignet ist. Es ergibt sich ein Kampf des strebsamen Egoismus mit der Liebe zum Nebenmenschen und da diese sich ununterbrochen weiter weiter entwickelnde Vereinigung großer Produktiv- und Geldkräfte nur durch Unterdrückung oder Aufsaugung weniger widerstandsfähiger Existenzen möglich ist, ergibtsich im Kartell eine Energie, die sehr leicht zu tragischen Konflikten in einzelnen Familien und Familiengruppen führen kann.

Einen solchen, durch ein Kartell veranlaßten tragischen Konflikt schildert der vorliegende Roman, in dem ein junges, mit hochgesteigerter Elternliebe und ausgeprägtem Familiensinn begabtes Mädchen, um ihren Vater gegen Unheil zu schützen, zu einer Gewalttat gezwungen wird, die sie nach, auch durch andere Motive gesteigerten Seelenkämpfen, mutig begeht.

Kindesrecht. Eine Erzählung aus der Großstadt und vom Dorfe. Von Margarethe von Döring geb. von Rohr. (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz, Preis Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.)

Heidchen, die kleine Heldin der Geschichte, ist das Kind hochgestellter und wohlhabender Leute, äußerlich ist sie auch mit allem versorgt, was zu ihrer körperlichen Entwicklung und ihrem äußerlichen Wohlbefinden nötig erscheint, aber trotzdem wird sie in der Hast des städtischen und geselligen Lebens um ihr eigentliches, ihr natürliches Recht betrogen und schon im zartesten Alter geheimen Seelenleiden ausgesetzt. Erst eine schwer einsetzende aber im Verlauf günstige Schicksalswendung verhilft ihr zu ihrem Recht, ihr selbst und anderen zum Heil. — In dieses Geschick des Kindes ist der Roman der Eltern verflochten, wenn der nicht günstig ausliefe, könnte Heidchen nie eine frohe Kindheitszeit haben, trotz ihrer wiederhergestellten Gesundheit und der zärtlichen Pflege ihrer Großmutter. Ein Kind fühlt die Temperatur, die Atmosphäre des häuslichen und ehelichen Lebens, in dem es wurzelt, und kann sich nur fröhlich entfalten, wo innige Eintracht und gute Lebensführung walten. Im Gegensatz ywischen der Großstadt und dem Dorfe, zwischen städtischem und

ländlichem Dasein soll nur andeuten, daß es dem Menschen leichter gemacht ist, in der Berührung mit der Natur und in der Ruhe Gutes zu wirken, dem Frauengemüt ganz besonders. Es ist die Frage aufgeworfen, ob nicht manche, die nicht durch Beruf und Lebensstellung an die große Stadt gebunden sind, gut täten, ein ländliches Grundstück zu erwerben, das mit seiner Arbeit und seinen Interessen Gesundheit und Zufriedenheit fördert, — ob aus unsern schönen heimatlichen Dörfern nicht auf diese Weise in der Zukunft auch Kolonien der Gebildeten zu machen wären.

Pro domo et mundo, Aphorismen von Karl Kraus. Geheftet Mk. 2.50, in Leinen Mk. 4.—, in Halbfranz Mk. 5.50. Verlag von Albert Langen, München.

In diesem Aphorismenbuch hatten wir nur eine Fortsetzung der „Sprüche und Widersprüche" erwartet. Es ist aber weit mehr. Die Komposi, tion, die aus Kunstwerken ein Kunstwerken formt, läßt die gleichen Motive und Probleme auf einer noch höheren Ebene wiederkehren. Dieser Gedankenbau, dessen Schöpfer vor dem nicht halt macht, wovor seine Zeit erschrickt, aber halt macht vor den heiligen Gewalten, vor denen die Zeit keine emmung hat und keine Ahnung, ist in der Literatur des Aphorismus ohnegleichen. In Karl Kraus ist das Wort Welt geworden. In sein Subjektivstes ist das Ewige eingeströmt: Gegensätzlichkeit zur Gesetzlichkeit aufgehoben. Karl Kraus durfte sich seinen Buchtitel verleihen.

Diogenes. Eine Tragödie von Erich Walter. (Bruno Dolger Verlagsbuchhandlung und Bühnenvertrieb, Leipzig-Raschwitz. Preis Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.)

Der Tragödie „Diogenes" liegt der Gedanke zugrunde, daß es einen Gott gibt, der die Gerüste nicht nötig hat, welche des Menschen Unverstand um ihn baut, der geleugnet oder angebetet, in welcher Form es auch sei, unbeeinflußt durch der Menschen unzulänglichen Verstand und Willen, seine Ziele und Zwecke verfolgt, in uns und um uns. Auf diesem Boden erhebt sich die Tragödie des Diogenes, dem seine Mitwelt den Stempel des Verfehmten auf die Stirne drückt. So vollendet Diogenes sein grauenvolles Schicksal und das seines Volkes. Es würde vielleicht mehr Aufsehen hervorrufen, wenn diese Handlung zur Jetztzeit spielen würde, indessen hatte der Verfasser die Absicht, das Thema nach Möglichkeit einem Gegenwartsstreite zu entziehen. Das Schicksal einer untergegangenen Religion und der Abstand von mehr als zwei Jahrtausenden dürften dem geistigen Auge in Bezug auf ruhige, gerechte Würdigung des Gebotenen nur von Nutzen sein.

Märchen. Eine Bühnendichtung von Erich Walter. (Bruno Dolger Verlagsbuchhandlung und Bühnenvertrieb in Leipzig-Raschwitz. Preis Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.)

Das Thema von „Märchen" ist die Sehnsucht der Menschheit, welche unserer Phantasie gern die raschen Märchenflügel leiht. Das Thema ist in der Form eines Märchens bearbeitet und wurde damit ein doppeltes Recht geschaffen, das Werk schlechthin „Märchen" zu nennen. Es liegt ein Hauch echer Märchenpoesie über dem Ganzen! Vielleicht findet sich bald eine Bühne, die dieses liebe Stück zum Leben auf den Brttern erweckt.

Gedichte von Erich Walter. (Bruno Dolger Verlagsbuchhandlung und Bühnenvertrieb in Leipzig-Raschwitz. Mk. 1.—, geb. 2.—.)

Die Gedichte bilden ein zusammenhängendes Ganzes, stehen also alle im Zusammenhange und verfügen über Wohllaut und frische Anschauung. In der Form fast durchweg einwandfrei, beherrschen sie ihren Stoff in guter, dichterischer Ausdrucksform. Der Verfasser hat sich nicht an überlieferte Formvorschriften geklammert, doch fühlt man überall das ehrliche Wollen, Schönes zu geben.

Das heilige Erbe. Erzählungen und Skizzen von Heinrich Rienößl. (Bruno Dolger Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Raschwitz. Mk. 3.— brosch., Mk. 4.— gebd.)

Die, den größten Teil des Buches umfassende Erzählung „Das heilige Erbe" gibt ein anschauliches Bild der national-politischen Bewegungen in einer deutsch-österreichischen Provinzstadt. Ueber den Parteien stehend geißelt der Autor die Einseitigkeit und den Kleinlichkeitssinn jeder einzelnen und durchleuchtet die üblichen Kampfesweisen um den nationalen Besitzstand bis ins rein Menschliche. Auch die drei Novellen: „Der idialistische Egoist", „Herzogliche Räte" und „Weltuntergang" sind grelle Satyren unseres Gesellschaftslebens, in denen der Humor des Autors manche bittere Wahrheit mildert.

Deutscher Dichterbund.

Der Deutsche Dichterbund ist seit 1. April 1912 begründet. Seine Ziele sind Bekämpfung der Schundliteratur und des absoluten Dilettantismus, die jeden begabten Schriftsteller das Emporkommen erschweren, sind Förderung der Kollegialität, Gedankenaustausch und Hebung der Schriftstellerei. Jedem Mitglied steht Mitarbeiterschaft im Bundesorgan „Das Magazin" frei, doch bleibt die Entscheidung über Aufnahme der einzelnen Beiträge dem Herausgeber und dem Schriftleiter überlassen. **Ein Jahrbuch wird in Form einer Antologie** alljährlich herausgegeben und ist jedes Mitglied berechtigt, einen Beitrag dafür zu liefern.

Als erster Vorstand wurde Herr Schriftsteller Ludwig Lücking, Hannover, Wagenerstr. 11, als zweiter Vorstand Herr Schriftsteller Aloys Pohlmyer, Münster i. Westf., Gerhardstr. 32 gewählt. Schriftführer und Kassierer ist der Verleger des „Magazins" Herr Adolf Dreßler jr. Leipzig-Möckern, Kirschbergstr. 70. Alle Zahlungen sind nur an diesen zu richten. Das Eintrittsgeld beträgt Mk. 3.— und der Jahresbeitrag Mk. 1.50.

Als Mitglied des „Deutschen Dichterbundes" wurden bisher eingetragen:

1. Herr Hofrat George Morin.
2. Frau Emma Croon-Mayer.
3. Frau Regierungsbaumeister Edith Riemer-Dembczak.
4. Frau Baronin von Zedlitz (Erda).
5. Herr Ernst Hutzenlaub.
6. Herr Fabrikbesitzer Artur Weil.
7. Fräulein Frieda Duncker.
8. Herr Hugo Clustek.
9. Herr Ludwig Lücking.
10. Frau H. Lohr-Stoll.
11. Herr k. k. Major Franz Jary.
12. Herr Heinrich Hinn.
13. Frau Maria von der Lochau-Hettermann.
14. Herr Th. Heinrich.
15. Herr A. Schwerin.
16. Herr E. Stimmel.
17. Herr Adolf Dreßler jun.
18. Herr Aloys Pohlmeyer.

Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen sollten diesem Bunde beitreten! Die Statuten stehen auf Wunsch sofort portofrei zur Verfügung! Man verlange diese von der Geschäftsstelle des Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun. in Leipzig-Möckern.

Druck von Carl Lüthke, Leipzig.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger.

Mai 1912

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Hugo Koester:

Friedrich von Flotow.

(Das Gedicht bezieht sich auf mein Zusammentreffen mit dem Komponisten Fr. von Flotow im Jahre 1868. Ich weilte damals als 12jähriger Knabe auf dem Schlosse meiner Tante, einer Schwester Flotows, in Darmstadt, auf dem h. Kreuzberge und hatte hier Gelegenheit, den Tonkünstler, einen Vetter meiner Mutter, kennen zu lernen.)

Ein Sonntag war's, durch wilde Taxusranken
Und Weinlianen flirrt der Sonne Schwanken,
Schon gelblich rot, der Sommerwonnen satt,

Bebt in dem lauen Wind der Ulme Blatt,
Herbstastern reihen sich in bunten Ketten,
Und dunkle Rosen glühen aus Bosketten.

Versteckt im Nußbaumschatten, laubumrankt,
Ein schönes Schloß — in der Erinnrung schwankt
Sein Bild vor mir in ungewissen Zügen,

Doch kann die Flucht der Jahre nicht betrügen —
So steht es da, und ich vergeß es nie,
Lebendig vor mir in der Phantasie:

Der breite Kiesweg, wo der Räder Speichen
Und Huf der Rosse eingedrückt ihr Zeichen,
Dort der Veranda blumdurchwirkter Plan,

Die luft'gen Wimpel, flatternd vom Altan,
Die blanken Stufen, der Portale Bogen,
— Doch andre Bilder kommen noch gezogen

Durch Herz und Hirn mir jetzt, zu dieser Frist,
Vor vierzig Jahren war es fast, mir ist,
Als sei es heut', tief in die Seele gruben

Die Bilder sich, ich seh im weiten Saal
Den weltvergeßnen, traumverlor'nen Buben,
Was sinnt er? Ueber Berg und Fluß und Tal
Weit in die Ferne schweben die Gedanken,

Wo in dem Schwarzwald dunkle Tannen
schwanken.
— Da zuckt es auf in seinem Angesicht
Und färbt die Wangen, wie das Abendlicht

Purpurn sich bricht in blanken Fensterspiegeln —
Wer möchte die Geheimnisse entsiegeln
Des Kinderherzens, wie es damals kam,

Daß ihn des Meisters Kunst gefangen nahm,
Die Wundertöne, die vom Flügel fluten,
Der Welt entrückt für selige Minuten?

Er war es ja, der dort dem Instrument
Gar süßen Ton entlockt, den allerwegen
Im Städtlein drunten jeder Bürger kennt,

Derselbe — in dem Vaterhause pflegen
Daheim die Eltern oft ihn wohl zu preisen,
Die Mutter selbst oft des Vetters Weisen,

Er, dessen Name das Theater ziert,
Der abends das Orchester dirigiert,
Er ist's, es beben fast des Knaben Glieder,
Und sinnender lauscht er den Tönen wieder!

— Und endlich — vier Jahrzehnte sind es schon,
Verblaßt die Bilder und verhallt der Ton —
Welch ein Gedanke, da verrauscht der Klang,
War's, der gewaltig ins Gemüt ihm drang? —

— Ging es wie Ahnen durch die Seele mir
Vielleicht von Lebens Angst und Kampf und Plagen?
— Der Wunsch vielleicht: O möcht mit gleicher Zier
Auch mich die K u n st so leicht ob Not und Irrsal tragen!

Dr. Karl Bertram:

Karl Ernst Knodt.

Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben. Neue Verse von Karl Ernst Knodt mit zwei Titelbildern von Gustav Kampmann. 1.—4. Tausend. Verlag von Emil Roth in Gießen.

Karl Ernst Knodt aus Bensheim an der hessischen Bergstraße ist ein geistlicher Lyriker von starker Begabung und schönem Können, der aber leider noch zu wenig Beachtung gefunden hat. Was der Dichter uns hier bietet, an frohen und traurigen Gedanken, sind zur Kunst verdichtete äußere und innere Erlebnisse, wie sie einem Pfarrer in langer Amtstätigkeit in seinem geliebten Walddorf täglich und stündlich vor die mittrauernde oder mitjubelnde Seele treten. Das Buch zerfällt stofflich in zwei Teile, wie auch der Doppeltitel schon andeutet. Zum ersten Teil, der vom Tod und Sterben handelt, leitet das Motto über:

„Ich sage dir: der Tod allein ist Leben:
Drum sollt ihr ihm des Lebens Züge geben."

Jahraus, jahrein hält der unabwendbare Tod auch in der stillen Waldgemeinde seine Einkehr, um nicht nur Alte und Schwache abzurufen, sondern oft auch eben noch blühende Kinder. Da lernt der Geistliche hinauszusehen über die irdische Enge und Zusammenhänge zu erkennen, die wohl vielen verschlossen bleiben, und hinter dem Scheinen der Dinge zu ahnen (S. 21.)

Die letzte Wahrheit.

Auf den Stirnen
Gestorbener Kinder
Glänzt eine Reine, —
Wie auf den Firnen
Im Abendscheine
Ein Leuchten liegt
Vollkommener Klarheit.

Wir schauen schon hinter
Der letzten Hülle
Die letzte Wahrheit
Und hören, — wie durch die Stille
Ein Engel fliegt.

Angesichts der Vergänglichkeit alles Irdischen mahnt er immer wieder, schon in der Zeit der Ewigkeit zu leben, so in dem schönen liedhaft anmutenden Gedicht: „Wie bald!" (S. 20.) Ergreifend ist das wundervolle Gedicht, in dem er von seiner Jugend Abschied nimmt (S. 26.)

Auch ein Begräbnis.

Heute ward ich — wieviel Jahr?
Einerlei! . . . Die Glocken läuten
Einem Toten. Blumen im Haar,
Liegt im Sarge meine Jugend.
Gestern war's zum letztenmal,
Daß wir uns als Kinder freuten.

Vor mir steht die stolze Tugend
Wie ein kalter Abendstrahl,
Und sie steigt auf Königsschritten
Stumm zum hohen Himmelssaal.

Ach! Ich kann es nicht verstehen,
Daß ich nun mit ihr muß gehen

Auch so stumm, — daß hinter mir
Sich verschloß die goldne Tür
Zu dem Kinderparadiese.

Oh! mein Wald! Und oh! du Wiese
Meiner bunten Kinderzeit:
Seid in Tränen benedeit!

So oft ihm auch des Todes drohende Gestalt entgegentritt, immer mächtiger ringt sich ihm die Gewißheit durch, daß der Tod kein Zerstörer sei, und tröstend und stärkend mahnen seine Worte (S. 28.):

Tod ist nicht Untergang, ist Sieg der Geistes-
kraft,
Die aus dem Durchgang neues Leben schafft.

Aufs innigste verbunden mit seiner Gemeinde und wohlvertraut mit ihren Leiden und Freuden erscheint der Dichter auch der ihn umgebenden herrlichen Natur, besonders seinem über alles geliebten Walde. Und da wünscht er sich das gleiche Schicksal, wie er's alljährlich am Walde sich vollziehen sieht: wie er in Schönheit zu sterben und

Auch so still!

In der sterbenden Welt
Der sterbende Wald —
Dünkt mich des Todes
Schönste Gestalt.

Ich hab' nun durch Jahre
Sein Sterben gesehn —
Und möcht' auch so still
In den Tod einst gehn. (S. 33.)

Wie sich in seinem Betrachten der Natur immer wieder die Beziehung zum Menschenleben herstellt, zeige unter vielen Beispielen die

Letzte Sommernacht.

Ueber das reife Sommerland
Fließt ein so bleiches Mondenlicht,
Wie du's vielleicht schon gesehen hast
Auf zehrender Jungfraun Angesicht.

Ueber die Nelken und Rosen rot,
Ueber die heimlich verblühende Welt
Gießt seine erste Taufe der Tod —:
Ein weiter Schatten steht überm Feld.
(S. 30.)

Ein Wort von Gustav Schüler: „Er sah den Tod — und rühmte drum das Leben!" führt von den ernsten Betrachtungen des Todes zu Gedanken lebenbejahender Freude im zweiten Teil hinüber, der ja ein Lied vom Leben sein soll. So enthält denn auch gleich das erste Gedicht (S. 77.) den Leitgedanken für die Auffassung des Dichters von einem genußfrohen Leben in Gott und zeigt ihn uns trotz seines ernsten Sinnens über Tod und Vergehen doch auch als starken Lebensbejaher: „Heiliges Leben! — Erst sollst du mir blühn!" Dahin geht sein Wunsch und sein Gebet: bevor der Ruf zur Ewigkeit an ihn ergeht, unter Menschen ganz Mensch zu sein und des Lebens Güter zu genießen:

So sieh mich denn glühn
Für alle Wunder des wachen Lebens!
Kein Steigen — ich fühl' es — kein Sturz ist
vergebens;
Nichts sei mir fremd! Nichts bleibe mir fern!
Lehr mich die Kunst der Künste recht fassen:
Alles zu tun und alles zu lassen: —
Dann, Herr, stell mich auf höheren Stern!

Denselben Gedanken zeigt (S. 90.) in recht gelungener Form das kurze Gedicht:

Nur Mensch.

Ich will nichts andres sein
Als nur ein Sohn der Erde,
Tragend des Tags Beschwerde,
Trinkend der Sterne Schein.

So stell' ich mich hinein
In Last und Lust der Erde
Und will nichts an Gebärde
Als — Mensch, ein Mensch nur sein.

Ich mache besonders darauf aufmerksam, mit wie schlichten Mitteln, nur einem Reimpaar für acht Verse, bei diesem Gedicht eine schöne Wirkung zielt wird, die zum Teil der geschickten Anwendung des Stabreims zu verdanken ist. Das schon erwähnte ausgeprägte Naturgefühl des Dichters kehrt auch hier im zweiten Teile wieder, ein tiefes Verstehen der ihn umgebenden Welt, ein Mitfühlen mit der in Schönheit wachsenden und welkenden Natur; und da ergeben sich denn aus solchem Einfühlen in die Naturvorgänge Stimmungsbilder so eigenartiger Farbengebung zwischen Hell und Dunkel, daß sie wie aus einer Traumhelle, um nicht zu sagen, aus visionellem Schauen geboren zu sein scheinen, wie in den Versen (S. 93.)

Dämmrung läßt die lauten Dinge
Aus dem Taglicht leise treten
In die Schatten . . . Längs der Wände
Stehn sie wie in stillem Beten
— Eine feiernde Gemeinde . . .

— — — — — — — — — — — — —

Horch! da klingt im letzten Schlage
Noch ein letzter Laut vom Leben,
Und der Tag wird eine Sage.

Der wiederholt betonten Auffassung von dem „Einklang" zwischen Mensch und Natur gesellt sich auch hier wieder der Ewigkeitsgedanke, der zu der Erkenntnis innigster Zusammengehörigkeit von Gott, Natur und Menschen führt
in dem schönen „Dank an die Natur" (S. 128.) der in die Verse ausklingt:

Und dies Gefühl des Einklangs zwischen Mensch
und Erde
Und der geahnten Gottheit, das noch stets besiegt
Den Zwiespalt in der sündigen Seele, läßt mich
glauben,
Daß unsre Erde tief im Himmel liegt!

So überwiegen in diesem Gedichtband hohe ernste Gedanken, die sich mit Zeit und Ewigkeit beschäftigen, aber auch einfache schlicht lyrische Klänge bewegen unsre Seele, so in dem Gedicht „Verträumte Jugend" (S. 183.), das an den Abschied von seiner Jugend aus dem ersten Teil (S. 26.) erinnert:

Mir liegt ein Lied voll Leide
Schon lang, so lang im Sinn.
Ueber die träumende Heide
Trug ich's erst leise hin.

Weit in schattende Wälder
Schleppt' ich sein schluchzendes Herz.
Ueber weiße Winterfelder
Wehte wie Sturm sein Schmerz.

Heut soll sein Klingen gehen
Hinaus mit klagendem Schrei:
Nie hab' ich die Jugend gesehen!
. . . Nun ging sie ewig vorbei . . .

Liedhaft wie dieses und eben so schwermütig ist auch

Irgendwo aus einem Garten
Hat die ganze lange Nacht
Irgendeine dunkle Geige
Meine Seele müd' gemacht.

Leise hat sie mir mein ganzes
Lautes Leben vorgeklagt,
Und ich hab' der wehen Weise
Nicht ein Wort hinzugesagt. (S. 217.)

So blühen uns seine Lieder entgegen wie Blumen eines wohlgepflegten Gartens, in dem kein Unkraut wuchert. Nur wenige konnt' ich herausheben, um ihre Eigenart und Schönheit zu zeigen; wer es aber unternimmt, in rechter Sonntagsstille andächtig zu wandeln in unsers Dichters Blumengarten, der wird noch viel des Schönen und Herzerquickenden gewahren. Recht viele zu solchem Suchen und Finden anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen.

A. Fritsch-Weidenrieth:

In der Schenke.

Herr Wirt, noch einen vollen Krug
Von diesem edlen Tropfen,
Mach heute keinen Federzug
Will just mein Geld verklopfen!
Der Regen wäscht von der Natur
Die rosenrote Schminke,
Ich halte meinen Burschenschwur
Und trinke, trinke, trinke!

Der Wirt lacht still in sich hinein
Weil ich den Wein besungen,
Da kommt des Hauses Sonnenschein
Zur Tür hereingesprungen.
„Ich liebe dich aus Herzensgrund,
Du blonde Maid, du süße,
Jetzt biete deinen Rosenmund
Und küsse, küsse, küsse!

Mein Herzenskind, mein Engelsbild,
Dir gleichet keine Schöne,
Dein Plaudern klingt so süß und mild
Wie Aeolsharfentöne.
Herr Wirt, noch tränt das weite Land,
Darum ich noch verbleibe:
Nimm still die Kreide in die Hand
Und schreibe, schreibe, schreibe!“

Spanisches Lied.

Mandolinenklänge,
Feur'ge Liebessänge
Zittern durch die Luft, ein schöner Traum.
Nicht im Zimmer trauern,
fliehet aus den Mauern,
Schlagt vor Freude einen Purzelbaum!

Schneller rollt das rote
Blut; und die Gebote
Halte streng, o liebes Alter, ein!
Doch uns feur'gen Jungen
Lasset ungezwungen
Unsre Mädchen, unsern süßen Wein!

Hans Wühr:

Das Liedlein von der Sehnsucht.

Irgendwo in einem Sonnengarten
müßten mir drei Rosen glühen;
rot-rote Rosen aus klingendem Glück,
die dürften mir nimmer verblühen.

Und des Sonntags süß-sinnendes Schweigen
müßte regungslos dort liegen — —
und selige Sehnsucht umrankt uns,
daß wir aneinander uns schmiegen.

Karl Streibel:

Des Ritters Prüfung.

Zu Zeiten, als der Ritter manchmal raubte,
Auch Schlesiens „schwarzer Christoph“ dieses Spiel
Getrost betrieb, den Bauer er anfiel,
Er manchen Kaufmann bis aufs Hemd beklaubte.

Nur die Gelehrten ließ er ungeschoren: —
Sie blieben unversehrt an Gut und Leib,
Wenn sie gezwungen, sie aus Zeitvertreib
Sich Ritter Christophs Land als Ziel erkoren.

Sein Lebtag ist er überzeugt gewesen,
Daß dem Gelehrten fehle Gut und Geld,

Er drum für das Geratenſte es hält,
Nicht erſt zu preſſen ein ſolch armes Weſen.

Wenn er nun packte einen Mann am Kragen
Und dieſer Mann ſtatt Geld die Antwort gab: —
„Ich bin Gelehrter," dann mußt' er den Stab
Beiſeite ſtellen, um erſt zu ertragen

Die Prüfung, ob er auch die Wahrheit ſpreche.
Bei Chriſtoph war das Wiſſen nicht weit her,
Das Leſen und das Schreiben fiel ihm ſchwer,
Doch prüft er ſelbſt und raſch trotz ſolcher Schwäche.

Zum Schreiben man den Federkiel begehrte.
Der Bauer ſchnitt ſich Federkiele nie,
Dem Kaufhern ſchnitten kundige Leute ſie,
Sein Werkzeug ſchnitt ſich ſelbſt nur der Gelehrte.

Drum Chriſtoph alſo abhielt das Examen: —
„Hier ſchneide dir zurecht der Feder Kiel,
Mit ihr dann ſchreibe, aber nicht zu viel,
Und dieſes Stoßgebet lies bis zum Amen."

Vermagſt du es, dann gehe deiner Wege,
Du unbehelligt ziehn darfſt durch das Land
Denn als Gelehrter biſt du dann erkannt
Und offen ſtehn dir meines Gau's Gehege."

Mit fremden Federn glücklich ſich zu zieren,
Bei dieſer Prüfung Chriſtoph's nicht anging,
Vor allem an die Praxis ſie ſich hing
Und Chriſtoph nahm hierfür nichts an Gebühren.

Auf manchem Wege, mancher Lebensreiſe
Noch heute man Gelehrte gern anhält,
Um ſie zu prüfen, doch hierbei gefällt
An keiner Stelle Chriſtoph's gute Weiſe.

Die Schuld liegt an Gelehrten und an Rittern: —
Der Ritter glaubt nicht, daß ein Schlucker ſei,
Wer glücklich dringt bis zur Gelehrtenreich,
Bei dem Gelehrten muß man Geld heut wittern.—

W. Lüderitz:

Lenzesahnen.

Sonnenglanz auf Buſch und Bäumen,
auf dem See, den ſie umſäumen!
Und der Wind geht in den Zweigen
wie das Harfen ferner Geigen!

Wie die kahlen Bäume beben;
fühlen bei des Windes Weben
ihre Säfte neu ſich regen,
ahnen Lenz und Sommerſegen.

Und da ſollte ich nicht grüßen
auch den Lenz, den holden, ſüßen,
den ſchon in der blauen Luft
eine erſte Lerche ruft!

Erda:

Frühjahrsſtürme.

Wie lachte die Sonne im ſtrahlenden Gold;
Im Gold!
Wie war dein Geſichtchen ſo ſüß und ſo hold.
So hold!
Wir beide, wir gingen am ſproſſenden Rain,
Da kündeten lockend die Vögelein:
„Der Frühling ſteht vor der Tür,
Ja balde ſchon iſt er hier."

„Siehſt du dort die Glöckchen ſie künden ihn ſchon?
Ihn ſchon"!
„Kannſt du ihn vernehmen den lieblichen Ton?
Den Ton!"
Wir lauſchten und liebten und küßten uns ſehr
Und glaubten, daß jetzund es Frühling ſchon wär.
Im Märzenſonnenſchein
Zog in uns die Liebe ein.

Doch trügerisch täuschte die lockende Pracht,
Die Pracht!
Sie fror sich zu tot in dem Schneesturm der Nacht,
Der Nacht!
Und trügerisch zeigte sich auch unser Glück.
In Wehmut denke ich trauernd zurück
An täuschenden Sonnenschein!
Nun bin ich allein, allein!

Wilhelm Braun:

In der Dämmerung.

Skizze.

Lautlos sank der Abend nieder. Draußen dämmerte es langsam. Die Schneeflocken fielen in kleinen Formen zur Erde und legten ein weißes Tuch über die Straßen.

Lulu stand am Fenster ihres Zimmers und sah gelangweilt auf das Treiben des Winternachmittages hinaus. In dem Zimmer konnte man noch genau alle Gegenstände erkennen. Noch entschloß sie sich nicht die Lampe anzuzünden. Sie liebte die Dämmerung. Sie konnte darin träumen und Märchen bauen, dann hatte sie aber wiederum Furcht davor. Es war niemand im Hause. Sie war ganz allein, ganz allein auf der Welt.

Vor zwei Jahren starben ihre Eltern; vor einem Jahr verließ sie Rolf Lüttich. Damals war es ihr Verlobter. Dann kam das Schicksal. Er lernte eine Andere kennen . . . lieben . . . und so schrieb er ihr einen Brief . . . einen ganz kurzen Brief. „Wir hätten uns nie verstanden." Nie . . ver . . stan . . den . . .

Lulu verließ das Fenster. Das Bild dort draußen konnte sie nicht reizen. Sie stellte sich zum Kamin, um sich zu wärmen. Sie schauderte vor Kälte . . . oder vor der Erinnerung . . .

Damals dachte sie all das Schwere nicht mehr überleben zu können . . . nicht mehr ertragen zu können . . . daß sie plötzlich allein bleiben sollte, daß sie plötzlich alles verlieren sollte . . . Erst die Eltern, dann Rolf Lüttich . . . Nun wollte sie die Lampe holen. Die Dämmerung zauberte Erinnerungen hervor, die weh taten. Und draußen fiel träumerisch der Schnee zu Boden . . . Es war wie in einem Märchen . . . einem traurigen Märchen . .

Sie wollte die Lampe holen, und konnte es dennoch nicht. Sie mochte die Dämmerung . . . diese Ilusion nicht mit einem einzigen Streichholz vernichten. Noch war es Zeit dazu. Es gab ihr gewissermaßen Trost, als Märtyrerin dazustehen . . als Dulderin dazustehen . . .

Sie mußte immerfort an Rolf Lüttich denken. Er war jünger als sie . . . Sie war auch nicht mehr schön. Sie ähnelte schon einer Jungfer, die nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu geben hatte . . . Wie oft fragte sie ihn scherzend, was er an ihr liebe . . .

„Das reife Weib in dir" . . . Das gab ihr immer Trost. Und dann kam doch das, was sie schon immer befürchtete, doch nie zu denken wagte . . . „Wir hätten uns nie verstanden . . ." Das war nur eine Ausflucht, eine leere Lüge. Er wußte keine andere Entschuldigung . . . keinen anderen Ausweg . . . Er wählte diese Lüge, um sich von ihr zu befreien. Oh, sie hätte ihn auch so frei gegeben . . . Nur sagen hätte er es mögen . . . sagen . . . „Laß mich frei . . ." Sie hätte ihn gehen lassen . . . trotz, wie sie ihn liebte. Sie hätte ihn nicht gehalten, trotz schwerer Wunde im Herzen.

Aber nicht diese Lüge. Und er wählte diese Lüge . . . und dann kam er nicht wieder. Zu einer letzten Aussprache fehlte ihm der Mut . . . die Kraft. Nur tote Zeilen gab er ihr zum Abschied. Tote, kalte Zeilen . . .

Sie wollte jetzt weinen, damals tat sie es nicht. Aber jetzt hatte sie Sehnsucht nach ihm . . . Sehnsucht nach seiner Liebe. Jetzt hätte sie ihn in den Armen halten mögen, ihre Lippen an die seinen pressen, ihren Körper mit dem seinigen berühren . . Rolf! Rolf! Sie schrak zusammen. Sie hatte es ganz laut gesagt. Regte sich nichts im Zimmer? Man konnte nichts mehr unterscheiden. Die Dämmerung umgab alles mit öder Finsternis. Nein, es regte sich nichts. Sie war ja nun immer allein. Nichts regte sich. Oh, wenn jetzt ein Wunder geschehen würde . . . Wenn er eintreten würde, all ihr Stolz würde besiegelt sein. Auf den Knien bitten, er möge bei ihr bleiben . . . ihre Sehnsucht stillen, ihr Herz befriedigen . . . Ja, das wollte sie . . . wollte sie . . . Klopfte es nicht an der Tür?

Nein, es war wohl eine neue Illusion. Aber nun ganz deutlich noch einmal. Sie rührte sich nicht vom Fleck. Sie empfand Furcht in dieser Dämmerung. Erst wollte sie die Lampe anzünden. Nun klopfte es zum drittenmal stark, befehlend. Und sie ging klopfenden Herzens öffnen. Die Treppen waren ja schon erleuchtet . . .

Als sie die Tür öffnete, wollte sie rufen . . . schreien . . . aber sie konnte keinen Ton aus der Kehle hinausbekommen. Sie sah ihn nur mit offenen Augen . . . mit offenem Munde . . . Sie sah ihn wie ein Gespenst an. „Ich bin es," sagte Rolf Lüttich, indem er eintrat. Er stolperte beinah in der Dunkelheit gegen einen Sessel . . .

Lulu folgte wie im Traum. Es war wohl auch ein Traum . . . Es war wohl auch ein Traum . . . Was wollte er? Sollte das Wunder, das sie so heiß begehrte, wirklich in Erfüllung gehen? In Er . . füllung . . gehn . . .? Aber es war wohl nur ein Traum . . . „Du hast noch Briefe von mir," sagte Rolf Lüttich nach einer kleinen Pause, indem er verlegen seinen Hut hin und her drehte. „Die Briefe möcht' ich haben! Ich will mich diese Woche verheiraten und das wirst du wohl selbst einsehen . . .

Ohne ein Wort schritt sie zur Kommode . . . entnahm daraus ein Päckchen, das letzte Andenken von ihm und übergab es Rolf Lüttich. „Danke," sagte er und wollte noch etwas reden . . . Sie kehrte ihm den Rücken und ging schweigend zum Fenster; dort preßte sie die Stirn gegen die Scheiben. Rolf wartete noch Augenblicke, dann ging er langsam hinaus, beinah wiederum über etwas stolpernd . . .

Dann wurde es wiederum still im Zimmer, still wie zuvor. Die Flocken glitten draußen lautlos zur Erde . . .

Lulu wandte sich von diesem Bilde. Sie holte mit zitternden Händen die Lampe, ergriff ein Streichholz und machte Licht.

Im Nu verschwand die Dämmerung. Das alles war wie ein Traum. Ein böser Traum . . .

Dann zog sie die Stores vor, ging zur Kommode und sah nach dem Päckchen Briefe . . .

Es war fort . . . fort. Fort wie alles das Andere.

Langsam schritt sie zum Spiegel, sie sah dort ein fremdes Gesicht bleich und alt . . . bleich und alt . . . Und Tränen standen in ihren Augen.

Der Vogeldieb.

Märchenspiel in einem Aufzuge von **Franziska Bloch-Mahler.**

(Aufführungsrecht vorbehalten.)

Personen:

Heinzelmännchen	Königstöchterlein
Prinz	Irrlicht
Eichenelfe	Eulenstimme
Weidenelfe	Kuckucksstimme
Lindenelfe	Rabenstimme
Fliederelfe	

Waldszene.

Erster Auftritt.

Prinz:

Allen Winden
Möcht' ich's künden.
Ach, mein Vöglein helft mir finden.
Blaue Lüfte,
Blumendüfte,
Bringt mein Herzlein sacht zur Ruh'
Und mein Vögelein herzu.

Zweiter Auftritt.

Heinzelmännchen:

Mußte gehen
Um zu sehen,
Welch Gepolter und Geschrei
In dem stillen Walde sei.
Sieh, ein Menschlein aus der Welt
Lärmend seinen Einzug hält.

Prinz:

Bin kein solches Menschenkind,
Wie es wohl die andern sind.
Bin ein Prinz von Rang, Geblüt.

Heinzelmännchen:

Hauptsache ist das Gemüt.
Ob ein Bettler-Königskind,
Gleichviel, bist du gut gesinnt.
Ei Prinz her, ei Prinz hin;

Darin steckt ja gar kein Sinn
Gib mir Antwort allsogleich,
Wie du kommst ins Elfenreich.

Prinz:

Zwerglein, garstige Grimassen
Wollen dir so gar nicht passen.
Mach ein freundliches Gesicht,
Und sei länger böse nicht.

Heinzelmännchen:

Will dir nichts mehr übel nehmen;
Doch mußt du dich auch bequemen,
Jetzund Rede mir zu stehen,
Und dann will ich weiter sehen.

Prinz:

Ach, ein liebes Vögelein
Mit goldgelben Flügelein
Ging ich heute aus zu suchen.

Heinzelmännchen:

Scheust du nicht der Geister Fluchen,
Mögen dir die lichten Elfen
Bei des Vögleins Suchen helfen.
Elfchen, hört im Wald so düster
Muntern Geistervolks Geflüster.
Frohes Geistervölklein,
Schwebst in Rosenwölklein
Kommt herbei von nah und fern.
Hab' euch für mein Leben gern.

Dritter Auftritt.

Elfen:

Riefst du uns zum leichten Tanz
In des Mondes Silberglanz
Und zu Spiel und Neckerei,
Froher Lust und Schelmerei?

Heinzelmännchen:

Nur auf heiteres Beginnen
Ist gestellt stets euer Sinnen;
Sollt dem Menschenkinde helfen,
Leichte, lichte, holde Elfen.

Elfen:

Einem Menschen? Nimmermehr,
Streuen Unheil nur umher,
Spicken Schmetterlinge auf,
Stören Silberbächleins Lauf,
Pflücken Blümelein in Menge,
Sperren sie in Stübchens Enge.
Ach, der Mensch in seiner Macht
Nur der Elfchen Zorn verlacht.

Prinz:

Liebe Elfchen, zürnet nicht;
Geht so streng nicht ins Gericht.
Kam zu euch her aus dem Schloß
Ohne Troß und nicht zu Roß.
Ach, ich bin in schweren Sorgen.
Heute schon am frühen Morgen
Fand ich Vögleins Käfig leer.
Ach, wo irrt es wohl umher.

Elfen:

Nimmermehr, o nimmermehr
Geben wir das Vöglein her.
Gaben ihm ein Nestchen weich,
Eines Kindes Bettchen gleich.
Ach, es konnte voll Behagen
Nicht genug des Dankes sagen;
Tat sich recken,
Tat sich strecken.
Ach, wie tief
Es da schlief.
Ließ sich kaum von uns erwecken.

Prinz:

Gebt mir doch mein Vöglein her.

Elfen:

Nimmermehr, o nimmermehr.

Prinz:

Ging einstmals des Wegs entlang,
Lauschte froh der Vöglein Sang,
Sah die Schmetterlinge bunt
Fliegen kreuz und quer und rund.

Da, ein Vöglein niederhüpfte,
Flugs mir in das Händchen schlüpfte.
Ei, wie lieb ich's da bekam.
Flugs ich es nach Hause nahm,
In den goldnen Käfig trug.
Futter gab ich ihm genug,
Tat es in das Fensterlein
In den schönsten Sonnenschein.

Elfen:

Und ertönte dir sein Lied,
Wie es froh den Wald durchzieht?

Prinz:

Erst ließ es das Köpfchen hängen,
Mochte gar den Käfig sprengen;
Doch ich tat es liebend streicheln,
Früh und spät es sanft umschmeicheln,
So daß ohne Gram und Groll
Mir sein süßes Lied erscholl.

Elfen:

Wovon sang das Vögelein,
fern vom Walde, so allein?

Prinz:

Von der lauen Frühlingsluft,
Wie im Wald der Kuckuck ruft,
Wie die Käfer brummen,
Wie die Bienen summen,
Wie die Knospen hold entsprangen,
Blühten in der Rose Prangen,
Wie der Wind das Tal durchweht,
Nachts der Mond am Himmel steht.

Elfen:

All des Vögleins still Ergötzen
Konntest du ihm nie ersetzen
In dem Käfig eng und klein.
Armes, armes Vögelein.
Wir sind mit Vöglein du und du;
Wir wiegen sie so sacht zur Ruh',
Wenn die Sternlein blinken
Und zum Schlummer winken,
Schlafen, bis das Morgenrot
Weckend Baum und Strauch umloht.
Die Baumelfen sind wir.

Heinzelmännchen:

Hörst du, Prinz, das merke dir.

Elfen:

Wir leben hundert Jahre schier
Und drüber, wohl auch drüber,
Solang, bis es vorüber.

Eichenelfe:

Ich lebe, ich webe
Im Stamme der Eiche
Immer das Gleiche
Tagein tagaus, tagaus tagein
Bald Licht, bald Luft, bald Sonnenschein
Und in Winters Schnee und Eis
Heut' nicht mehr als gestern weiß.

Weidenelfe:

Ich lebe in der Weide;
Dort liebe ich und leide.
Ich liebe die Rose am grünenden Strauch,
Libellen und Mücken am Wässerlein auch;
Ich schaue mich ein im silbernen Quell
Und sehe mein Bild im Spiegel so hell
Und sehe trotz allem noch stets nicht genug
Und werde gar nie aus mir selber wohl klug.

Lindenelfe:

Im hohen, weißen Lindenbaum
Da träume ich den Erdentraum.
Es hält gern im Frühling auf meinem Ast
Manch Vöglein auf luftigem Sitze still Rast.

Fliederelfe:

Ich wohne im blühenden Flieder;
Mir singen die Menschen viel Lieder.
Ich trinke viel Luft und Sonnenschein
Und freue mich am eig'nen Sein.
Der Frühling schlüpft durch mein Geäst
Und ladet mich zu seinem Fest.

Vierter Auftritt.

Irrlicht:

Aus den Sümpfen,
Baumesstümpfen
Leuchte ich aus weitem Moor
Durch das Dunkel licht hervor.
Ich flimmre und schimmre
Wie Glühwürmchen klein,
So goldig und fein.

Heinzelmännchen:

Die Fledermaus ist seine Base
Und tanzte dir gleich auf der Nase.
Rühr' es nicht an
Auf seiner Bahn.
Laß das Irrlicht immer glimmen.
Würdest dich zu Tode klimmen.

Prinz:

Es ist so prächtig anzusehen.
Wandre nicht, und bleibe stehen.
Zeig die Flügelchen von Gold,
Irrlichtlein so schön und hold.

Heinzelmännchen:

Hüt dich fein,
Prinzelein.
Lasse ab vom Irrlichtlein.
Folgtest du nicht meinem Wort,
Würdest du bestraft sofort,
Und wie leid, ach, bitter leid
Tätest du mir allezeit.

Prinz:

Ich glaube gar, du hast mich lieb.

Heinzelmännchen:

Ein ganz klein wenig, Vogeldieb.

Prinz:

Mir ist als sollte ich dich kennen;
Doch weiß ich nicht dich zu benennen.

Heinzelmännchen:

Ich bin das kleine Heinzelmännlein
Und gucke oft zu dir hinein,
Wenn du bei den Büchern sitzest,
Über deiner Weisheit schwitzest,
Ja, da komm' ich unsichtbar,
Helfe dir ganz wunderbar,
Und dann geht es zuck, zuck, zuck,
Und du bist schon guck, guck, guck,
Klug und schlau und weise
Für die Lebensreise.

Elfen:

Hörst du, wie die Eulen
In dem Walde heulen?

Eulenstimme:

Schuhu, schuhu,
Fangt den Dieb im Nu.
Flüchte dich du Vogeldieb,
Ist dir nur dein Leben lieb.
Fangt den Dieb im Nu,
Schuhu, schuhu.

Elfen:

Horch, wie aus der schwarzen Kluft
Warnend dir der Kuckuck ruft.

Kuckucksstimme:

Kuckuck, Kuckuck,
Grauser Spuk,
Flüchte dich, du Vogeldieb,
Ist dir nur dein Leben lieb.
Grauser Spuk,
Kuckuck, Kuckuck.

Elfen:

Horch, was dir die Raben
Wohl zu sagen haben.

Rabenstimme:

Ra ra ra,
Unheil ist dir nah.
Hör uns krächzen,

Hör uns ächzen.
Unheil ist dir nah,
Ra, ra, ra.

Elfen:

(drängen sich um den Prinzen)

Wollen dich umschlingen,
Wollen dich bezwingen;
Hast das Vögelein gefangen,
Bist uns selbst ins Netz gegangen.
Sieh, wie tut Gefangenschaft,
Eisenstäbe, Käfigshaft.

Prinz:

Ach, wie ist mir hart geschehen;
Wie soll ich die Eltern sehn.

(kniet nieder)

Seht mich knien, bitten, flehn,
Laßt mich doch von dannen gehn.

Elfen:

Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha,
Glaubst wohl, Tränen sind uns nah.
Ungerührt läßt uns dein Schmerz;
Denn wir haben ja kein Herz.
Legt ihm Fesseln,
Brennesseln.
Brennt ihn unbarmherzig, brennt;
Schert euch nicht, wenn er auch flennt.

Fünfter Auftritt.

Königstöchterlein:

(erscheint)

Holler, Holler Haselbusch,
Mache ich nur husch, husch, husch,
Löse ich die Zauberketten,

Elfen:

(fliehen)

Zauberei, Hexerei,
Tückische Verräterei.
Laßt uns eilen
Tausend Meilen,
Ohne Säumen.
Laßt das Träumen.
Eilt, o eilt
Unverweilt.

Prinz:

Tausend Dank
Mein Lebenlang.
Schwester, wie vergelt' ich dir,
Hast gebracht Erlösung.

Königstöchterlein:

Selber bin ich glücklich, froh,
Daß es ist gekommen so.
Hab' dein Krönlein auch gebracht,
Das ich fand in dunkler Nacht
In dem Rasen tauesnaß.
Höre nur, das ist kein Spaß.
Höre noch, und nimm's nicht krumm:
Eine Krone, ei wie dumm,
Wirft man nicht nur so herum.

Prinz:

Schwesterchen, wie recht du hast!
Komm, und laß uns sonder Rast,
Ohne länger zu verziehen,
Bösem Waldesspuk entfliehen.

Königstöchterlein:

Komm, und gib mir deine Hand.
Laß uns eilen unverwandt,
Bis zu unserm Heil und Frommen
Unter Menschen wir gekommen.

Der Vorhang fällt.

Rübezahl.

Neckspiel.

Personen: Rübezahl, Elfen.

Elfen:

Sei willkommen, Rübezahl,
Elfchen grüßen dich zumal.
Rübezahl, o Rübezahl.

Rübezahl:

Elfchen niedlich,
Seid doch friedlich;
Elfchen zierlich,
Seid manierlich.
Sonſt kommt ihr in Bergesſchacht,
In die ewig dunkle Nacht.

Elfen:

Ei, ei, ei, Herr Rübezahl,
Davon wohl ein andermal.

Rübezahl:

Kätzchen, wo habt ihr die Krallen?
Würdet ihr mir nicht gefallen,
Dann mit nichten, ja mit nichten
Machte ich mit euch Geſchichten,
Ließ' auf euch ein Hexlein los.

Elfen:

Großer Meiſter wartet bloß.
Eine Hexe? Iſt das wahr?

Rübezahl:

Die euch frißt mit Haut und Haar!

Elfen:

J, das wär! Warum nicht gar!

Rübezahl:

Die euch frißt mit Putz und Stengel,
Ihr verflixten, böſen Bengel.
Oben ſah ich ſie oft reiten
Auf den Beſen kreuz und quer,
In die Weiten, in die Breiten,
Als ob los der Teufel wär',
Löſten Stürme aller Enden,
Daß ſie zu den Menſchen fänden,
Brauten Wolken rings zuſammen,
Zuckten mit des Blitzes Flammen.
Das iſt wahrer Hexentanz
Und der größte Firlefanz.

Elfen:

Oben ſah er ſie oft reiten
Auf dem Beſen kreuz und quer,
In die Weiten, in die Breiten,
Als ob los der Teufel wär'.
Löſten Stürme aller Enden,
Daß ſie zu den Menſchen fänden,
Brauten Wolken rings zuſammen,
Zuckten mit des Blitzes Flammen.
Das iſt wahrer Hexentanz
Und der größte Firlefanz.

Rübezahl:

Und die roten Augen, hu,
Schielend, triefend noch dazu.
Solche Hexerei, ei, ei,
Da wäret ihr wohl auch dabei.

Elfen:

Und die roten Augen, hu,
Schielend, triefend noch dazu.
Solche Hexerei, ei, ei,
Nimmer wären wir dabei.

Rübezahl:

So will ich ein Mäuslein ſenden,
Sammetfellchen grau und weich,
Euch ins grüne Elfenreich.
Sollt es ſtreicheln mit den Händen,
Sollt es hätſcheln, ſollt es küſſen,
Sollt es hegen, pflegen müſſen.

Elfen:

(ſtopfen ſich die Ohren zu)
Böſer, höre auf ſogleich,
Fort mit ſolchem Zeitvertreibe.
Bleib uns damit doch vom Leibe.
kribbel, krabbel,
zippel, zappel,
o je, o je,
o weh, o weh.
Wenn wir wo ein Mäuschen ſehn,
Iſt's um uns ſogleich geſchehn.

Rübezahl:

Gnade ſoll für Recht ergehn.

Will euch heute noch verschonen
Und euch Bös mit Gut belohnen.
Künftig dürft ihr mich nicht necken;
Sonst wird Mäuschen euch erschrecken.

Der Vorhang fällt.

Clara Malten:

Ein Minne-Hexenlied.

Ein Herzensdieb einst fragte mich:
„Was bin ich Dir, o sprich?"
„Ich liebe Dich herzinniglich!
„Und Du, wie liebst Du mich!"
„Ich will nicht nur Verehrer sein,
„Nicht nur Geliebter Dein!
„Ich will was ganz besondres sein
„Fürs böse Hexelein!!
„Mit einem Zweiten teil ich nicht,
„Das fällt mir gar nicht ein.
„Es liebt der ganze Bösewicht
„Ja nur das Hexelein."

Die Hexe spricht: Komm her geschwind,
Was fällt denn dir nicht ein,
Du liebes, böses Kindskopfkind
Was soll ich dir denn sein?
Ich war bisher ein Schmetterling
Der gerne liebt und lacht;
Ich bin ein gar gebrechlich Ding
Aus Fleisch und Blut gemacht!
Mein Herzle ist durchaus nicht klein
Es schlug schon oft in Lieb
Und mancher ging schon aus und ein
Als Hexens Herzensdieb.
Doch jetzo zog der Hexenmann
Ins Hexenherz hinein,
Der fängt die Sache richtig an,
Bewohnt es ganz allein!

Drum schaut den Hexenmann euch an
Der Hexen selbst behexen kann.

Der zu dem Schmetterlinge spricht:
„Die Flügel, nein, die duld ich nicht!
Hier flattert nichts mehr ein und aus
Aus diesem Hexenherzenhaus!
Denn du bist mein,
Und ich bin dein,
Ein Drittes kommt hier nicht herein!

Drauf hab als Hexe ich gelacht
In meinem Innern mir gedacht:
Was du nicht willst, daß man dir tu,
Das füg auch keinem andern zu
Das beste ist, ich lad ihn ein
Zu schauen mir ins Herz hinein,
Er wird dann überzeuget sein
Daß er Besitzer nur allein;
Daß er in Miete hat das Haus
Auf ungezählte Jahre 'raus,
Daß diesem großen Herzensdieb
Die Hexe alles tut zu lieb,
Damit der Liebe Sonnenschein
Ihm vollends zieh' ins Herz hinein!

Drauf sah der Hexenmann hinein
Ins Hexenherzenhaus!
Er fand sich drinnen ganz allein,
Füllt jeden Winkel aus!
Er thronte dort auf hohem Sitz,
Das Scepter in der Hand.
Weil er durch Liebe, Geist und Witz,
Die Hexe überwand.

Ein Märchen hier fürwahr!
Warum ich so den Text gewählt
Das ist doch jedem klar!
Wenn jetzt der Herzensdieb mich fragt:
„Hast nur allein mich lieb."
Dann sagt die Hexe unverzagt:
„Lies dies, du Herzensdieb."
„Und dann laß auch das Grübeln sein
„Es ist hier nicht am Platz!
„Der Hexenmann fings Hexlein ein,
„Nun weißt du's, Herzensschatz!

Ein Pantoffellied zu Pfingsten.

In das Schühchen, winzig, klein,
Nimm zu Pfingsten heute hier
Das Pantöffelchen von mir!
Von Gewicht ist zwar gering
Dieses zierlich kleine Ding,
Doch es liegt in seinem Schoß
Eine Deutung, riesengroß!
Und du wirst schon mit den Jahren
Des Pantoffels Macht erfahren,
Denn ein Fraule mit Bedacht
übt das Schwingen Tag und Nacht,
Fürchtend, daß der Ehemann
Sonst sich Keckheit schaffet an!
Und das darf denn doch nicht sein,
Lieber schlägt man feste drein
Bis er sieht mit stillem Grausen

Ueberall Pantoffel sausen,
Bis das Männchen, artig, fein,
Tanzt nach Fraules Pfeifelein!
Darum schau ihn dir recht an,
Diesen wicht'gen kleinen Mann,
Der regieret, ohn' Entgeld,
Heut zu Tag die halbe Welt,
Den ein Weiberl mit Verstand
Immer gleich hat bei der Hand,
Den fortan dein Weibelein
Schwingt dir übers Köpfchen fein!
— Niemals aber darfst du wagen
Dies Pantöffelchen zu tragen!
Nur als Warnung diene dir
Das Pantöffelchen von mir!
Schließe es in deinen Schrein
Zu den Liebesbriefen ein,
Damit du dir stets bewußt
Daß die Weiber große Lust
Haben und auch viel Talent
Fürs Pantoffelregiment!!!
Doch noch etwas wollt ich sagen!
Habe unlängst erst erfahren,
Daß zu Pfingsten, wie du weißt,
Ausgeschüttet wird viel Geist!
Hab sofort, mit Weibessinn,
Mich gewandt nach dorten hin,
Ließ von heilgen Geiste mir
Sehr viel senden gleich nach hier!
— Was vom Geiste ich empfing
Birgt alljetzt dies kleine Ding!
In das Schühchen, winzig, klein,
Ging doch so viel Geist hinein,
Daß der liebe Ehemann
Sie regenerieren kann,
Daß er durch den Geist im Schuh
Geist'gen Zuschuß hat im Nu!!
Also, Männchen, daß du's weißt,
Gleich nach Pfingsten hat man Geist.
Fehlt er mal, so weißt du ja
Daß stets Geist im Schuh ist da!
Und dann denk mit keuschem Sinn
An die Missetäterin,
Die mit Scherzen dich geplagt,
Wie es manchmal ihr behagt,
Die den Geist im Schuh schloß ein
Mit zehntausend Küsselein!

Minne Judes:

Treue Liebe.

Ein letzter Kuß, ein letzter Händedruck. — „Bleib treu, mein Lieb!" — Ein kurzer Pfiff und fauchend fährt der Zug aus der Halle. Noch einmal neigt der braune Lockenkopf weit aus dem Fenster und noch einmal winkt das kleine Händchen: „Leb' wohl, Liebster, leb' wohl!" Dann eine Kurve und verschwunden ist der Zug, der sein Liebstes davonträgt mit Windeseile.

Wie herrlich ist es doch gewesen diese letzte Zeit, wie glücklich war er, dem wißbegierigen, reizenden Mädel alle die Schönheiten der großen Stadt zeigen und erklären zu dürfen. Wie fröhlich plauderte das kleine Mündchen und wie unermüdlich war es im Fragen und Bewundern. — Alles vorüber. Jetzt fuhr sie bereits ihrer Heimat zu, dem kleinen Städtchen mit den stillen Gassen und den freundlichen Häusern.

Längst war der Perron wieder menschenleer, nur Hanns Metzer stand noch immer an das Eisengitter gelehnt und starrte auf das Bahngeleise. — — —

Einsam steht der kleine Bahnhof des Städtchens Th. zwischen den Kastanienbäumen des Restaurationsgartens. Nur wenig belebt ist der kleine, sandbestreute Platz davor. Zwei Handlungsreisende mit Koffern und Taschen, eine Frau mit ein paar Kindern, alle bepackt mit Schachteln, Körben und Paketen, einige Bahnbeamte, das sind alle. Und richtig, dort, an einen Baum gelehnt steht noch ein junger Mann. Die Mütze keck aus der Stirn geschoben, den hellen Ueberzieher nur lose über die Schultern geworfen, blickt er erwartungsvoll nach der Richtung, von wo der Schnellzug aus R. kommen soll. Da, endlich das ersehnte Signal, das die Ankunft des Zuges verkündet. Rasch noch einen Blick in den kleinen Taschenspiegel, das Haar etwas zurückgestrichen, die Kravatte zurechtgezupft. So, nun kann „Sie" kommen.

Lärmend und pustend kommt das schwarze Ungetüm angefahren. Und dort — dort aus dem Fenster neigt sich ein brauner Lockenkopf und ein weißes Tüchlein winkt fröhlich die ersten Grüße. Mit wenigen Schritten eilt Herbert Mannsfeld an die Kupeetür und hebt das kleine, holde Persönchen jubelnd auf den Boden. Fest umschlungen stehen sie nun auf dem Bahnsteig. Und immer wieder drückt er seinen Mund auf die rosigen Lippen seines Liebchens, dann fragt er leise: „Und bist du mir auch treu gewesen, Süße?" Lachend und nickend schlingt sie die weichen Arme um seinen Nacken, dann schreiten sie Hand in Hand dem Städtchen zu.

Heinz Withalm:

Die Schmetterlinge.

Es war einmal ein schöner, sonnenfreudiger Tag. Und die Sonne lachte so glänzend in das Zimmer hinein. In dem sang ein Weib, ein wahres Weib und nicht eine Puppe, wie es so viele andere sind.

Der Kirschbaum blühte weiß und rosa. Auf einer Blüte saß ein kleiner, bunter Schmetterling und saugte den süßen Honig. Dann flog er fort, flatterte vor dem Fenster herum und verirrte sich in das Zimmer des Weibes. — Er flog auf und nieder, stieß an die Mauer und an die Möbel und sein Farbenstaub stäubte ab. Der kleine Falter wurde matt und fiel zu Boden. Da saß er ruhig, so halbtot. — Das schöne Weib empfand Mitleid für den Armen, nahm ihn sanft und hielt ihn beim Fenster hinaus. Langsam flatterte er müde zum Kirschbaum, ließ sich nieder und ruhte sich aus.

Sehnsüchtig sah sie ihm nach. Dann weinte sie, helle Tränen weinte sie still vor sich hin. — Sie ist auch ein Schmetterling, ein kleiner, liebebedürftiger Schmetterling. Sie stößt sich an diesen und an diesen Mann, ihr glänzender Schimmer weicht immer mehr und mehr. — Aber für sie kommt keiner, der sie aufhebt und schützt, daß sie sich nicht mehr abstäubt. Sie will aber warten und warten. — Derweilen stößt sie weiter an Männer. Und jeder nimmt ihr von ihrem Glanze. — — —

Hugo Tlustek:

Deingedenken.

In vollen Zügen möcht' ich Leben trinken
In Freude wie in Qualen ganz versinken — —
In tiefster Brust mir diese Frage blieb':
Hast du mich lieb? —

Ich könnte Menschen lieben, Menschen hassen,
In Glückestaumel alle Welt umfassen —
Doch immer diese Frage an dich blieb:
Hast du mich lieb? —

Ach—nimmer wird mir süßer Friede bleiben
Es wird mich immer ruhlos vorwärts treiben —
Gib eine weite Welt mir, Mädchen—gib——:
Hast du mich lieb? —

Willi Rudolf:

Stürm' immerzu!

Wie eilst du so stürmisch
Durchs Land dahin.
Du gleichest dem König
Mit trotzigem Sinn.

Mein Mädchen, das hab ich,
Das kriegst du nicht weg,
Mein Mädchen, das liebt mich,
Das weicht nicht vom Fleck.

So stürme nur, stürm' immer zu,
So kräftig und trotzig und stürmisch bist du,
Doch sieh nur mein Mädel, so heiter, so schön,
Das kriegst du nicht weg, und wirst du zum Föhn.

A. Lindenthal:

An den deutschen Michel.

Deutscher Michel, willst du schlafen,
Während rings sich alles regt?
Wird solch Leichtsinn sich nicht strafen,
Der jetzt auf das Ohr sich legt? . . .
Deutscher Michel — o erwache!
Stehe auf, 's ist hohe Zeit,
Daß dir nicht des Feindes Rache
Blut'gen Morgengruß entbeut.

Willst du dann erst wach dich recken
Und besinnen deiner Pflicht? —
Ach, ich fürchte, die dich wecken
Lassen soviel Zeit dir nicht!
Und der Fluch wird an dir haften,
In den Tag hineingeträumt . . .

Darum, Michel, auf! Erwache!
Auf, jetzt ist nicht Schlafenszeit!
Denn es hat des Feindes Rache
Dich dem Untergang geweiht.
Zeig ihm, daß das Blut der Väter
Noch in deinen Adern kreist,
Das wie einst die Friedensstörer
Nach Sedan und Leipzig weist! — —

Tränen.

Wo ein Schmerz will überfließen,
Hemme nicht der Tränen Lauf —
Denn wo Tränen sich ergießen,
Tut ein wundes Herz sich auf.

Elisabeth Kolbe:

Lenzanfang.

Seine weißen Arabesken
Malt der Schnee auf grüne Beete,
Malt die wunderlichsten Fresken
An verzauberte Stakete.

Und der Sturmwind pfeift sein Liedel;
Doch es ist ein Lied vom Lenze.
Denn der Lenz streicht schon die Fiedel
An des Zauberwaldes Grenze.

Heut noch Schnee auf allen Dächern,
Winterliches, ernstes Schweigen;
Morgen schon von seligen Zechern
Froher Sang in allen Zweigen.

Alb. Wilh. Herm. Henle:

Der Weg zur Freiheit.

Du willst frei sein, liebes Mädchen. —
Weißt nur nicht, was Freiheit ist. —
Aller Menschen tiefstes Sehnen
Ging nach Freiheit — freilich, Kind.
Auch die abertausend Dinge
Der erwachenden Natur
Trachten einzig und alleine
Nach der Freiheit Götterstrahl.
Und man sieht die Menschen ringen,
Daß sie doch erlangen möchten,
Was sie suchen, frei zu sein. —
Muß, wer frei ist, dennoch suchen? —
Ei! wie reimt sich das zusammen?!
Ist doch mit der Freiheit Gabe
Alles Suchen abgetan. —
Nur, was fest ist, wird befreit sein
Von des Suchens mildem Druck. —
Dort am Boden rankt ein Pflänzlein,
Wächst — und tastet — hin und her,
Schwächlich dünn der lange Stengel
Saftlos, kraftlos, welk und matt!
Oft dem Sonnenlicht entzogen,
Kalten Winden ausgesetzt,
Bald durch finstre Sümpfe watend,
Feuchte Lachen, halb erstickt,
Sich im Taumel durstig windend. —
Eigenmächtig oft das Köpfchen
Frühklug in die Sonne streckend,
Wie von buntem Schein betört,
Und vom leisesten der Winde
Lang am Boden hingestreckt,
Tagelang in Wehmut kauernd —
Von der Sehnsucht Macht getragen
Findet's manchmal früh den Stamm,
Der es soll zur Freiheit führen;
Manchmal spät — und oft auch gar nicht; —
Oft erstickend unterwegens.
Und man lernt von einer Pflanze,
Wie man suchen soll und tasten,
Daß man es erjagen möchte,
Was zur Freiheit einzig not. —
Und man sieht sie fest sich klammern,
Saugend, wachsend, treu und innig.
Und schon steigt zu lichter Höhe
Rasch das Köpflein frei empor,
Sich am Sonnenlicht ergötzend,
Seine Strahlen aufzufangen,
Aufzunehmen in sich selber.
Wiedergebend Licht und Stärke,
Wonnereiche Lebensfülle. —
Das ist Freiheit — liebes Kind! —
Ich will freier sein, wenn mein Wille
Von dem göttlichen gebrochen,
Kurz und klein — in viel Stücke. —
Eh ich sage: ich will frei sein,
Weiß ich schon, was Freiheit ist:
Freiheit ist der Zweck des Lebens:
Nur was fest ist, wird befreit sein!

Artur Foulon:

Frühlingsahnen.

(Seinem lieben S. Browne gewidmet.)

Im schwarzen Wald der Abend scheidet,
ein Spiel von Farben so schön . . .
ein letzter Strahl, noch glutrot weidet
auf fernen Bergeshöhn.
Wie schnell sank doch das sanfte Gold
ins Abendglühen hinein,
der springenden Wasser Glanz so hold
sich spiegelt im Abendschein.
Die Schatten steigen schnell herauf:
ein dämmerndes Frühlingsahnen,
die Sterne beginnen von neuem den Lauf
hoch oben in blauen Bahnen.
Wie duftet die Luft so sonderbar,
so herzerquickend mild,
und Frühlingsträume wunderbar
steigen auf im Bild.
Vergangener Jahre Liebesglück
schlürfe ich noch einmal . . .,

O kämt, ihr Liebsten, zu mir zurück,
mich zu befreien aus meiner Qual!

Edgar Dietrich:

Unser Steuermann.

Gedicht zu dem gleichnamigen Gemälde von Nathanael Schmitt.

Alle Rechte vorbehalten. Unberechtigter Nachdruck verboten.

Durch schwere See kämpft kraftvoll sich ein schönes Schiff,
Und in der Brandung Wogenprall
Verfolgt es stetig seinen Kurs
Gewandt umsteuert es der Klippe Stein und Riff.

Denn an des stolzen Schiffes mächt'gem Steuerrad
Steht straff mit ernstem scharfem Blick
Der kund'ge Lotse, und er führt
Zu sicherm Ziel das Schiff auf schwankem Wellenpfad.

Und ob des wilden Meeres weißer Gischtesschaum
Dem Lotsen netzt das Angesicht,
Des Sturmes Gewalt ihn fast bezwingt:
Er steht! Den Elementen gibt er keinen Raum.

Des Schiffes Planken zittern, — die Maschine stampft,
Des Lotsen Führung folgt das Schiff,
In Willigkeit, wohin er's lenkt. —
Die Ankerketten rasseln, und der Schornstein dampft.

Vertrauend blickt der treuen Mannschaft weiter Kreis
Auf seines Lotsen starke Hand.
Die Mannen fühlen's: Sicherheit
Ist sein Verdienst allein, und ihm gebührt der Preis!

Wer aber ist's, der um die Führung Sorge trug?
„Wilhelm, der edle Kaiser ist's! —"
Und welches Schiff ist's, das er führt?
„Den Namen Deutsches Reich trägt es an seinem Bug.

Margarete Heidrich:

Ein Sonnenstrahl.

Ging ein Sonnenstrahl
über Berg und Tal,
warf so wundersamen, lichten Schein;
hüllte Wies' und Au —
noch im Morgentau —
in ein flimmernd Silberröcklein ein.

Lief derselbe Strahl
weiterhin durchs Tal
schnurstracks in ein Menschenherz hinein.
Heißer Tränen Lauf
sog er sorgsam auf,
bis das ganze Herz voll Sonnenschein.

Fornaschon:

Dämmerung.

In einsam Dämmerstunden,
Wann's Herze lauter spricht,
Da hast du wohl empfunden,
Wie Wehmut Kränze flicht . . .
Und wie in diesen allen
Noch Blumen dir gefehlt . . .
Sie haben dir gefallen —
Warum sie nicht gewählt . . .?

War nicht der Kelch erschlossen?
Der Hauch nicht farbenrein?
Die Glut vielleicht verflossen?
Der Duft nicht zart und fein?
Nun ja — es ist erraten —
Ich fand das Rechte nicht . . .
Der Mensch in seinen Taten,
übt wohl getreue Pflicht . . .

Doch wenn in Dämmerstunden
Die Wehmut schleicht ins Herz,
Hab' ich zu oft empfunden
Des Lebens tiefen Schmerz . . .
Ich sah wohl Rosen blühen,
Doch keine mich beglückt — —
Mir wird der Kelch erglühen
Erst — wenn der Dorn gepflückt . . .

Jan. G. van der Haar:

Zwei Weihnachtsgedichte.

I.

Sendet, ihr Sternelichter, gährendes Licht?
Geisteslicht den Geschöpfen da drunten?
Weihnachten! Nacht der lebenden Liebe!
Oeffne den Quell!

Sendet, ihr Schmerz nie gekannte Lichter!
Weißströmendes Seelenlicht hinunter?
Zu denen, deren Augen sich blenden
Vom Feuer eurer Kerne!

Daß die Seelen endlich sich reifen; Lichter!
Ihr zaubert Blumen hervor, weiße und gelbe,
Und das Welt-herz sich labet an Quellen nicht!
Der Einz'ge nur trinkt.

Man feiert die Weihnachten, singet Christenlieder,
Und unter eurem Gewölbe, Nacht, man tötet!
Es trinken vom Geist der Himmelsaugen die
Wen'gen nur
Schleudernd Worte-blitze.

Aber immer noch lügen die häßlichen Staaten,
Saugen Gifte aus reiner Christuslehre.
Sie schmücken Altäre, mit heuchlerischer Miene
Beten sie Christus an.

Daß ihr, Lichter, die Erde nicht dunkeln wollt,
Das ist wegen der Hoffnungsblum' in euren
Seelen!
Ihr hofft, daß einst die Gesamtheit finden
wird
Den wahren Schatz!

Weihnachtsbaum! weißer Schnee ruht auf deinen
Nadeln;
Ewig grünen sie, und die lieblichen Kerzen
Sie leuchten wie Himmelslichter der dunklen Erden!
Aber Kerzen verbrennen.

Die dunkle Wehmut der Armseligkeit schauet
Aus deinen Zweiglein, wenn das Licht ist erloschen;
O, daß die ewigen Himmelslichter am Grünen
sich schmiegen!
Dann jauchzet das Herz!

Zur Asche werde, Kerzenlicht, am grünenden
Baum!
Bäume vergeh'n nicht, Bäume des Lebens,
grünen:
Kerzenlicht es stirbt, das die ewigen Gotteslichter
Brennen am Lebensbaum.

Brennt wieder, gold'ne Lichter, schaukelt am Saum
der Erden!
Blendet die Falschheit, laßt die Seelen frohlocken!
Daß die Flammen Materialismus töten,
Und irdische Heuchelei!

II.

Schmiege am Baum dich
  Perle des Schnees!
Weiß soll am ew'gen Laub
  Sich ketten.

Küsse das Grüne lang
  Perle des Schnee!
Weiß ist die Seele, gut
  Zum Binden.

Flocke am Weihnachtsbaum
  Jesus' Herz ist:
Herz soll zu Herzen
  Sich finden.

Licht lacht im Grünen:
  Glänzende Flocke
Sendet die Seele aus
  In Blüte.

Entfalte dich, werdende Seele!
  Glöcklein singen;
Herzensglöcklein läutet mit
  Im Einklang.

Schmiege am Baume dich,
  Menschliche Seele!
Schneeperle, Licht und Laub
  Und Seele sind eins.

Ludwig Lüking:

Blümleins Tod.

Im hellen Sommersonnenschein
Pflückt' ich einmal am Bachesrand
Ein kleines Blümlein zart und fein,
Das blühend dort im Grase stand.

Hab' lang' das Blümlein angeschaut
Und hab's geküßt manch liebes Mal,
Dann mußt ich weinen, schluchzen laut,
Und Tränen flossen ohne Zahl.

Und langsam fing's zu sterben an,
Sein Köpfchen wurde welk und müd'.
Ich legt es in den Bach alsdann,
Der flüsternd sang sein Sterbelied.

Das Bächlein hat's getragen fort
Im stillen Sommerabendrot. —
Noch lange saß ich schluchzend dort
Und dachte an des Blümleins Tod.

Rudolf Goldschmidt:

Kleiner Geist.

„Wie bist du Welt so groß!" sprach eine Käsemilbe und hüpfte von einem Käse auf den Tisch.

Tag und Nacht.

Die Nacht kam einstmals zum Tage und bat diesen, ihm doch die Sonne zu leihen.

„Ei," entgegnete der Tag, „welch törichter Wunsch, habt ihr nicht an euren Gestirnen genug, wollt ihr mir auch noch das einzige nehmen, was ich habe?"

„Und die Welt . . .?!" sprach die Nacht. „Die möget ihr zur Kurzweil nehmen, so ihr Gelüste danach tragt, doch nur solange es mir gut dünkt."

„Meinetwegen!" sagte die Nacht, und so geschieht es noch heute, daß sich Tag und Nacht im Besitze der Welt teilen.

Hermine Grabenstedt:

Und die stillen Winde wehen!

Leise säuselt der Frühlingswind.
Vögel jubeln in Lüften lind.
Die stillen Winde wehen,
Vom Kommen und Vergehen.

Heiter wandert ein Jüngling blond
Der sich in Lebensfreude sonnt.
Fremd war ihm Trennungsweh.
„Lebt wohl, ihr Guten. Ade."

Zuletzt nahm er des Mädchens Hand
Die Augen voll ihr zugewandt,
Du laß dirs wohl ergehn.
Wiedersehn, auf Wiedersehn.

Leb wohl, auch dir mags wohlergehn,
Wir werden nie uns wiedersehn.
Leichten Herzens nur ging
Der, wer an uns nicht hing

Er geht, der Jüngling lächelt schlau,
Wer weiß ob ich dich wiederschau.
So wie von dir ich geh,
Sagt ich schon mancher ade.

Mägdlein gehet ins Haus geschwind.
Vögel jubeln in Lüften so lind.
Und stille Winde wehen,
Vom Kommen und Vergehen.

Schicksalsfrage.

Was bringt mir die Zukunft? — Was liegt mir
am Glück!
Ich blicke betrübt auf Vergangnes zurück.
Die Freuden des Lebens sind nichts — eitler
Schein, —
Umgarnen die Seele, und gaukeln sie ein.

Und blickst zum gestirnten Gewölk du empor,
Neigst du den gurgelnden Fluten dein Ohr,
Dann schaust du Geflimmer, heimliche Glut,
Doch drunten wartet der sichere Tod. — — —

So schwebe auch du, arme Seele hinauf,
Irre nicht planlos umher.
Denn du, o Seele, gleichest fürwahr
Einem unendlichen Meer.

Emma Lechleitner:

Die Muschel.

Wo kommst du her?
So fragt ein Kind die Muschel,
So sonderbar kam sie ihm vor —
Da hört es ein Getuschel.

Leg' mich ans Ohr.
Das Kind gehorcht und lauschet . . .
Du, Mütterchen, was ist denn das:
Die Muschel rauschet? rauschet?

Die Antwort ist's,
Mein Kind, auf deine Frage.
Rauscht doch das Meer — verstehst du nicht?
Sie denkt an ferne Tage.

Einst flieh'n auch dir,
Auch dir die gold'nen Stunden —
Dann rauscht ein Lied durch müde Herz,
Daran wird es gefunden.

Ernst Stimmel:

Fernwirkung.

Bin oft aus tiefem Schlaf geschreckt,
Von leichtem Hauch berührt,
Als hätt' ich einen sanften Kuß
Auf meiner Stirn verspürt.

Hab oft die Arme ausgestreckt,
Dich zu umfassen, Kind,
Und deinen Namen hab ich oft
Gerufen in den Wind.

Und ließ die Hände sinken schwer,
Lauscht in die stumme Nacht
Und wußte doch, um diese Zeit
Da hast du mein gedacht.

Dr. Wla Jaros:

Der Untergang der „Titanic".

„Mit Frohlocken begrüß' ich die nahe Zeit,
Da ich ewig mit dir mein Lieb bin vereint,
Von den bösen, gehässigen Menschen weit,
Die dich Engel verschimpft, mein Glück vereint.

Oh fürchte nichts Lieb, steig mutig hinauf
In das glänzende Schiff, das im schnellsten Lauf
Uns hinüber führt nach der neuen Welt,
Wo Glück uns die Arme entgegenhält."

Viel Vornehme, Reiche sind an Bord
Mancher Millionär, mancher Graf und Lord.
Das Schiff, wie ein herrlicher Luftkurort
Führt sie zur Heimat im wilden Rekord.

Doch die Meeresgötter im Übermut,
Beneiden der Menschen Liebe und Gut,
Viel Nixen stoßen mit höhnisch' Geschrei,
Des Nachts einen mächtigen Eisblock herbei.

Nur wenig schaut er überm Wasser heraus,
Das Schiff rast einher mit wildem Gebraus.
Der Kapitän erkennt die Gefahr;
Man scherzt, als das Schiff schon verloren war.

Ein Sturmgeläut, ein gellender Pfiff,
Es sinkt, es sinkt das mächtige Schiff.
Bestürzt, in Schrecken eilt alles zum Deck.
„Zur Rettung, zur Rettung, das Schiff ist lek!„

Entsetzen, schon gibt es kein Rettungsboot mehr,
Viel hunderte stürzen verzweifelt ins Meer.
Und unter Jammer nach furchtbarer Panik
Sinkt in die Tiefe die stolze „Titanic".

Neue Bücher.

G. Erhard: **„Liebe und Frühling"** Bruno Volger Verlagsbuchhandlung Leipzig-Ra. 1912.

Wenn man jung ist, so ist man ideal und sieht die Welt eines Teils im rosigen Schimmer und dann wieder im schwärzesten Dunkel. Auf diesen Grundton ist das ganze Werk des jungen

Dichters gestimmt und man wird das herzige Büchlein nicht lesen können ohne eine Erquickung dabei zu empfinden. Ich möchte es besonders warm zu Geschenkzwecken empfehlen.

Adolf Dreßler jun.

„Gedichte" von Karl Wulff. Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun. Leipzig-Möckern.

Wir haben hier ein Buch vor uns, welches einen faßt unschätzbaren poetischen Wert in sich trägt. Wie der Maler mit fein abgetönten Pinselstrichen uns ein Bild auf die Leinwand wirft, so ziehen hier Bilder und Vergleiche, Stimmungen aus Natur und Leben in satten Farben an unserem geistigen Auge vorüber. Es muß oft Bewunderung entlocken, wenn man bedenkt wie fein und mit welcher gereiften Kunst der Dichter zu schildern versteht. Ja ein derartiges Buch ist in unserer Zeit eine Oase in der Wüste. Adolf Dreßler jun.

Karl Kahle: **„Kaffeeklatsch".** Claudius Verlag Amandus M. F. Martens Wandsbek i. H. Preis Mk. 1,50.

Karl Kahle soll sein satirisches Talent ruhig weiter pflegen. Sein neues Buch ist wieder ein neuer Beweis dafür, welch glänzender Meister er gerade in dieser Kunst ist. Mit herzlicher Freude folgt man den launigen Einfällen, und genießt vom frischen Bronnen seiner munter sprudelnden, aber nie scharfen und ungerechten Satiere. Das freundliche Werkchen verdient ohne Zweifel eine Massenauflage. Adolf Dreßler jun.

„Der Konsul von Gleiwitz". Von R. Gollos. Gleiwitz 1911, Verlag und Druck von Hills Buchdruckerei.

Wiederum hat R. Gollos Vorgänge aus der Stadt Gleiwitz dramatisch bearbeitet. Man wird zugeben müssen, daß es ihm in allen Stücken gelungen ist, seine schon so oft gerühmte dichterische Begabung im glänzendsten Lichte zu zeigen. Das Buch hat somit auch ein weitgehendes literarisches Interesse und kann man nur hoffen, es möge recht viele freundlich gesinnte Leser finden.

Adolf Dreßler jun.

„Hohelieder an den Unbekannten". Von Gerda von Robertus. Berlin im Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngräber.

Die Dichterin hat in diesem Buche den Gipfel höchster künstlerischer Vollendung erstiegen und steht so im verklärtem Glanze als reife Poetin vor uns, reif in ihrem Sehnen und Empfinden, aber auch in der Form ihrer Versgebung. An Stelle der zügellosen Leidenschaft, der schwülen verzehrenden Sinnesglut, ist eine weiche verträumte Sehnsucht getreten, die wie sanftes Mondlicht zu uns hernieder strahlt und doch wieder so mächtig ist, daß ihre milde flutende Helle uns unwiderstehlich in goldene Bande zieht. Das Buch ist ein Werk von echtem künstlerischen Wert und bietet dem Leser einen hohen literarischen Genuß.

Adolf Dreßler jun.

„Märchen", eine Bühnendichtung, **„Gedichte".** Von Erich Walter. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz 1912.

Ein Märchen der Sehnsucht wird uns hier geboten, welches das Ringen der Menschen nach den höchsten Idealen mit geradezu meisterhafter Kunst zeigt. Die Sprache ist edel und schön und beherrscht die poetischen wie auch die realistischen Stellen mit echtem, feinen Taktgefühl und vollendeter Technik. Der Aufbau der Handlung ist direkt originell zu nennen und hält durch die Vielseitigkeit der Bilder den Leser in unwiderstehlichem Bann. Feinsinnig und mit tiefem Verständnis sind auch die einzelnen Personen gezeichnet. Eine Fülle wunderbarer Gedanken flutet uns aus dem köstlichen Werk entgegen und zeigt uns Erich Walter als ein starkes dichterisches Talent, das eine ernste Beachtung verdient. Seine Gedichte jedoch stehen nicht auf gleicher Höhe, obgleich sie uns auch manch schönen und guten Gedanken bieten.

Adolf Dreßler jun.

„Kismet", Roman von Erda. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz.

Ein glänzend geschriebener Roman, der uns die Schicksale des Lebens in feinsinniger Farbentönung zeigt und für die höchste Lust — wie für die tiefste Trauer einen würdigen Ausklang findet. Viele Stellen sind geradezu meisterhaft in der psychologischen Vertiefung des Handelns der Personen. Man wird dieses schöne und wertvolle Buch nicht aus den Händen legen, ohne tief ergriffen zu sein.

Druck von Carl Lüthke, Leipzig.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: Adolf Dreßler jun.

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Juni 1912.

Steffen Kann:

Trude.

Der erste Frühling lag über der alten Musenstadt Marburg im Hessenlande.

Hoch droben winkte das Schloß, das so manche vergangene Generationen gehütet und beschirmt, dessen Mauern Zeugen waren von Deutschlands Leben und von deutschem Geist, von nationalem Niedergang und sonnigem Erwachen. Und an die Burg angeschmiegt, immer eins ein wenig höher hinaufgebaut als das andere, lagen die alten hochgiebeligen Häuser, eng zusammengedrängt, als wollten sie alle die vielen Geheimnisse hüten, die sie bargen oder verraten konnten von den blonden Mädels der Stadt und den vielen bösen Buben, die da kamen und gingen, Semester für Semester, seit 3 Jahrhunderten, und die eine Heimat hier fanden, sei es, daß sie im Lahntal nur Studenten sein wollten, sei es, daß sie als Studierende einzogen und dem ehrwürdigen Marburg als doctores uns gelehrt den Rücken drehten.

Auch heute wirbelte es die ehrbare Wettergasse wieder hinauf und hinab. Landleute, die drüben vom Ebsdorfer Grund herübergepilgert waren, mit den blauen altfränkischen Kitteln der Männer und den endlos vielen buntscheckigen Röcken der Weibsleute wechselten mit den noch halb aus dem vorvorigen Jahrhundert stammenden Anzügen der biederen Marburger; Mädels mit bunten Fähnchen auf den jungen Leibern und mit blonden Zöpfen den Rücken herunter, einzelne auch schon mit falschen Locken der Stirn entlang, hielten die Reihe mit bunten Mützen und flotten Trägern darunter.

Violett war heute Trumpf! Das alte Korps Maretia feierte in diesen Tagen sein 100. Stiftungsfest, und die Philister waren von nah und fern herbeigeeilt, um das Wachsen und Gedeihen ihrer Farben zu sehen, um unter der bunten Mütze im Kreise alter, lieber Freunde bei Schläger- und Becherklang wieder jung zu sein, wie einst, als das Leben noch maite und die Jugend noch schäumte, wie einst, wie einst . . .

Mancher hatte zu dem Feste Frau und Kinder mit zur Musenstadt gebracht, der eine, um seine besten Schätze zu zeigen, andere, um jenen die unvergängliche Sehnsucht nach dem lieben, trauten Marburg verständlich zu machen, andere wieder, um sich als ordentliche Ehemänner den Genuß dadurch zu erhöhen, daß sie andere liebe Menschen mit genießen ließen.

Dr. Standen, einst der flotteste Bursche weit und breit, jetzt ein wenig versauert im steten Verkehr mit den vielen dickköpfigen Bauern, hinten im Waldeckschen, gehörte wohl ein wenig zu allen drei Kategorien und war mit Kind und Kegel aufgebrochen, d. h. seine Frau und seine achzehnjährige Tochter Trude mußten ihn begleiten, alles bewundern und alles verstehen, was er ihnen unermüdlich von studentischen Sitten und Gebräuchen zu erzählen und berichten wußte.

Und Dr. Standen hatte noch einen besonderen Grund sich zu freuen und stolz zu sein: Sein Erstgeborener, ein bildhübscher Bengel und ein renommierter Schläger, war gerade jetzt beim Korps Senior und als solcher die Hauptperson bei der ganzen Festlichkeit.

Alles war bis jetzt glänzend verlaufen; Alfred, der Filius, hatte zwar nicht die gewünschte Zeit, sich viel seinen Eltern zu widmen, aber alle hatten passenden Anschluß gefunden, und man freute sich mit allen und über alles.

Heute sollte ein Ausflug nach dem idyllischen Frauenberg den wohlgelungenen Abschluß des Festes bilden. Am Spätnachmittag sollte es losgehen. — Man fuhr einen Teil des Weges durch fruchtbare Täler, überreiche Gefilde mit kernigen, altheſſischen Bewohnern, die treu am Alten hielten: Ein freies Volk auf freier Väter freiem Boden.

Die Stimmung wuchs; am Fuß des Frauenbergs schickte man die Wagen nach Hause und begann den Aufstieg.

Papa Standen hatte sich einigen ehemaligen Freunden angeschlossen. Er war heiterer Dinge, wie er es während der ganzen Festtage gewesen war; er war wieder, wie er es erhofft, wieder jung und froh geworden, und wenn das grammelierte Haar nicht verräterisch unter der violetten Mütze hervorgeschaut hätte, dann hätte kein Mensch geglaubt, daß der flotte Herr der Vater des Seniors wäre.

Mama sprach mit einigen älteren Damen über hausbackene Dinge, über Sommerkleider und Einmachen, über Dienstboten und über die Wäsche, und sie fand, daß die fast ein wenig beneidete Frau Professor aus der Großstadt die nämlichen Sorgen hatte wie die schon ein wenig großmütterliche Frau Dr. Standen aus Kleinlitzchensdorf bei Arolsen.

Am vergnügtesten jedoch schien Trude. Sie war so frisch und so schön wie der Frühlingstag, in den man hinauszog. Das hellrosa, einfache Kleid paßte prächtig zu der Fülle des aschblonden Haares, den blauen lachenden Augen und den weichen, schon fast frauenhaften Lippen, und das alles war gesetzt in ein frohes, frisches Gesichtchen, das so klar war wie die Anemonen, die im hessischen Walde blühten und dessen Wangen so rot glühten wie die Weinranken am Marburger Schloß, wenn erst die Herbstnebel über dem Lahntale lagerten.

Alfred hatte seiner Schwester als Herrn für alle Veranstaltungen seinen Leibfuchs ausgewählt, von dem er wohl wußte, daß er nicht nur der schönste Kerl, sondern auch der gewandteste Gesellschafter unter seinen Korpsbrüdern war.

Hans Kleinen war Hamburger, der Sohn einer reichen Familie, in der es nun auch schon in der dritten Generation Sitte war, den jemaligen Erben erst während einiger froher Semester auf Deutschlands hohen Schulen die Welt kennen lernen und die Freiheit genießen zu lassen. Hans war zwei Semester jünger als Alfred und hatte den beliebten Senior sich zum Leibburschen erwählt. So tauschten die Söhne aus verschiedenen Welten Lebensauffassungen und Lebensbegriffe und waren beim Geben und Nehmen im Laufe des Jahres gute Freunde geworden.

Er war nicht von Trudens Seite gewichen; die beiden hatten herrliche Tage verlebt und alle hatten das schöne Paar bewundert.

Morgen früh sollte nun der Abschied sein und das störte ein wenig die Freude und den Genuß des letzten Nachmittags. — Langsam schritt sie an der Seite ihres Begleiters den Weg zur Höhe.

Immer und immer wieder blieben sie stehen und blickten zurück auf das herrliche Stadtbild, das sich schmeichelnd zu ihren Füßen ausbreitete. In ihm wogte die Erinnerung an unvergeßliche Stunden, die er jetzt kürzlich in diesen Mauern verbracht, und die nun für immer verloren. Und sie schien zu fühlen, was jenen Menschen durchglühte, der ihr noch vor wenigen Tagen nichts anderes gewesen war wie der Freund ihres Bruders, und der ihr nun so viel, viel mehr geworden . . .

Allmählich waren sie das letzte Paar geworden. Die Sonne verglüht mit letzten, lichten Strahlen die Höhen hinter der Stadt und graue Schieferdächer werfen, wie geblendet, die Fülle des goldenen Lichtes zurück. Und da sprach er ihr von Liebe, von junger, heißer Liebe, die verlangte und begehrte und die nun endlos entbehren sollte.

Er sagte ihr liebe, gute Worte, und sie vernahm sie wie süße, nie zu vergessende Musik, wie ein Jugendrauschen, das der erste Frühlingswind verweht. Er empfand nur sein Glück, ihre heißen, glückstammelnden Worte und er vergaß alles, was ihn hätte bannen sollen, die Treue, die Freundschaft, sein Korps . . .

Oben auf dem Frauenberg holte man die anderen erst ein und scherzte und schien frohgemut mit ihnen. Trude tanzte nur mit Hans. Und es deuchte ihnen, als hätten die Geigen nie so süß erklungen wie an jenem Abend; sie empfand den letzten unsterblichen Rhythmus des Tanzes, der die Menschen für ewig kettet und die Seelen verschmilzt. Und wieder und wieder flog sie an seiner Brust durch den Tanzsaal hin.

Heißer und wilder flog der Atem. Ihre Brust schien das Mieder zu durchbrechen; sein Herz schlug laut, so laut, als wolle es ihn warnen vor der wunderbaren, geheimnisumrauschten Frühlingsnacht hier in den hessischen Wäldern. —

Alfred flog an ihnen vorbei und rief ihnen ein frohes Wort zu; Hans hörte es kaum und vermochte ihm keine Antwort zu geben.

Traumvergessen tanzten sie durch den Saal.

Endlich hielten sie erschöpft inne. Die Musik schwieg. —

Hans nahm ihren Arm und sie flogen hinaus, ohne sich ein Wort zu sagen, ruhelos, sinnlos. Sie verloren die Nähe des schützenden Hauses und schritten schneller dem schweigenden Walde zu.

Drinnen erklangen die ersten Akkorde der Barcarole. — — Hohe, uralte Bäume schienen zu warnen, zu mahnen; ihr Rauschen klang wie das Singen von Schuld, der das Büßen folgt.

Die düsteren Stämme, an denen sie vorüberschritten, führten nicht mehr den Weg entlang; sie schienen zum Himmel oder zur Verdammnis zu führen. — — Und die Nacht schwieg; schwieg wie über so manches, was sie in tausendfach neuer Pracht in ihrer Herrschaft über die Erde gesehen. —

Doch als der Morgen langsam über den verschlafenen Häusern von Alt-Marburg erwachte, und als violette Mützen auf verkaterten Köpfen die Gäste langsam zum Zuge und zur Heimat begleiteten, da fehlte ein blonder Gesell unter den vielen dem sehnenden Auge Trude Standens. —

An jenem Morgen hatte ihn außer ihr wohl keiner vermißt. Aber über acht Tage, da klirrte auf der Trauerkneipe im Hause der Moiker das Glas Hans Kleinens so gräßlich grell, als es Alfred auf dem Stein nach altem Brauche zerschellte, fast als wollte es die Worte des jungen Seniors übertönen, die jener dem toten Freunde über das frühe Grab hinaus zurief. —

Ludwig Lüking:

Frühling.

Ach, wie ich den Frühling liebe!
Goldner Sonne erste Strahlen.
Lenzeswehen, Jugendtriebe,
Meines Lebens Freudenschalen.

Frühling, bringst uns neues Leben,
Spendest Segen, Schaffensfreude;
Nahst, von Blütenduft umgeben,
In der Jugend Unschuldskleide..

Küssest leis' den Saum der Erde
Andachtsvoll aus seinem Schlummer;
Winkst der Lämmer traute Herde,
Linderst Seelenschmerz und Kummer.

Laß mich, Urbild milder Sonne,
Mit der Hoffnung Zuvertrauen
In des Herzens stiller Wonne
Oft noch deinen Einzug schauen!

Sonderdruck aus Nr. 10 der bayrischen Zeitung (Nürnberg).

Agnes Bernauer.

Von **Gerda von Robertus, Dresden***).

Es rauschen der Donau Wogen so ernst und unheilschwer,
Aus ihren Tiefen klagt es wie Totenglocken her.
Ein blutroter Königspurpur aus den Wellen steigt und blinkt,
Auftaucht eine schwebende Krone — auftaucht und sinkt . . .

Die sie heimlich getragen als das seligste Weib,
War des Schöpfers lieblichstes Werk an Seele und Leib;
Die sie trug in Schönheit als fraulicher Tugend Preis,
Grünte dem Stamme der Fürsten wohl als würdiges Reis.

Königlich stolz trug ihr Nacken — weißer denn Blüten der Schleh'n —
Ihres Blondhaares Krone — so hat man kein Weib geseh'n,
Gar so schön und züchtig — im ganzen Bayernland
Von der Isar zur Donau bis an des Rheines Strand.

Ihr Lachen war das der Taube, die gurrend im Holze lacht,
Ihr Lachen wie silbernes Läuten, das Menschen fröhlich macht,

Ihre Seele ein leuchtender Spiegel, jedweden Makels frei. —
Das allerkostbarste Kleinod — man schlug es mir entzwei!

Ach, die liebliche Kehle, wie Alabaster so fein —
Durch ihr zartes Gebilde schimmert Burgunderwein,
Wenn sie beim frohen Mahle trank aus dem schlanken Kristall —
— Ach, die liebliche Kehle erwürgt von dem Wogenprall:

Denn die köstlichste Perle, Meerestiefen entrafft,
Darf wohl schmücken und zieren jungfrohe Heldenkraft —
Doch wie edel die Perle — sie entstieg doch dem Grund,
Darf in Höhen nicht weilen: Zurück in den Meeres-schlund! —

Agnes, mein Leben, ein Opfer freveler Mörderhand!
Mag nun mein armes Leben auch verrinnen im Sand!
Nur die Geliebte zu rächen, sei meine heilige Pflicht —
Eh' ich sie nicht erfüllte, nah' ich dem Richter mich nicht.

Tod nur räche die Tote! Tod soll mähen mein Schwert,
Strömend fließ euer Herzblut, die euch Verrat entehrt.
Bürger, Edle, Geschlechter treff' meines Schwertes Streich,
Bis zur schaurigen Mauer türme sich Leiche auf Leich'!

Blaugrüne Donauwogen, bald, bald rauscht ihr nicht mehr,
Bald ist euer Gewässer ein stehendes Purpurmeer,
Eure frischgrünen Ufer, fleckig vom Scharlachsaft,
Eure Obstgelände dünget der Edelsten Kraft.

Euch, verfluchten Wogen, dämme den Weg ich ab,
Die ihr dem Engel von Augsburg grubet ein unwürdig Grab —
Die ihr Herzog Albrechts Gemahl ließt untergehn:
Vor einem Walle von Leichen werdet ihr stockend stehn!

*) Wir sind in der Lage, diese neueste, wuchtige Ballade der hervorragenden Dresdener Dichterin (Gerda von Robertus ist der Autorname für Gertrud Emily von Schlieben, die Tochter des bekannten ehemaligen Generals, jetzt vermählt mit dem Dichter Otto Borngräber) als erstes bayerisches Blatt den Heimatgenossen der unglücklichen Agnes Bernauer darzubieten. In dem von uns s. Z. besprochenen neuesten Gedichtbuch der Autorin „Hohelieder an den Unbekannten", (Berlin, Verlag Neues Leben, Preis M. 1.—) ist diese Ballade noch nicht aufgenommen. Die Redaktion.

F. Gebhardt:

Sphinx.

Erde, Erde, was lächelst du so,
So sonnig und strahlend und siegesfroh?
Wie ein jugendlich Weib, mit Blumen im Haar — —
„Liebe! Glück!" flüstert dein Lippenpaar.
Und deiner Augen Flimmern und Gleißen,
Alles will es den Menschen verheißen.
Und seine Liebe, und sein Verlangen
Will sehnend, hungernd stets neu dich umfangen — —

Erde, Erde! O weh uns Armen!
Du bist kein wonnespendendes Weib!
Ein Ungeheuer ohne Erbarmen — —
Zum Sprung gekauert den Löwenleib!
Und unter dir seh' ich es gähnen — — das Grab —
In das wir alle versinken müssen,
Ob wir auch lechzen nach Lebensküssen — —
Alle noch stürztest du da hinab!
Keiner, den deine Schönheit betört,
Der auf dein lockendes Lied gehört,
Den dein Rätselange bestrickt, umkettet,
Keiner, keiner noch ward gerettet!
Erde, grausame Erde! Und du?
Lächelnd schaust du dem Spiele zu,
Lächelst verheißend in Rosen rot — —
Und schenkst uns nur — — Tod!

Elisabeth Kolbe:

Dichters Scheiden.

Sonst, wenn ich mußte scheiden,
War ich so sehnsuchtsbang
Nach blüteduft'gen Heiden,
Nach Licht und Vogelfang.

Jetzt trag' ich alle Wonnen
Des Lenzes mit mir fort!
Mir rauscht ihr Zauberbronnen
An einem jeden Ort.

Ob mich auch hin und wieder
Des Lebens Woge schnellt:
Stets bleiben meine Lieder
Doch meine Frühlingswelt.

Edith Riemer-Dembezak:

Blume und Schmetterling.

Einst schaute ich ein Blümelein,
Das duftete so zart und fein,
Und war so hold und wunderschön,
Wie ich noch keines je gesehn.

Da kam daher behutsam sacht
Ne Raupe, eh' es sich's gedacht;
Die Raupe kroch ins Blümelein
Und puppt in ihren Schoß sich ein.

Dort schlief sie sanft und lang in Fried';
Das Blümlein summt ein Schlummerlied
Und wiegt sie leis in Träume ein —
Ach! könnt' ich solche Puppe sein! —

Doch Blümlein, armes Blümlein zart,
Das Schicksal naht so kalt und hart,
Die Puppe von dem Traum erwacht,
Vom Liebestraum in sel'ger Nacht.

„O, Blümlein, schließ' den Kelch recht bald
Und fest im Schoß gefangen halt
Die Puppe! Denn die wird gar flink
Ein farbig, loser Schmetterling!

Das Blümlein hört die Warnung nicht,
Es schaut so selig froh zum Licht
Und träumt noch von der schönen Zeit,
Als — längst der Schmetterling schon weit.

Der fliegt zu andern Blumen hin,
Umgaukelt sie mit Flattersinn,
Und flattert hin und flattert her —
Denkt an die arme Blum' nicht mehr!

Die neigt das Haupt und härmet sich,
Der zarte Schmelz, der Duft entwich.
Es bleicht das sanfte Blond und Rot,
Die neue Sonne fand sie — tot! —

Erda:

Trost.

Hast du in schlaflos bangen Nächten
Der Sorge ganze Qual erkannt;
Hast du gekämpft mit dunklen Mächten,
Daß dich der Tag erschöpfet fand;
Des Morgens goldenes Erwachen
Nimmt alle Angst von deiner Brust,
Und mit der Sonne frohem Lachen
Erwächst dir neue Daseinslust.

Wenn aber deiner Sorgen Mengen
Dir schleppen nach auf Weg und Tritt,
Daß sie der Sonne Licht verdrängen
Und dir verdunkeln jeden Schritt,
Wenn dich das Leben drückt darnieder
Und dir der Kummer folget nach,
Des Höchsten Wille hebt dich wieder:
Sei mutig, fest! — Es kommt dein Tag!

A. Rinke:

Heide-Sonntag.

Sonntags, wenn die Glocken klingen,
Zieht's mich zu der stillen Heide hin,
Wo die Vöglein Jubellieder singen;
Und mit den Heideblümlein kost der Wind.

Um mich ahnungsvolles, heil'ges Schweigen,
Ein friedlich Sehnen durchzieht die Brust.
Die Blümlein still die Köpfchen neigen,
O, traute Heide, du meine Lust!

Franz Schaffelhofer jun.:

Verdorben.

Skizze.

Ein erstickender Tabakrauch und die Kehle beklemmende Ausdünste von vielen Menschen und Branntweingeruch erfüllte das Gastzimmer.

Um die Tische lungerten die Männer herum, rauchend und betrunken, und durch das wüste Stimmengewirr und das Klirren der Gläser tönte das heisere und rohe Auflachen der Betrunkenen.

Bei einem Tische saß auch ein Mann, der anscheinend schon zuviel getrunken haben mußte, denn seine Stimme tönte heiser und unverständlich, und als er mit den anderen in dieser Art sprach, schlug er zur Bekräftigung einigemal mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

Neben ihm saßen zwei kleine Knaben — seine Kinder — welche ihn ängstlich anblickten, als er mit der nervigen Faust auf die Tischplatte schlug. Er schien sie aber nicht einmal zu bemerken.

Einer von den beiden zupfte jetzt den Vater am Rockärmel.

„Vater, gehn wir nach Hause?"

Er wandte sich zu ihm und sagte mit gröhlender Stimme:

„Was willst du?"

„Vater, komm, gehn wir nach Hause. Die Mutter weint immer, wenn du so spät nach Hause kommst."

„Sei still, nichtsnutziger Bengel. Hier trink."

Er nahm das Glas vom Tische und wollte es dem Knaben zum Trinken reichen.

„Vater, ich kann nicht trinken."

„Was? Du kannst nicht? Du willst nicht, sage lieber. Wart', ich will dir helfen auf mich aufzupassen. Da hast du."

Mit einem Fluchwort schlug er ihn mit seiner Hand roh ins Gesicht.

Der Knabe stöhnte auf vor Schmerz. Dann bedeckte er weinend sein Gesicht. Zitternd und still saßen die beiden Knaben da und warteten, bis endlich der Vater aufstand, um nach Hause zu gehen.

Zitternd gingen sie hinter ihrem Vater, der auf dem Wege betrunken von einer Seite auf die andere torkelte.

* * *

Einige Jahre später.

Vor dem Richter standen zwei junge Burschen, welche auf ersteren einen intelligenten Eindruck machten. Neben den beiden stand ein alter Mann. Es war der Vater von ihnen und klagte dem Richter sein Leid, daß er es mit seinen Söhnen nicht mehr aushalte, daß sie sogar gegen ihn schon die Hand erhoben hatten und daß sie ihn täglich um Geld angingen, um dieses Geld dann zu vertrinken.

Trotzig standen die beiden da und verhöhnten ihren eigenen Vater mit rohen Worten vor dem Richter.

Sie schlenderten ihm eine Anklage über die andere Anklage entgegen, daß nur er und er allein es gewesen sei, der sie auf diesen Weg gebracht hatte.

Wie Hammerschläge wirkten diese Worte auf den Vater der beiden. Stöhnend sank er auf die Anklagebank nieder.

Der Richter konnte kein Urteil fällen. Die beiden wurden freigesprochen und mit gesenktem Haupt verließ der alte Mann — der Vater der beiden — den Gerichtssaal.

* * *

Einige Zeit darauf.

Wieder standen die beiden vor dem Richter. Diesmal standen sie aber nicht ihrem Vater gegenüber, sondern fremden Leuten. Sie hatten einen Diebstahl verübt und waren dabei ertappt und verhaftet worden.

Und wieder standen sie trotzig da und blickten mit höhnischem Gesichtsausdruck auf die Kläger.

Das Urteil des Richters lautete auf zwei Monate schweren Kerkers.

Als sie abgeführt wurden, sagte einer von den Brüdern:

„Macht ja auch nichts. Diese zwei Monate werden nicht ewig dauern und dann kann man ja wieder an die Arbeit gehen."

Was er wohl damit meinte?

Der Richter, der diese Worte gehört hatte, wußte wohl, oder ahnte zum mindesten, was diese Worte bedeuten sollten — das waren angehende Verbrecher.

Wer hatte die Schuld daran?

Hermann Busse:

Süße Erinnerung.

Verwehte, verrauschte Stunden . . .

Mit weichen Schattenhänden greift ihr zurück in die Saiten meiner Seele, bis in gedrängter Schmerzensfülle die letzte Saite jäh zerspringt. Und doch ist sie so unendlich süß, die Erinnerung . . .

Ein trauliches Gemach, liebe Menschen darinnen; ich trete errötend ein. In lieblicher Vertraulichkeit reicht sie mir die Hand, die feine, wunderbare Hand

Ein berauschendes Gift betäubt in süßer Lähmung meine Seele, mir will vor tiefüberraschter Wonne das Herz stille stehen.

Gesenkten Hauptes steht sie neben mir.

Nur einen Augenblick.

Du gehst zum Flügel . . . alles ist still.

Du öffnest den Deckel, der im bunten Lichterglanz matt erglänzt, und deine Hände gleiten kosend und erzitternd zugleich über die schimmernden Tasten. Du spielst . . . und singst eine himmlische Liebesweise.

Und leise verklingt das schmelzende Lied, das schluchzend selige Locken.

„ . . . ewig mein," hauchten die süßen Lippen. „Und du bist einzig, ewig mein," hallt es in meinem trunkenen Ohre wieder.

Und du ingst so träumerisch empor mit deinen dunklen, großen Augen; ein Spiegel hält dein lieblich Bild, den feinen Kopf, die Flutwellen des goldblonden Haares, von einem purpurroten seidenen Band durchwoben.

Ich spüre leise meine Sinne schwinden, im Duft der Hyazinthen, Rosen und Veilchen. Traumverloren blase ich blaue Ringe in die Luft. Meine Seele löst sich in überquellendem Glück . . .

Du siehst mich an, so rätselhaft verlockend.

Ich stehe auf, du gibst mir das Geleite. Und süßes Dämmerlicht hüllt uns ein im Flur. Ich fühle nur deine Nähe. Dann hängen sich meine schmachtend durstigen Lippen an die deinen.

O! es ist eine unendlich himmlische Empfindung . . . Ich trete allein in die lauschende Frühnacht. Aus weißen, verklärten Wolken spricht deine Seele zu mir.

Endlich bin ich in meinem Heim, und die zitternden Hände pressen sich an die hämmernden Schläfen. Ich berge mein Haupt in die Kissen, stehe auf und blicke an den Nachthimmel empor. Eine heiße Träne perlt über meine Wange, eine Träne, die eine Seele hat, eine Seele, die schmerzlich erbebt.

„Und du bist einzig, ewig mein."

Verwehte, verrauschte Stunden. — — —

Nicolaus Schmitt:

Winter.

Der Himmel blickt mit dumpfem Brüten
Nieder auf die Mutter Erde,
Die verhüllt gleich einem Müden
Ruht von Mühen und Beschwerde.

Graue Nebel ziehen träge,
Schaurig über Feld und Tal,
Tief verschneit sind alle Wege,
Die erhellt kein Sonnenstrahl.

Um die Häupter kahler Bäume
Rauh und kalt der Nordwind saust,
Und des Lenzes frohe Träume
Sind zerstoben und zerzaust.

Hin und wieder ächzt ein Rabe
Auf eines Baumes kahlen Zweigen.
Über einem großen Grabe
Sank die Welt in tiefes Schweigen.

Du mein Herz brauchst nicht zu bangen
Um des Lebens fernen Lauf,
Die Blumen, die zu Grab gegangen,
Weckt dir der Himmel wieder auf.

Artur Fonlon:

Einsame Liebe.

Mondestrunken die Nächte lauschen
Dem süßen Küssen der rosigen Lippen,
Murmelnd die rieselnden Wasser rauschen
Hin über öde Felsenklippen.

Fieberhaft glühn die einsamen Herzen
Vor sonnenstrahlender Liebesglut,
Die Liebe ganz leise schon spüret Schmerzen,
So heftig wallet das heiße Blut.

Die Bäume säuseln und lispeln dazu
Und schenken berauschende Frühlingsdüfte,
Die Sternlein glitzern in stiller Ruh',
Ganz sachte zittern die schwülen Lüfte.

„Ach du mein Glück und Leben allein!
Dein Zauber erweckt mir Sehnsucht und Traum,
Wie könnte ich ohne dich glücklich sein,
Du — du ein Stern im Waldesraum."

Rudolf Blum:

Dein Wille.

Wolle und du hast gesiegt!
Wer nicht will, nur unterliegt.
Sieh, die andern halten still
Und drucken sich
Und ducken sich,
Wenn einer ernstlich will:
Wolle und du hast gesiegt! —

Wolle und du hast gesiegt!
Brechen mag, was sich nicht biegt.
Sieh, die Welt ist weit und groß
Und wartet nur
Auf deine Spur.
Würfle also selbst dein Los!
Wolle und du hast gesiegt! —

A. N. Hermann Henke:

Ich habe ein Mädchen im Traume geküßt,

Geküßt mit dem göttlichen Funken;
Ich habe durch endliche Ferne gegrüßt
Und Ströme des Heiles getrunken.
Am lieblichsten Busen dann ruhte ich aus,
Und nahm auch den lieblichsten Gruß mit nach Haus.

Mein Geist ist gewandert, so weit, so weit,
Durch freundliche, nächtliche Auen;
Ein lockiger Engel, er war mein Geleit,
Und ließ mich viel Göttliches schauen.
Mit Sternen und Rosen besät sein Gewand
Umschlang es ein lichtes, ein goldenes Band.

Und als ich zum freundlichsten Fensterlein
Mit meinem Engel gekommen,
Da hat sie im kosenden Mondenschein
Ein heimliches Flüstern vernommen.
Sie lächelte, wußte nicht, wie ihr geschehn:
Da hat sie mein Bild wie im Traume gesehn.

Die Wangen voll Rosen, vom ewigen Hauch
Des Geistes, den Gott ihr gesendet.
Sie wachte und lauschte, — da wachte ich auch,
Zum Fenster die Augen gewendet.
Wir schauten den Himmel, mit Sternen besät:
Zwei Seelen — sie sprachen — ein Dankgebet!

Joh. Mang:

Versuchung.

Alles tot, kein Leben um mich her,
Kein Hoffnungsstrahl durchzuckt die Stille.
Und mir zu Füßen dieses schauerliche Meer
Es spült hinweg mir auch den letzten Willen.

Es zieht und lockt mit finstrer Kraft
Und die Verzweiflung drücket nach.
Es schwindet alles, was ich einst erschafft,
Vor meinem Geiste lieget alles brach.

Es war umsonst, umsonst war all mein Ringen,
Mein Streben nach Vollkommenheit.
Ich bin am End', nicht weiter kann ich dringen,
Hier trennt sich Zeit und Ewigkeit.

Zeit und Ewigkeit, durch die Unendlichkeit geschieden
Und doch durch den Moment so nah!
Dort winket mir ein heiliger Frieden
Und hier ein Leben, jeder Hoffnung bar.

Und aus dem dunklen Punkt des blinken Laufes
Stiert's mich wie Offenbarung an,
Wie Hohn, daß ich so leichten Kaufes
Treulos dem Kampf entfliehen kann.

Das sind die Geister, die uns Menschen hassen,
Die uns zerreißen mit des Zweifels Qual,
Die nimmer uns zur Ruhe kommen lassen,
Bis unser Aug' ist starr und fahl.

Doch nein! Zurück! Ich will es nicht!
Zurück mit euren falschen Händen!
Denn euch zu trotzen macht' ich mir zur Pflicht!
Verstummt, Gewalten! Ich will es vollenden!

George Morin:

Der Bettler Amor.

Ein Bettler steht dort auf der Flur,
Der ruft: „Ich bin ein armer Knabe!
Zu hübschen Mädchen komm' ich nur,
Bitt' schön um eine milde Gabe!" —

Den kleinen Schelm, seht ihn nicht an,
Er wird euch sicher sonst gefährlich!
Mit Geld ist ihm ja nichts getan,
Doch was er will, ist zu begehrlich!

„Ich bitt' um eine milde Gab',
Ich bin der Bettler Amor", spricht er;
„Wenn ihr's nicht glaubt, daß ich nichts hab',
Fragt nur den Himmel und die Dichter!"

Und schelmisch lächelnd sagt er noch:
„O gebt, seht meine nackten Füßchen!
Ich bin ja schon zufrieden doch.
Mit einem einz'gen warmen Küßchen!"

Heinz Withalm:

Selbständigkeit.

Novelette.

Da hatte ich einmal ein Verhältnis.

Es begann wie tausend andere. Kokettes Spiel auf der Promenade, Ansprechen unter einem unsinnigen Vorwand, schließlich ein allgemeines „Blödeln". Wie hätte es beim erstenmal anders sein können?

Natürlich, genau wie alle Männer sind, stolzierte ich, gleich den übrigen, am selben Liebespfad.

Sie war eine Jüdin. Mary Langfelder hieß sie, und geistreich, so wie die meisten jüdischen Mädchen aus erster Familie. —

Ich habe mich aber gründlich getäuscht. Das heißt nein, nicht getäuscht: aber ich konnte unmöglich zum gewünschten Ziele kommen. — Ihr Geist, ihr hoher weiblicher Geist hielt mich zurück. — Und so wurde sie mir eine Liebesfreundin. Wir küßten uns wohl in inniger Liebe, aber eigentlich waren wir Freunde, treu und wahr zueinander.

Mary studierte auf der Universität Philosophie. Nur drei Semester. Aber die genügten, um ihren ganzen Geist, ihre hohe Seele, die so schwer zu verstehen war, vollkommen zu entwickeln. Sie wurde eben ein ganzes Weib. — Als solches lernte ich sie kennen. — Ihre Eltern zwangen sie dann, nach Hause zu kommen. Die meinten, sie solle lieber Kochen und Haushalt lernen. Da würde sie viel eher einen Mann bekommen. Und die Tanten, diese alten Kaffeetratschen, sagten: „Recht haben die Eltern. Was macht ein achzehnjähriges Mädel auf der Hochschule?"

Und so kam Mary.

Mitgebracht aber hatte sie ein abscheuliches Gefühl: Die Unselbständigkeit.

Sie wußte genau, sie kann etwas leisten, Großes leisten, aber — sie durfte nicht. Mary drängte es nach Arbeit, doch sie konnte nicht, weil die Eltern und die liebe, stets gescheite Verwandtschaft, die geehrten Tanten und alten Großmütter nicht wollten.

Nachts grübelte sie nach und nach. Den Polster drückte sie an sich. Wie die Selbständigkeit, das freie Tun und Walten erreichen? Wie etwas zeugen können, was ihr Geist so leicht vollbrachte? Wie? Wie?! —

Die ganze Stadt, die sich zur Großstadt entwickelt, war ihr verhaßt. Nichts als Kleinigkeiten, Tratsch, Habsucht, Weibergier umgab sie. Ihr ganzes Milieu begann ihr ekelhaft zu werden.

Wie gierige Geier drängte alles auf sie, umklammerte ihre Seele und ließ sie nicht los vom täglich Gleichen, vom Nichtstun.

Ja, ihre Freundinnen, die Liese, die Ella, die Trude und alle anderen Mädchen hatten es in ihrer Beschränktheit gut. Die wußten doch nur von dem, der so gut tanzt, von jenem mit den blauen Augen und blonden Haar, von Toiletten und schönen Bällen und Verehrern. — Die Mädels ahnten nicht, was es heißt, Geist und Seele zu haben, ein Weib zu sein und dieses Sein nicht ausnutzen und verwerten zu können, diese Puppen und Spielbälle der Männer! —

Der Gram der Seele und des Herzens begannen auf Körper und Fleisch zu wirken. Mary sah immer elender aus, — sie klagte mir halb im Leid, halb im Zorn ihre Qualen.

Ich gab ihr Ratschläge, solche und solche. Aber nichts half, keiner schien heilbringend. —

So mühte und arbeitete Mary sich denn weiter. Ja, sie versuchte sogar, so wie die anderen Damen ihres Alters zu werden. Doch das ging am wenigsten. Eins wußte sie: hinaus aus ihrem Milieu, der beschränkten Gesellschaft!

Sie wollte nach Amerika. Wie ein störriger Esel sich mit Vorder- und Hinterbeinen gegen das Weitergehen stemmt, so tat es die Verwandtschaft gegen die Amerikafahrt.

Mary mußte also bleiben; sie hing doch von allen ab. Damit sie aber wenigstens eine Entschädigung hatte, durfte sie zu einer jener alten, stets zuckersüßen Tanten, die sich so gerne in Spott, Schimpfereien und Moralpauken einhüllen, um sie recht kräftig an andere abzugeben, fahren. — Also mit Amerika war es nichts.

Blieb denn nur ein Zweites — Heiraten. Dem konnte ihr niemand widersprechen. Es tat auch keiner und keine was dagegen; sie ließen die Dinge ruhig laufen.

Nur ich sagte meiner Freundin:

„Selbständig, sei es geistig, geschweige denn finanziell, wirst du in der Ehe auch nicht."

„Ja," antwortete sie, „aber mein Kind." — Ich verstand sie nicht ganz. — — —

Mary war ganz hübsch, — sie fand ihren Mann, sogar einen reichen.

* * *

Zehn Jahre Ehestand.

Mary wurde ruhiger. Doch was eigenes Arbeiten und Trachten anbelangt, darin blieb sie sich gleich. Sie wurde auch in der Ehe nicht selbständig, aber ihr Kind erzog sie dazu. Kein Mensch durfte ihr was dreinreden; einigen Tanten hatte sie schon gehörig um den ewig predigenden Mund gehauen. Dann schwiegen auch die, wenigstens ihr gegenüber. — Aber zu den anderen — na, das war nicht zu verhüten.

Als „Kleinmary" vierzehn Jahre alt war, begann sich ihr Geist zu zeigen. Die Mutter half seiner Entwicklung und die andern schlugen die Hände überm Kopf zusammen.

Und erst als die Tochter auf der Universität war, vom Lernen und Arbeiten nicht loszubringen war, konnten die jetzt schon gräßlich alten Tanten, denn solche wollen doch nie sterben, die Hände vom Kopfe überhaupt nicht mehr trennen.

Mary war das gleich.

Ihr Kind hatte einen freien Geist, eine freie Seele und konnte sich entwickeln wie es wollte. — —

Als ich dann einmal meine liebe Freundin wieder besuchte, und ihre Tochter wegen einigen sehr interessanten philosophischen Büchern bekannt und groß geworden war, sagte Mary zu mir:

„Siehst du, mein alter Freund! Ich konnte nie selbständig werden, nie etwas erreichen. Aber mein Kind wurde es. Und diesem gegenüber war ich es doch. Denn mein freier Geist erzog es, mein Drang nach Selbständigkeit.

Emma Lechleitner:

Zu Zwei'n.

Letzter, goldner Glorienschein
Liegt auf unsern Höhen,
Komm, wir wollen heut zu Zwei'n
Durch den Abend gehen.

Still, ganz still ist schon das Tal,
Nur die Dämmrung spinnet
Lautlos ihren grauen Schal —
Labsal uns umrinnet.

Doch — weshalb so scheu und zag
Lächeln deine Lippen?
„Ich lieb' die Sonne und den Tag,
Mag von der Nacht nicht nippen."

Und ich kann vom Dämmerschein —
Er kühlt das Weh — nicht lassen . . .
Wir' gehn zu Zwei'n — und doch allein,
Kannst du den Zwiespalt fassen?

Fritz Kottenhoff:

Gott ist Geist.

Und Gott ist Licht! — Aus weiter Ferne hallten
Der Menschheit brausend solche Klänge zu;
Ein irres Schwanken wehrt der Seele Ruh,
Die sich in stetem Zaudern fast zerspalten.
Ja, Gott ist Licht, das, wundergleich entflammt,
Dem fernsten All, dem tiefsten Sein entstammt, —
Denn Licht ist Geist, und Geist ist ew'ges Walten.

Nicht ist der Menschheit Seherblick gegeben;
Nur in des Daseins schwarzverhüllter Nacht
Sucht ahnend sie die unverstandne Macht,
Und fühlend schaudert sie in leisem Beben. —
Wie aus dem Dunkel rote Lohe schlägt,
So flammt der Schöpfergeist, orkanerregt, —
— Und nimmt die Macht und gibt dreifältig Leben.

Josef Kühr:

Die Mutterliebe.

Wenn schwere Sorgen dich umdrängen,
Wenn bittre Not dein steter Gast,
Wenn Angst und Kummer dich beengen,
So daß du keine Ruhe hast;
Wenn all dein Hoffen und dein Wähnen
Nach Glück und Lust sich nicht erfüllt,
Wenn deines Herzens heißes Sehnen
Verzehrend brennt und ungestillt:
Dann geh' in dich und frage
Ob eines du nicht hast,
Das dir in Schmerzensstunden
Erleichtert deine Last.
Denk', daß zu allen Zeiten
Das Mutterherz dir blieb:
:,: Es heilt ja jede Wunde
Der Mutter treue Lieb'. :,:

Wenn du nicht weißt, wohin dich wenden
Mit deinem Schmerze übergroß,
Wenn niemand dir will Balsam spenden
Und wenn du allen Trostes bloß;
Wenn alle Menschen dich verlassen,
Daß du allein und einsam bist,
Wenn man verhöhnt dein Lieben, Hassen,
Und selbst das Liebste dich vergißt:
Es frägt und bangt noch immer
Das Mutterherz nach dir;
Wirf hin den Tand der Erde
Und ihre Lust und Zier,
Dein Glück blieb reich und reiner
Wie Sonnenschein im Mai,
:,: Die Liebe einer Mutter
Sie grünt ja ewig neu. :,:

Martin Loesche:

Du — Schmetterling?

Gleich einem Schmetterling ist dein Leben,
Der rastlos über den Blumen sich wiegt,
Erfüllt von Genußsucht, in sorglosem Streben
Ihr auch bald huldigt, bald weiterfliegt.

Die warme Sonne lockt ihn aus dem Schlummer —
Wohl folgt er gern die kurze Zeit . . .
War auch sein Leben ohne Kummer:
Da naht schon die Vergänglichkeit.

Und wenn ein Hauch den Herbst verkündet,
Stirbt dieser noch vor Abendrot —
Des Kleides bunte Zier verschwindet:
Sein allerletztes ist der Tod.

Doch deine Seele soll auf Falterflügeln
Von sanfter Seligkeit, im Weh'n
Getragen werden — weit von Erdenhügeln
Aus Grabesnacht zum Aufersteh'n.

Aloys Pohlmeyer:

Maria.

Aus den Tagebuchblättern eines Poeten.

Motto:
— — Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe. (Heine.)

Sie war eine Träumerin. Ihre Augen verrieten es. So tiefblickende, schwärmerische Augen, perlenklar, wie ein Märchenbronn, habe ich noch nie gesehen. Sie konnten gar eigenartig aufleuchten. Es kam ein funkelndes Licht in sie, wie man es sieht, wenn in einem See, der den Himmel widergibt, für einen Augenblick aus schwarzen Wolken die Sonne blitzt. So glänzten ihre Augen, und dann trat sie aus sich selbst und ihrer Lieblingswelt der Träume heraus und erzählte. Und mir, der ich ein Poet war, überschäumend von sprudelndem Humor, mir war sie in solchen Stunden lieber als all jene Mädchen, die nur vom Alltäglichen zu reden wissen und von dem, womit sie sich morgen kleiden wollen. Doch wie selten waren

solche Augenblicke, fast so selten wie eine Stunde ungetrübten Glückes.

Sie war noch ein Kind in ihren Gesinnungen, rein und fleckenlos. Nie wagte ich es, diese Knospe, die im Begriffe war, sich zu voller, blendender Pracht zu entfalten, mit rauher Hand zu öffnen. Ich hatte oft eine kaum erblühte Rose gepflückt und sie aufgebrochen, weil sie mir in der Blüte lieber war, als in ihrer stillbescheidenen, unerschlossenen Schönheit. Dann blühte sie — einige Stunden lang — und schloß sich wieder, um zu sterben. Darum fürchtete ich mich.

Oft aber mußte ich mir Zwang antun. Sie ahnte nicht, wie ich kämpfte und sprach so munter und kindlichfroh von ihren täglichen Arbeiten und ihren Lieben.

Wenn sich der Abend niederneigte, sank sie wieder zurück in ihre Träumerei. Einmal bat ich sie, mir zu erzählen aus ihrem Leben. Da redete sie von ihrem Vater, der gestorben, als sie noch ein Kind gewesen.

Er war Sekretär an dem Sitze eines Grafen. In der Kanzlei des sagenumwobenen Schlosses verlebte sie mit ihren Eltern und Geschwistern eine glückliche Jugend, so rosen und goldig, wie sie die Blümlein haben, wenn sie an jedem Tage die leuchtende, lockende Sonne aus feurigem Morgenrote grüßt. Doch einmal kam das Scheiden, jene Stunde, die immer kommt, wenn man sie weit von sich wünscht. Der harte Tod nahm den Ernährer fort aus der Mitte seiner Lieben. Da legte sich um des Kindes heitere Seele ein Rauhreif, der mit kalter Hand das Werk, das ungetrübtes Glück und seliges Beisammensein geschaffen, zu vernichten drohte.

Sie zog mit ihren Angehörigen von der Heimat fort in die Stadt. Aus den Zweigen der Trauertanne am Fuße des Schloßberges wand sie dem teuren Toten den letzten Kranz, legte ihn auf sein Grab und weinte keine Träne.

Seit jener Stunde erschien sie so, wie sie war, da ich sie kennen lernte, still, in sich zurückgezogen. Sie lebte nur ihren Lieben und sich. Dem Poeten aber ward ihr träumerisches Wesen ein Brunnen vollster Schöpfung. Bald genügte es mir nicht mehr, sie nur als Freundin zu haben. Ihre Blicke, die nicht die kleinste Regung ihres Herzens zu verbergen vermochten, sagten mir nur zu deutlich, daß sie Wohlgefallen hatte an meinen Werken. Wer aber das Werk des Meisters liebt, schätzt auch den Meister selbst. — So schloß ich und suchte ihre Liebe. Zaghaft hub ich an davon zu reden, und mußte erschrocken einsehen, daß sie mich nicht verstand.

Ich gab es auf und suchte Trost in der unerschöpflichen Reichhaltigkeit ihrer Seele. Sie wurde mir der Stern, zu dem ich vertrauensvoll aufschaute, wenn mich Mißgeschicke zu vernichten drohten. Ich verehrte Maria, wie man einen Menschen verehrt, der einen andern sich selbst und der Welt zurückgibt. Ich sprach es aus in einem Gedicht, welches auch sie zu lesen bekam. Die Überschrift war ihr Name.

Als sie mir jenes Gedicht zeigte, war ich erschrocken und sah keinen anderen Ausweg, als ihr meine Gesinnung voll und ganz zu enthüllen. Der Wortschatz der Liebe machte, daß sie mich endlich verstand.

Bittend sah sie mich an, und wieder mußte ich schweigen, aber aus ihren sanften Augen leuchtete mir die Hoffnung entgegen, und ihr Antlitz überflutete das zarte, keusche Rot der ersten Erkenntnis. Nun wußte ich, daß ich nicht mehr warten konnte; ich mußte sprechen und sollte ich daran zugrunde gehen. — —

Ein herrlicher, wohltuender Abend lag auf der blühenden Flur, als ich von einem weiten Spaziergang in die dumpfe Luft der nimmerruhenden Stadt zurückkehrte. Ich blieb am Rande eines Wäldchens stehen, in stummer Bewunderung des scheidenden Tages versunken. Von einer nahen Kapelle läutete friedvoll ein Glöcklein und der Wind trug den Schall über die Felder dahin ins Weite. Die Landleute hielten inne in ihrem Schaffen und falteten fromm die Hände. Es war, als streiche eine milde, weiche Mutterhand über die Welt und banne allen Kummer und alles Leid hinweg. Der Friede schritt durch die Flur. —

Auf allen Wegen eilten die Menschen ihrer Behausung zu, dort ein Arbeiter im groben Kittel, mit gebeugtem Rücken, langsam und schwerfällig, hier ein feiner Stadtherr, leichtfüßig und rasch. Und unter den Dahineilenden war auch sie. Sie war allein und schritt den Weg hinauf zum Kirchlein. Ich folgte ihr. An der Pforte holte ich sie ein. Sie wandte sich um, erblickte mich, und ein jähes Erröten huschte über ihre Züge. Die letzten Sonnenstrahlen eilten mit schwachem Leuchten über die Felder, nur das Abendrot glühte noch langsam ersterbend nach.

Ich trat zu ihr. Ihre Hand zitterte in der meinen. Fast willenlos ließ sie sich von mir in das Zwiedunkel des Waldes ziehen.

Und da sprach ich von meiner Liebe. Und ehe ich wußte, wie es geschehen, lag sie bebend und schluchzend von Wonne und Leid an meinem Herzen. Auf ihre Stirne hauchte ich scheu den ersten Kuß der Liebe, und dann küßte ich sie auf den Mund. Um uns beide wob die Nacht ihren rätselhaften Schleier, durch die Äste und Zweige blickten Mond und Sterne und

lächelten auf zwei Menschen nieder, die engumschlungen unter einer mächtigen Linde standen, als ob sie sich nimmer lassen wollten. In die Rinde des Baumes grub ich ein Herz ein, wie es dort schon viele vor mir getan hatten und schnitt in die Mitte desselben zwei Buchstaben, die Anfangsbuchstaben ihres Namens. Sie lächelte so ruhig und gut dabei, es war wieder das goldige Lachen ihrer Kinderzeit. Die Liebe hatte es ihr zurückgegeben. Durch die milde Sommernacht gingen wir heim und versprachen uns ein möglichst oftes Beisammensein.

Von nun an sah ich sie täglich. Ich hatte mir vorgenommen, sie mir zu erziehen, so, wie man eine Blume aufzieht, daß sie ein Leben lebe in Glück und Freude und nie ein Leid sie, die Vielgeprüfte, treffe. Ich wollte sie halten, weil sie noch so schwach war, daß ein Windhauch sie knicken konnte. Sie sollte mir Trost werden in bangen Stunden, ihre große Seele sollte mir, dem harten, sturmgeprüften, müden Manne eine Ruhestätte milden Friedens sein. Ich glaubte, daß das, was ich mir vorgenommen, mir leicht werden würde durch die Hilfe der Liebe.

Und es schien, als begründe sich meine Hoffnung. Sie schrieb mir einmal: „Ich habe keinen Menschen so lieb, als dich. Ich weiß nicht, wie ich ohne dich leben könnte!“ —

Solche Worte hoben mich empor aus allem Alltagsdasein, denn das Sehnen jedes fühlenden Menschen ist ein Herz, dem er das seine schenken kann, ein Herz, das Trost und Liebe atmet. In meinen Werken, in meinen Gedichten lebte nur sie. Sie war mir alles Mit jubelerfüllter Brust sang ich:

„Alle meine kleinen Lieder,
ach, ich wollt', es wären Rosen,
die ich dann mit zarten Händen
um das Haupt dir schlingen könnte.
Mitten aber in die Rosen
wollt' ich Wunderbalsam gießen,
daß sie nimmer welken möchten
meine süßen, kleinen Lieder.“ — —

So wollte ich ihr danken. Und sie verstand es und dankte mir mit ihrem ganzen Willen, den sie mir hingab, daß ich ihn mir bilde, wie es mein Herz wünschte. —

Ein Großer hat einmal gesagt, der Geist sei folgsam, aber es unterliege oft dem Fleische und seinen Schwachheiten und dem ungefestigten, launenhaften Willen. Und ist nicht Unbeständigkeit von jeher der Menschheit wunde Seite gewesen?

Auch ich sollte es erfahren. —

Wiederum nahte der Lenz und überschüttete die Welt mit seinen Gaben. Die Natur ist mir immer ein lieber Freund gewesen. So ging ich auch an einem herrlichen Tage, einem Tage, der den Menschen so recht fühlen läßt, daß er Mensch ist, hinaus in die Flur. Unwillkürlich lenkte ich meine Schritte hinauf zu der alten Linde. Sie stand einsam da, wie fast immer, nur zwei Menschen wandelten in ihrem Schatten auf und nieder, ein Mädchen und ein Jüngling. Als ich in den Wald eintrat, hielt er sie in seinen Armen und küßte sie.

Ich blieb stehen.

Mir pochte das Herz, als ich jene dort glücklich sah, wo ich selbst vor nicht allzulanger Zeit meine Liebe gefunden. Beim Geräusch meiner Schritte wandten sich die beiden um und — o Gott, halte mich, scheuche mir das Trugbild hinweg, — — in dem Mädchen erkannte ich sie. Noch fuhr ich mir wie nachdenkend über die Augen, da stand sie schon vor mir und grüßte mich freundlich, wie sonst. Der junge Mensch zog den Hut und schritt dann den Weg hinab, den ich gekommen.

Es war kein Traum. Ihre Stimme gab mir die Besinnung wieder. Sie erzählte mir ruhig und ohne jede Erregung, daß sie mit jenem spazieren gewesen sei. Da nahm ich sie stumm bei der Hand und führte sie zu der Linde, zeigte ihr die Buchstaben, die noch leuchteten, als seien sie soeben eingeschnitten und hielt ihr in harten Worten ihr Verhalten vor. Sie weinte und wunderte sich, daß ich über eine so geringe Sache mich errege. Hätte mich wohl ein Wort tiefer treffen können? Alle meine stillgehegten Hoffnungen sah ich vernichtet. Und wovon? Weil sie ein Kind geblieben war trotz aller meiner Sorge, sie zu erwecken. Ich sagte ihr auch dieses, sagte ihr, sie dürfe nicht jeder weichen Regung, jedem Schmeichelwort nachgeben. Und sie tröstete mich damit, daß sie, die ich allein besitzen wollte, ja auch zu mir gut sei und es andern nicht versagen wolle, glücklich zu sein. Doch wolle sie mir geloben, sich zu ändern und fernerhin mit keinem so innig vertraut zu sein, als mit mir. —

Und wieder wurde ich getäuscht.

Alles scheiterte an der kindlichen Weichheit ihres Herzens.

Da zwang sie mich zum Scheiden. Ich konnte nicht anders, weil mich ein solches Leben in Unsicherheit und Zweifel getötet hätte. Ich ging zu ihr, sagte ihr, daß ich sie wiedersehen möchte, wenn sie reifer sei und mehr Verständnis habe für meine Ansichten. Sie

hörte mir weinend zu, gab mir die Hand und eilte davon.

Ich aber schritt hinauf zur grünenden Linde, drückte mein Antlitz an ihren Stamm und weinte die ersten Tränen der leidenden Liebe. Aus ihren Namenszügen inmitten des Herzens quoll der heilende Saft des Lenzes und rann hinunter in das Moos zu meinen Füßen. Ich küßte die blutende Wunde des Baumes, küßte sie viele Male und weinte um eine andere Wunde, die tief drinnen in meiner Brust zehrte, wo eine reine Frühlingsblüte dahinwelkte in ihrer herrlichsten Pracht. — Und die Liebe kam zu mir, die weinende Liebe mit ihren Sehnsuchtsaugen. Sie gab mir gütige, herzergreifende Trostesworte und ließ mich hineinblicken in eine Wunderzeit, die mir ein holdes Bild zeigte. Ihr Bild war es. Sie war erblüht zum reifen, vollkommenen Menschen, ihr Blick drückte Festigkeit und starken Willen aus, doch die Güte leuchtete noch klar und rein aus ihm, wie ehemals. Und als ich die Arme nach ihr ausbreitete, lächelte sie und eilte jubelnd an mein Herz. Und in uns war eitel Wonne und Glück. Hinter mir sank die Welt der Sorgen und Leiden hinab und wich einem Freudenlenze in den Armen der erstandenen, geläuterten Liebe. So sah ich das Bild. Noch einmal lächelte die Liebe mir sanft und verheißend zu. Dann schied sie. — — —

Der Abend war längst gekommen. Durch die funkelnde Sternennacht schritt ich dahin, mit der Hoffnung in mir.

Und wenn ich seit jener Stunde an sie dachte, auf die ich mein Lebensglück aufbaute, drang es mir voller Vertrauen aus dem Herzen: „Es gibt ein Wiedersehen und einen Frieden, der kein Ende nimmt, weil ihn die Liebe schuf!“

Maria, wann kommst du wieder?

Wilhelm Braun:

Das Weib.

Skizze.

Ich stand am Fenster meines neubezogenen Zimmers und blickte emsig auf die Straße hinunter. Es war eigentlich nichts Neues, was sich mir da bot. Menschen, Wagen, Automobile . . . immer dasselbe Bild. Als mich das Treiben zu langweilen begann, wollte ich mich gerade in mein Zimmer zurückbegeben, als sich mein Blick ostentativ auf das Haus vis-à-vis wandte. Ich sah eine junge Frau, die mich schon längere Zeit zu beobachten schien und nun verwirrt und rot die Blicke hinunter auf die Straße lenkte . . .

Ich sah noch, wie sie ab und zu verstohlen zu mir hinüber sah, um erst nach einer Weile vom Fenster zurückzugehn. Dann beobachtete ich noch, wie sie hie und da hinter der Gardine trat, um dort einige Momente zu verweilen . . .

Mit siegesbewußter Miene trat ich vom Fenster zurück und blickte (eitel, wie ich war!) sofort in den Spiegel. Dann schmunzelte ich. Kein Wunder . . . Ich war noch jung, schlank wie eine Gerte, hatte schwarzes Haar, schwarze Augen . . . und war auch sonst . . . hm . . . hm . . .

Und dann war es ja nicht zum erstenmal usw. Aber bisher waren es nur junge Mädchen, denen ich teilweise den Kopf verdrehte. Aber einer jungen Frau . . .

Ja, aber woher wußte ich denn eigentlich, daß sie schon junge Frau war? Konnte sie kein altes Mädchen (Jungfer) sein?! Und doch . . . meine Ahnung (die mich selten betrog) weissagte mir, daß sie schon verheiratet sein müsse . . .

Ich nahm mir das Fenster näher in Augenschein und siehe da, bald konnte ich eine kleine Szene beobachten, die meine Ahnung bestätigte. Ihr Mann (ein schon älterer Herr) kam nach Hause . . . küßte sie auf die Stirn, und dann wurde das Abendbrot eingenommen. Ich sah jede Bewegung des Dienstmädchens.

Also eine noch junge Ehe . . .

Am andern Tag stand ich schon frühmorgens am Fenster. Welch ein freudiger Schreck durchzuckte mein Innerstes! Nach kaum fünf Minuten sah ich sie gleichfalls wie eine plötzliche Erscheinung vor ihrem Fenster stehen. Nun blickte sie sogar ganz offen und frei herüber, und ich war es diesmal, der auf Sekunden die Augen niederschlug . . .

Aber nur auf Sekunden! Ich berief mich auf meine Studentenehre . . . ich dachte an das schöne und alte Lied „Ein freies Leben führen wir“, dann an unseren Korpsfuchs, der schon drei Liebschaften besaß und . . . erwiderte die Blicke, indem ich sie ordentlich musterste . . .

Sie war schön . . . blond . . . (welch ein Pendant zu schwarz!) schlank . . . kurz, das Wasser lief mir im Munde zusammen . . .

„Die oder keine!“ rief es in mir . . . „nur über meine Leiche raubt sie mir ein anderer! Den Alten

schieß' ich im Duell nieder . . ." Während ich so in den „süßesten Hoffnungen" schwelgte, war sie auf einmal verschwunden.

Diese Szene wiederholte sich täglich eine Woche lang. Ich konnte nicht mehr arbeiten, essen, studieren . . . immer stand ich am Fenster. Selbst im Traum erschien sie mir fast allnächtlich. Kurz: „Meine Ruh' war hin, mein Herz war schwer usw."

Ich mußte sie sprechen. Mußte! Und zu meiner Qual beobachtete ich jeden Abend die Kußszene . . . Und wenn die Stores vorgezogen wurden . . . wenn das Licht erlosch . . . wenn sie zur Ruhe gingen . . .

Dann schrie ich jedesmal pathetisch:

„Was ist mir das Leben ohne ihr . . .
Was Kneiperei, was Pilsner Bier . . .!"

so daß meine Wirtin neugierig eintrat, sich nach meinem Befinden erkundigte und dann feierlich auf die Polizeiordnung aufmerksam machte . . . „daß nach elf Uhr keinerlei Gesellschaften, Klavierübungen, Kränzchen usw. usw. veranstaltet werden dürfen, es sei denn, daß man den Wirt vorher um Erlaubnis fragt . . ."

Ich stierte sie an und ging stillschweigend schlafen . . .

Das war jedesmal die sogenannte Schlußszene . . .

Nach einer Woche traf ich sie auf der Straße. Ich war wie vom Blitz gelähmt und folgte.

„Jetzt oder nie!" rezitierte ich aus „Don Carlos".

Jetzt oder nie . . .!

Und so sprach ich sie an. Ich murmelte etwas, ohne mich dafür verantworten zu können. Ich war zu verwirrt, zu frappant, zu befangen, zu sprachlos . . . wie hätte ich da Worte finden können. Sie sah mich zuerst an . . . zuerst auch verwirrt . . . dann frappant, dann befangen, dann sprachlos . . . Sie fand offenbar auch keine Worte . . .

Dann aber fand sie auf einmal zuviel Worte.

„Herr, was fällt Ihnen ein, mich am hellichten Tag zu belästigen? Ich werde es meinem Mann mitteilen. Ich kenne sie ja gar nicht . . ."

Damit drehte sie mir den Rücken und ging davon . . .

Ich blieb mit offenem Munde zurück. Was sollte ich darauf antworten? Etwa: „Frau, was belästigen Sie mich denn? Was geben Sie mir denn Grund, Sie anzusprechen? Durch Sie wurde ich ja erst auf Sie aufmerksam. Was gaffen Sie mich denn immer an? Sie kennen mich nicht?! Sie sind ja direkt vernarrt in mein Gesicht . . ."

Aber ich sagte nichts. Sie war ja auch schon fort. Das wäre ja auch zu flegelhaft, zu pöbelhaft gewesen. Gar nicht wie ein Kavalier. Einer Frau vorwerfen . . .?!

Nee . . . lieber in sich tragen. Alles Schwere. Jede Enttäuschung. Ich dachte nur . . . wer löst mir nun das Rätsel? Das Weiberrätsel . . . Der Korpsfuchs? Nee. Der Biersüffel? Nee. Der Weiberfeind? Nee. Der Philosoph? Nee . . . Keiner. Weder der Korpsfuchs, noch der Biersüffel, noch der Weiberfeind, noch der Philosoph . . . noch 'n anderer. Das Weib hat so viel unerforschte Gebiete, die unentdeckbar . . . unlösbar sind . . .

Ich dachte . . . mich kümmert's nicht. Es kann ja so weitergehn . . .

in bona pace . . .

Nur am Abend, als ich von neuem die Kußszene sah und dann, als die Stores vorgezogen wurden und das Licht erlosch . . . da schrie ich im tiefsten Grimme:

„Das Weib, das Weib ist unerklärlich . . .
Das Weib, das Weib ist stets gefährlich . . ."

Das gefiel mir so gut, daß ich es so oft wiederholte, bis meine Wirtin neuerdings eintrat, sich nach meinem Befinden erkundigte und dann feierlich auf die Polizeiordnung aufmerksam machte . . . „daß nach elf Uhr keinerlei Gesellschaften, Klavierübungen, Kränzchen usw. usw. veranstaltet werden dürfen, es sei denn, daß man den Wirt vorher um Erlaubnis fragt . . ."

Ich stierte sie an und ging stillschweigend schlafen . . .

Hans Wühr:

Spätsommer.

Das ist das Bild von einem Sommernachmittag:
Ringsum liegt das Sonnengold am Wiesensaum
Und sinnt und träumt in tausend Farben — —
Und mitten drin ein netter gelber Baum.

Du spürst das Schweigen mit den Augen schon,
So satt und sonn-verträumt ist dieses Bild;
Als hätten mit dem braunen Antlitz dort die Sonnenblumen
Den letzten Hauch der Sehnsucht ihm gestillt.

— Ich bin ein Maler so in eigner Art,
Und daß das süße Bild mir nicht entflieht
Halt' fest' ich's, wie's sich in der Seele spiegelt,
Und forme d'raus ein kleines Lied.

Ein Lied vom Herbst.

Ich weiß eine Allee,
Die jetzt der Herbstzauber durchzittert;
Irgendwo, noch weit fort, aber ich sah
Wie ein Goldregen niedersickert.

Das ist ein klingender Tag!
Und eine Geige hör' ich werben,
Wie keine Menschengeige es vermag;
Da liegt im Jauchzen ein Sterben.

Und Lippen, die herb zusammengepreßt,
Sonst müde des Nehmens und Gebens,
Jetzt schlürfen sie wollust-trunken den Rest
Am tief versiegendem Quell des Lebens.

Das ist ein Fluten, durchbebt von erdgrund'gem Hallen —
Und der Geiger der Schatten der geigt und geigt,
Bis dunkel-glühend auch das letzte Blatt gefallen,
Und dann alles — — alles schweigt.

Agnes Ignis:

Und es wird Stunden geben . . .

Und es wird Stunden geben dieser Erde,
In denen ich mich nach dir sehnen werde.

Stunden in ersten herben Frühlingstagen,
Wenn alle Blumen blasse Knospen tragen —
Wenn rauh der Wind die jungen Blätter faßt
Und sie auf harte Wege taumeln läßt. —

Dann wird es sein, als gehst du neben mir.

Und du wirst meine große, heiße Sehnsucht fühlen
Und all ihr Leben tief empfinden müssen —
Sie wird in goldnen Sonnenlichtern vor dir spielen
Und wird dein Haar und deine Auge küssen —
Sie wird dir weich in tönenden Akkorden klingen
Und dich mit ihrer seltsam dunklen Macht durchdringen.
— — — — — — — — — — — —

Dann hab' mich lieb wie an dem herben Frühlingstag,
An dem die Sonne über grünen Wassern lag —
An dem der Himmel hartblau über Bäumen hing —
Ein kühler Wind sich in den jungen Ästen fing,
Die leise schauernd aneinanderschlugen — —
Und alle Blumen blasse Knospen trugen. — — —

Hans Christoph Kaergel:

Nacht.

Wenn der Abend leise singend
Aus der Welt dann wandernd geht,
Nur sein weißer Nebelmantel
Über unsern Wiesen weht,
Wenn nun hinter ihm verloschen
Alle Himmelslichter sind,
Kommt des Tages wehste Stunde
Wie ein furchtsam zitternd Kind.
Schleicht sich um die dunklen Häuser,
Späht durch alle Fensterlein.
Und wo einsam einer sinnend
Stellt sie sich zu Gaste ein.
Und sie singt ihm ihre Lieder,
Niemals hat sie je gelacht;
Denn sie ist des Kummers Schwester,
Ist die Einsamkeit der Nacht.

K. Gäbler:

Mondnacht.

Ich stand an einem Weiher,
Nacht war es und unheimlich still,
Ein einzig vorwitziges Fischlein
Da störte nur ab und zu
Mit rücksichtslosem Geplätscher
Empfindlich die nächtliche Ruh'.

So stand ich einsam an dem Ufer,
Mitternacht war längst vorbei —
Da; über'm Flor der nebelweißen Flächen
Steigt groß der Mond empor.

Gleich einer trüben Kupferscheibe
Wanderte das Licht hinan,
Heimlich ward die Flut beschienen,
Und die Wellen auf dem Weiher
Fingen sanft zu leuchten an.

Und leise, leise Melodien,
Sie kamen mit der Nachtluftschwingen,
Sie weiten mir den dunklen Raum,
Und alle Sterne sah ich flimmern,
Mir ist, als wär' es nur ein Traum.

E. Lotzing:

So tu' das deine.

Noch immer Ruhm schenkt dir die Welt,
Hat dich nur Lust zur Tat bewegt;
Wem sich nicht beut das weite Feld,
Dem ward ein Feuerherd umhegt.

Der eine schreibt den großen Kreis,
Der andre füllt ihn mit Figuren,
Und der setzt Farben auf das Weiß;
So prägt ein jeder seine Spuren.

Wer bauen will, der findet Steine;
Er haut sie zu und wählt nicht viel.
Die Zeit verrinnt, drum tu' das deine,
Sonst stehst du tatenlos am Ziel.

E. Kuntze:

Mutterliebe.

Kindlein, in den weichen Kissen,
Holdes Loos ist dir beschieden,
Denn es wacht ein Mutterauge
Über deines Schlummers Frieden.

Es erlauscht die Atemzüge
Mutterohr an deiner Wiege;
Daß dich gift'ger Stich nicht treffe,
Wehrt die Mutterhand der Fliege.

Und wenn draußen Wetter toben,
Blitze grell die Luft durchgleiten,
Wird dieselbe sanfte Schleier
Um dein stilles Lager breiten.

D'rum laß tosen die Orkane,
Ob sich's zur Gefahr auch wende,
Denn in aller Not umklammern
Dich zwei weiche Mutterhände. —

Losgelöst vom Erdenstreite
Möcht' auch ich gern nochmals liegen
(Mütterlein mir treu zur Seite),
Selig schlummernd in der Wiegen!

B. Müller:

Vorfrühling.

Schneeglöckchen läutet ein neues Lied,
Wenn flüsternder Wind vorüberzieht:
Kling! klang! kling!

Schneeglöckchen läutet ein neues Jahr.
Weißt du noch, wie es im alten war?
Kling! klang! kling!

Schneeglöckchen läutet! Was ruft es dir zu?
Läutet's vom Leiden? Läutet's von Ruh?
Kling! klang! kling!?

Schneeglöckchen läutet! Ich weiß den Gesang:
Still sein und Gotte traun dein Leben lang!
Kling! klang! kling!

Weihnacht.

Der Stern von Bethlehem ist aufgegangen,
Er leuchtet klar durch unsre dunkle Nacht.
Er weckt der Liebe seliges Verlangen,
Daß sie zu hellen Gluten sich entfacht.
Und dieser Stern bringt dir ein neues Leben,
Nur mußt du ihm dein armes Herze geben!

Dein armes Herz! Nicht mehr will er verlangen,
Doch es soll rein sein wie sein Strahlenglanz.
Du kannst des Lichtes Klarheit nur empfangen,
Wenn du geheilt von Finsternis erst ganz.
Drum gib dich ihm, der dich so gern will laben,
Er will ja nur, was dein ist, von dir haben!

A. Fritsch-Weidenrieth:

Ein Frauenherz.

Ballade.

Die donnernde Brandung am Uferrand
Warf eine Leiche hinaus auf den Strand. —
Strandleute stehen im Kreise herum,
Gefaltet die Hände und beten stumm.
Da tritt aus dem Kreise ein schlichtes Weib,
Und neigt sich über des Toten Leib;
Sie sieht ihm weinend ins Angesicht,
Und küßt seine bleiche Stirne und spricht:
Im Namen der Mutter, die dich gebar,
Deiner Wiederkehr harret von Jahr zu Jahr,
Die Segen des Himmels für dich erfleht,
Indess' ihr die Seele vor Kummer vergeht.
So biete ich dir den letzten Gruß,
Das tiefste der Liebe: den Mutterkuß. —
Sie geht. Es flattert im Winde ihr Haar,
Ein einfach Weib aus dem Volke es war.
Und da sie das Leben dem Tode versöhnt,
Drum ist sie zur Fürstin der Liebe gekrönt.

Martin Renovanz:

An einer Wiege.

Schlafe, süßer Engel!
Träume hold und süß!
Bald geht dir verloren
's Jugendparadies.

Wann du einst, erwachend,
Rauh die Welt wirst sehn,
Kannst du nimmer wieder
Dorthin spielen gehn.

Darum schlaf und träume,
Holdes Engelkind!
Bald wirst du erwachen —
Denn die Zeit verrinnt! — — —

Paul Korkjoy:

Einst.

Damals war noch sel'ge Zeit,
Wo ich neben dir gesessen,
Und in Liebes-Fröhlichkeit
All die weite Welt vergessen.

Da vergrub ich in den Schopf
Deiner goldig-blonden Strähne
Meinen armen kranken Kopf,
Manche heiße Fieberträne.

Ach, und wir gedachten's kaum,
Daß dies höchste Glück auf Erden,
Heiß zu lieben, nur ein Traum
Für uns beide sollte werden.

Karl Wilhelm:

Die Botschaft.

Es saß in grüner Laube
Ein Mädchen jung und schön,
Hold glühend, wie die Traube
Auf lichten Bergeshöh'n.

Doch war ihr Herz beklommen,
Feucht, trüb und matt ihr Blick;
Der Abend war gekommen,
Doch Er kam nicht zurück!

Da bog ein ries'ger Krieger
Ins duft'ge Gartenland;
Ihn schmückte als den Sieger
Schon manches Ordensband.

Auch zeugten frische Narben
Von blut'ger Männerschlacht —
Leicht wehten seine Farben
Am hohen Lanzenschaft.

Er stieg herab vom Pferde,
Sah starr das Mägdlein an,
Dann wieder starr zur Erde
Und hub zu lallen an:

„Ich bring' euch schlichte Kunde
Und hier von ihm ein Pfand
— Zu dieser Abendstunde —
Vom fernen Morgenland."

Drauf gab er ihr ein Zeichen:
Die Schrift von treuer Hand
Macht' ihre Wangen bleichen —
Sie stand vom Schreck gebannt.

Das Briefchen barg als Habe
Ihr eigen Konterfei;
Doch war — der Liebe Gabe —
Durchbohrt von kaltem Blei!

Laut fing sie an zu klagen:
„Mein Einz'ger ist nicht mehr,
Vom Feind liegt er erschlagen,
Ich seh' ihn nimmermehr!" —

Wollt' noch dem Boten danken
Für seine Ritterpflicht,
Da fing sie an zu wanken,
Verhüllt' ihr Angesicht.

Der Reiter zog von dannen
Im Abendsonnenstrahl;
Der Jungfrau Tränen rannen —
Es war zum letzten Mal! — —

Alois Glitz:

Die alte Mühle.

Ballade im Volkston.

Im Waldesgrunde um Mitternacht
Dumpf klappert die alte Mühle;
Der greise Müller zum Leben erwacht
Und steigt aus des Grabes Kühle.

Wie rauschen die Wasser so eisig kalt?!
Der Müller, er kennt kein Erbarmen;
Zur Tochter die zürnende Rede schallt,
Und er hält sie fest an den Armen.

„So muß ich denn morden mein eigenes Blut,
Du Dirne, so jung an Jahren!?
Ich stoß dich hinab in des Mühlbachs Flut,
Läßt du den Burschen nicht fahren!" —

Er zerrt sie näher dem kühlen Grab —
Und beide stehn wie im Traume.
Ein Schrei — und es taumelt die Tochter hinab,
Er geht und — erhängt sich am Baume. —

Hat nicht um Hilfe die Braut geschrien?
Da eilt schon der Knecht sie zu retten.
Und — neben der Braut die Fluten ihn
In rauschende Tiefen betten. — —

Die Räder kreischen, das Mühlwerk steht.
Es sucht der Müller die Tochter;
Auf weichen Sohlen durchs Haus er geht,
An allen Türen pocht er.

Dann — kauert er stöhnend und müde und sacht
Sich nieder in eine Ecke
Und lauscht, — — wann wieder die Mitternacht
Zum Morde der Tochter ihn wecke.

Elly von Noorden:

Der Curé.

Leichter Dunst schwebt über den Bergen, das Meer liegt wie gleißender Silberstoff zu ihren Füßen ausgebreitet. — Noch hat die Sonne nicht den letzten Schleier durchbrochen, noch schwingt sie nicht triumphierend ihr goldenes Zepter! — —

Der Morgen liegt wie ein Hauch über Berg und Tal, über den knorrigen, grangrünen Olivenbäumen, über den leuchtenden Zitronen. Der Morgen gleicht einer unschuldigen Kinderhand, die sanft und wohltuend die rauhe Wange streichelt! — — — Es ist unbeschreiblich, hehre Ruhe überall, nichts regt sich. —

Düster hebt sich in der klaren Luft eine dunkle

Gestalt ab. Im langen, schwarzen Kleid, den breiten Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, steht sie unbeweglich, die Hände über den Spatengriff gefalten.

Das Morgenglöckchen läutet im fernen Dörfchen, der Curé hebt die Rechte und schlägt das Kreuz.

„Jungfrau Maria, bitt' für mich!"

Fest stößt er den Spaten in die spärliche Erde, er arbeitet hart! Von Zeit zu Zeit fährt er mit dem Taschentuch über die feuchte Stirn! Nun fällt ein Tropfen auf seine Hand, er sieht das Naß, den Zeugen seiner Arbeit und deutlich steht vor ihm in flammenden Lettern die heilige Schrift:

„Ihr sollt fortan im Schweiße eures Angesichts euer Brot essen."

Das jäh vor seinem geistigen Auge entstandene Bild ändert sich, die Schrift ist verwischt, der Spuk nimmt nun die Gestalt des Erzengels Gabriel an. Hoch, groß, mit breiten Flügeln, steht er vor der Paradiesespforte, aus seinem Schwerte schlagen drohend feurige Zungen und lechzen nach ihm, dem Paradies-Vertriebenen! — — —

Der starke Mann erzittert. Er will das Bild verjagen, er will den züngelnden Flammen wehren, er streckt die Hand aus, sie fortzuschlagen und fällt stöhnend in die Knie. — — —

Sah er nicht das Feuer auf seiner Hand brennen? — Wollte sie ihn nicht packen, die strafende Flamme?

Glorreich hatte die Sonne den letzten Schleier zerrissen, befehlend hielt sie jetzt das goldene Zepter, gleißend hatte ihr Strahl die Hand des Sünders getroffen! — — —

Und der Curé betet. — War es vorhin harte Arbeit, nun ist es Angst, die seine Stirne perlen läßt. — Er ringt mit seinem Gott, er fleht zu verzeihen, er fleht zu vergeben — — — — ihm, der das verbotene Paradies betreten. —

„Ave Maria." In sich zusammengekauert ist die kräftige Gestalt, er betet, — betet — — — — —

Ein altes Mütterlein kommt mühsam des Weges. Sie sieht den Geistlichen knien und beten. Ein Glücksgefühl durchströmt sie. —

„Hochwürden," bitten die blassen Lippen, „Hochwürden, Euern Segen! Den Segen eines Heiligen!" —

Curé Alphonse Monrrain erhebt sich. Entsetzt sieht er das alte Weib an, entsetzt hört er die zitternde Stimme wiederholen:

„Hochwürden, Euren Segen." — — —

Da hebt Alphonse die Hand und murmelt seinen Segen. — Sie aber ergreift den Rock, den Rock eines Heiligen, um ihn zu küssen und geht ihren beschwerlichen Weg weiter. — — —

Des Curés Spaten schlägt hart gegen das Gestein, mühsam nach Erde suchend. Schwere Arbeit in heißer Sonne. — — —

Das alte Mütterchen geht den Weg hinunter, dann erklimmt sie den nahen Berg. — Endlich winkt ihr das Bild des Gekreuzigten, endlich naht das Dorf.

Mut und Zuversicht ist mit dem Segen des Geistlichen in ihr Herz eingezogen.

Ihr dünkt er gute Vorbedeutung. — — —

Nun muß sie doch ihr Kind wohl antreffen. Ihr Kind, welches einsam in dem kleinen Wirtshaus wohnt und nach ihr rief, ihr Kind, welches so schön, so rein, so unschuldig von ihr fort in das große, herrliche Schloß der Komtesse gezogen, erst deren Jungfer und dann Vertraute geworden — — — —

Ihr Kind hier in diesem kleinen Ort und allein — die alten Füße eilen trotz des langen, weiten Weges, den sie durchschritten. — — —

Da liegt das kleine Gasthaus. Die Alte frägt fast atemlos nach Lucie, ihrem Kinde. —

„Jawohl, die Lucie ist da oben. Jawohl, da ist sie, diese Lucie!"

Schwerfällig steigt Altchen die winklige Treppe hinauf zu der kleinen Kammer.

Ein Blick genügt, das ganze Elend wahrzunehmen. Da liegt Lucie und neben ihr ein kleines, wimmerndes Geschöpf. —

„Lucie! Lucie?" Und die Mutter kniet neben dem Bett ihres Kindes. —

„Lucie! Lucie!" Und die Alte nimmt das kleine Wesen.

„Lucie, aber Lucie?"

Warum bekam sie keine Antwort, warum waren die Lippen ihres Kindes so blaß, was hatten die Augen, was flehten dieselben?

Und aller Vorwurf schwindet, nur Angst, nur Sorge erfüllt das Herz der Mutter. Sie beugt sich über das Bett der Tochter, sie fragt mild und sanft:

„Lucie, wer ist der Vater?" —

Da heben sich die Augen voll im Fieberglanz zu ihr auf. Jähes Erröten jagt über die eingefallenen Wangen, und die Lippen flüstern: „Der Curé!"

Das Herz krampft sich dem armen, alten Weib zusammen, sie eilt die Stufen hinunter, sie stürzt in die Küche, sie ruft hinein mit keuchender Stimme: „Schnell, schnell, holt den Curé, mein Kind stirbt, es will beichten." — — —

Endlich nahen Schritte und der Curé betritt das Zimmer.

Zögernd bleibt er im Türrahmen stehen, erschreckt sieht er in das Antlitz der jungen Kranken.

Da geht es wie Seligkeit, wie Glück über das Gesicht Lucies. Sie streckt die Arme aus nach ihm, dem Zögernden, und all die wenige Kraft zusammenraffend, ruft sie verlangend:

„Alphonse, mein Alphonse!"

Da neigt sich der Curé zu dem jungen Weibe, da sieht er ihr in die heißen, großen Augen — und küßt Lucie. —

Das war die Beichte von Lucie! — —

Man hört die Alte auflachen und dann schlägt sie aufschluchzend die Hände vor das Gesicht. Die Grundfesten ihres Daseins, ihres armen, kläglichen Lebens sind erschüttert, fallen. — — Sie hatte eben den Segen dieses „Heiligen" erfleht, dieses Sünders, der ihr Kind — —

Alphonse kniet am Bette, beugt sich über die Ruhende, über das Kind und weint. —

Lucie hat nicht gebeichtet. Lucie ist gestorben ohne Tröstung, ohne den Segen der heiligen Kirche, — Lucie starb in der Sünde! —

Alphonse schlich leise aus dem Zimmer, leise über die Treppe, leise hinaus auf das Feld und sein Spaten schlug dumpf gegen das feste Gestein. — Eine zarte, kleine Kindeshand, die kalte Hand einer Sterbenden aber faßten an sein Herz und machten es weich! —

* * *

Aufschluchzend warf sich die Mutter über das Bett ihres toten Kindes. Sie konnte den Kummer, das Elend nicht erfassen, zuviel brach über sie ein, nur eines wußte sie: ihr Kind, ihre Lucie war gestorben, ohne die heiligen Sakramente empfangen zu haben, ohne Beichte, in der Sünde. — Und der Curé war daran schuld! —

Und der Curé hatte ihr Kind, ihre reine, unschuldige, schöne Lucie verführt! —

Da ringt sich der zweite Gedanke zur Klarheit durch, sie will ihr Kind rächen. Sie wird nicht ruhen bis es gerächt ist, dieses Kind, dem Messen lesen zu lassen die Armut ihr verbietet, dieses Kind, welches dieser Sünder für immer himmlischer Seligkeit beraubt! —

Die Alte erzählt das Erlebnis unten in der Gaststube, die Alte erfaßt die Hand Jolindens, der großen, herrischen Wirtstochter, und fleht:

„Helft mir mein Kind rächen! —

Da glänzen die Augen des Mädchens und senden Blitze. Sie ruft: „Ich werde es tun, Lucie wird gerächt! —

Jolinde war früher eine berühmte Schönheit gewesen. Der Curé hatte sie damals im Beichtstuhl seiner Stadtkirche oft gesehen, und nun hier im kleinen Nest nie beachtet; und doch erkannten sie andere an, und doch kamen so viele Fremde nur ihretwegen in das Dorf, nur ihretwegen den hohen Berg herauf. —

Er sollte es schon spüren, daß Jolinde noch Jolinde ist.

Und Jolinde hatte nicht vergebens die Sache in die Hand genommen, sie arbeitete gut. —

Man ließ einen anderen Pfarrer kommen und unter der Beteiligung des ganzen Dorfes wurde die junge, arme Tote begraben. —

* * *

Alphonse Mourrain hörte das Totenglöckchen läuten. —

Was ging durch sein Herz? — Er ließ es sich wieder erzählen, wie alles gekommen. Er ließ alte Bilder erstehen und beschönigte nichts, und langsam schritt er den schmalen Weg des Berges entlang und sah auf das Meer, das glänzende, ruhende, weite. —

Mit leisem, hohlem Klang bimmelte das Sterbeglöcklein hinter ihm her. — —

Ein Jahr ist es her, daß er denselben Weg zum ersten Male schritt, den Weg zur Schloßherrin des einsam auf hohem Berg gelegenen Schlosses. Alphonses Gedanken eilen zurück zu jenem Tage, an dem sich sein Schicksal erfüllen sollte — er selbst beginnt, es sich klarmachend, zu erzählen: Im Geiste sieht er sich wieder über die Balustrade der Schloßterrasse gebeugt, weit ruhte sein Blick auf dem fernen Meer, streifte Bordighera, Mentone und Monte-Carlo. — Unberührt von der Welt steht das Schloß hier oben und dennoch mit dem Blick auf das Leben, auf das Treiben ahnenlassende Häusergewirr an der Küste. —

Er blickte lange hinunter, der einsame Besucher des Schlosses, über Palmen und kunstvolle Gartenanlagen hinweg, über Zitronen- und Olivenhaine auf das Ufer des Meeres, dorthin, wo das Leben winkt und die Kraft.

Das Leben? — Gehörte ihm denn noch das Leben, so fragte er sich damals, seit ihm der Mutter Gelöbnis und des Vaters Befehl zur Kirche zwang? — Wer gab den Eltern ein Recht, über ihn zu verfügen? War es seine Schuld, wenn er seinem Selbst, — — seinem Blute folgte?

Nun war er hierher unter die armen, ärmsten

Oliven- und Zitronenbauern strafversetzt! Sammelte mit ihnen die Frucht, arbeitete mit, die Erde fruchtbar zu gestalten und ruhte nicht.

Welche Stimme hatte ihn nur damals zu dem einsamen Schlosse gerufen, welche Stimme forderte sein Kommen? — Er ahnte die Welt, er vermeinte das heiße Flüstern im Beichtstuhl zu vernehmen, er empfand die Leidenschaft, die Leidenschaft mit berauschendem Parfüm gepaart. — — Wieder dünkte ihm, das Anschulden vieler zu hören, zur Rechtfertigung eigener Schuld. Greifbar deutlich zauberte seine Phantasie aus der Vergangenheit jene glänzenden Augen hervor, jene wallenden Federn, glitzernde Ringe an schlanken Fingern. — — Und wiederum klopfte das Blut in seinen schwellenden Adern, die Nerven zitterten im Verlangen nach dem Leben. — — —

Ja, so hat er damals gefühlt; mit grausamer Schärfe gibt er sich Rechenschaft, gibt er der Wahrheit die Ehre, ja, so fühlte er, als man ihn an jenem Tage zu der rufenden Schloßherrin führte. — —

Bleich, leidend, lag sie auf vergoldetem Ruhebett weit geöffnet stand die Balkontüre, Sonne, Wärme, Luft und Licht strömte voll in das Zimmer. — Das Licht warf leuchtende Flecken auf den hellen Teppich, lag auf den goldenen Lehnsesseln, streifte die hellen Damastbezüge und umkoste die schmalen, weißen Wangen der Kranken.

Wie ein süßes Märchenbild, so lag sie da. — Ihr Gesicht das Antlitz eines Kindes, so weich, so zart, so schmal, — ihre Augen, die Augen eines leidenschaftlichen Weibes, welches das Leben kennt — — — die Hände aber die einer leidenden Frau.

Und neben der Kranken saß ein Mädchen, wie aus dem Leben geformt. — Ihre dunklen Augen erzählen nur von Meeresrauschen und Blütenduft, ihre Wangen wissen nichts von krankhafter Blässe. — Sie erschien dem Priester wie ein Schutzengel am Bette der Krankheit. —

Der Curé beugte sich über die schmale Hand der Herrin und zog sie an die Lippen. Da trifft ihn verwunderter Blick aus heißen Augen und diese fragen: auch strafversetzt?

Hochwürden hatte verstanden, er rückte einen niederen Sessel an das Ruhelager der schönen Komtesse und läßt die Augen aus den dunklen, langen Wimpern hervorschauen mit einem verschleierten Blick, der ihm die Frauenherzen zufliegen ließ, der seinen Beichtstuhl am begehrenswertesten machte. —

Alphons plauderte. — Er ließ den Geist spielen, er übte ihn wieder. — Hatte er die Kunst des leichten Plauderns verlernt?

Nein, er verstand sie noch, und die Wangen der kranken Komtesse röteten sich, die Augen aber des jungen Mädchens lagen mit Andacht, mit Bewunderung auf dem sprechenden Antlitz des gewandten Curé.

Hochwürden wurde täglicher Gast. —

Die Gräfin ging dem Seelentröster schon von weitem entgegen, so kräftig war sie geworden. Beiden erschien die Strafversetzung nicht mehr grausam. — —

Lucie aber, das liebliche Mädchen, der Komtesse Jungfer und Vertraute ward blaß. —

„Hochwürden," bat die Herrin, „nehmen Sie das Kind mit auf Ihren Spaziergängen, Lucie sieht so elend aus!"

Lucie wehrte sich und ging dennoch mit. — —

Und die Wangen des jungen Mädchens röteten sich wieder, und das Blut des Curé erregte sich. — — Hier war Leben, hier war Gesundheit, hier galt es in das volle Leben greifen, — in dies Leben, welches sich ihm voll und ganz ergab. —

Lucies Wangen hatten sich nur gerötet, um bald ganz zu erblassen. — —

Verließ der Curé das Gemach der Herrin, so begannen für Lucie die traulichen Stunden mit Alphonse — ihrem Geliebten. — —

Aber immer später wurde es, daß Hochwürden zu der kleinen, blassen Lucie kam, immer kürzer angebunden wurde er, immer länger verweilte er bei der Herrin, deren Wangen genasen, deren Blicke in versengender Glut an ihm hafteten. — —

Lucie, die Jungfer, die Vertraute, wurde vom Schloß verjagt, eine mitleidige Seele brachte die arme Verstoßene hinunter in das kleine Dorf, in die bescheidene Auberge.

Der Curé seufzte auf. So war alles gekommen, und in dem kleinen Wirtshaus war Lucie gestorben, unter seinem Kuß, dem Kuß des abtrünnigen Priesters!

Das Sterbeglöckchen klang halb schon verwischt hinter dem Curé. — —

Der schlug das Kreuz — — und erstieg nun die breiten Marmorstufen zu dem einsamen Schlosse der Komtesse. — —

Das Herz schlug ihm höher dabei, denn nun hörte das Rückerinnern auf. Jetzt sollte das Erleben wieder beginnen! — Nein, dieses sollte nun enden. — —

Wahr hatte er sich selbst berichtet, grausam wollte er hinfort gegen sich selbst werden, um wahr zu bleiben. Selbst wollte er sühnen — selbst sichstrafen. —

Die Lucie, die arme, kleine Lucie! — Der letzte Klang des Sterbeglöckchens löste sich auf im sonnigen Äther, als er die Schloßtreppe erklommen. —

Er trat in das Schloß unangemeldet, als guter Bekannter.

„Alphonse"! und weiße Arme umschlangen wieder seinen Hals. —

„Alphonse," fragten zärtliche, heiße Lippen, „Alphonse, wo bliebst du so lange?"

Dann in die weißen Spitzenkissen zurücksinkend, flüsterte die Komtesse: „Wer starb da unten, Alphonse, wes Sterbeglöckchen läutete herauf zu mir?" —

„Lucie!" —

„Lucie?" Und sie griff nach seiner Hand und sah ihn entsetzt an, — „die kleine Lucie?" —

„Ja, Lucie, sie hat einem Kind das Leben gegeben — und das Kind lebt." —

„Ich werde das Kind erziehen, bring' es mir auf das Schloß. Das arme Kind!" Die Schloßherrin ruft es eifrig. —

„Das werde ich nicht tun," antwortete der Curé kalt. —

„Und warum nicht, hochwürdiger Herr?"

„Weil ich das Kind erziehen werde!" Fest preßten sich die Lippen zusammen. — Die Zornesader schwillt an Alphonses Stirn, die Hände krampfen sich fest in die Goldschnitzereien des Sessels. — —

„Ich werde das Kind erziehen," wiederholte er, „und nicht ein Weib wie du. — —

Das Wort war gefallen.

Da lag das Weib und starrte ihn mit leidenschaftlichen Augen an und die schmale, schlaffe Hand ballte sich zur Faust, jäh richtet sich die zarte Frau auf, wild schlägt sie ihm ins Gesicht. —

Der Curé ergreift sie bei den Armen und wirft die Rasende zurück in die Kissen. —

Dann verläßt er für immer das Zimmer. — —

— — — — — — — — — — — — —

Die große Wirtstochter im Dorfe hatte weiter gearbeitet. —

L'échevèque sandte kurzen Befehl. Hochwürden Alphonse Monrrain habe den Ort zu verlassen und in ein Nest zu pilgern — rauh und kalt — sonnenlos düster — einsam und gering. — Der Curé habe kein Meßopfer für die arme Seele zu lesen, die durch ihr Verschulden ohne Tröstung, ohne Absolution in Sünden gestorben. — —

Alphonse las den Befehl, — er schnürte sein Bündel und ging aus dem Ort, der ihm für kurze Zeit Heimat geworden, indem er auf sich den Fluch von wenigen, die Liebe aber von vielen geladen. — —

Er hatte immer mit den Ärmsten am meisten gearbeitet, und diese Ärmsten — blickten wehmütig dem guten Herrn nach.

Alphonse schritt den Berg hinunter. — Gleißend in Gold lag das Meer vor ihm, gleißend in Gold war sein Leben neben der Komtesse gewesen. — Sein Leben, sein fluchbeladenes! — —

Einmal war er der Stimme der Natur gefolgt und hatte in das volle Leben gegriffen, nicht heimlich, nein, vollbewußt und ohne es verbergen zu wollen, — einmal hatte sein Herz wirklich gesprochen, — einmal nur, für diese junge Blüte, deren Augen von Meeresrauschen und Blütenduft erzählten. — Die ihm vertraut wie keine, die unschuldig wie die Lilie auf dem Felde wuchs, nur ihm zur Freude — und um von ihm vernichtet zu werden! — —

Seine Schuld stand vor ihm wieder mit flammenden Lettern, heute aber suchte er nicht den Spuk zu vertreiben, — heute senkte er den Blick und konnte das gleißende Gold nicht vertragen, das sich über das endlose Meer ergoß. —

Und als er da unten ankam, wo alles Leben pulsiert, wo jeder Schritt ihm wallende Federn, berauschende Parfüms begegnen ließ, wo hundert Augenpaare sich verlangend nach dem schönen Priester wendeten — — hier floh er zum ersten Mal das Leben. —

Von seinem letzten Gelde erwarb er einen einfachen Anzug, rauh und hart, wie ihn die Arbeiter des Landes tragen. —

Angetan mit dem schlichten Gewand, zog er die Straße weiter, immer weiter. — Er half, um Mittagsmahl und Schlafstelle zu erhalten, bei der härtesten Arbeit. Ein wilder Bart umwuchs sein wohlgeformtes Kinn, seine weißen Hände wurden rot und arbeitshart.

Endlich antwortete er dem Bischof, er habe den geistlichen Rock für immer ausgezogen. —

Nun kehrte er um, schritt wieder dem Meere entlang und zielbewußt hinan in ein einsam gelegenes Dorf, hier frug er unter fremdem Namen nach Arbeit und erhielt sie auch.

Fleißig wie keiner arbeitete Alphonse, und wenn das Tagewerk vollbracht, ging er hinaus an das letzte Häuschen. Halb verfallen lag es, aber sonnenumsponnen — und auf der Bank saß ein altes Mütterchen und hielt ein Kindlein auf den Knien. —

Der Fremde setzte sich zu der Alten und lachte mit dem Kind, sie freute sich des Anteils, den der Fremde

an ihrer Lucie Geschick nahm, sie ließ ihn gerne für sich schaffen und arbeiten, sie ließ ihn willig sein Erspartes zum Pfarrer tragen und für die Lucie eine heilige Messe lesen, und fluchte mit ihm auf den sündigen Curé, Alphonse Mourrain. — —

Lucie aber, die kleine, schmiegt sich an ihn wie ein junges Kätzchen. — Lucie, die kleine, hat keine Angst vor dem bärtigen Mann, sie läßt sich von ihm herzen und warten, und später lehrt er ihr Schreiben und Lesen und sie bringt ihm all die anderen Kinder, die weit von der Schule wohnen und er lehrt sie alle dieselbe Kunst, gibt ihnen goldene Worte mit auf den Lebensweg, — lehrt sie die Wahrheit achten und die Lüge hassen, und wird vom ganzen Dorf dafür geehrt und geliebt.

Immer öfter kann er für die Mutter der kleinen Lucie die Messe lesen lassen. — —

Lucie wird bald von den Qualen des Fegfeuers erlöst sein, Lucie wird bald eingehen als lichter Engel in den Paradiesesgarten. — —

Die alte Frau und der bärtige Mann sprechen oft davon und sehen dabei auf die kleine Lucie, die mit sittsamen Zöpfen zu ihren Füßen sitzt und strickt. —

Die kleine Lucie, die so brav aus dunklen Wimpern hervorsieht, ist der Sonnenstrahl für die beiden auf der Bank, — für die alte Mutter und den Curé, der das Leben vergessen. —

Die kleine Lucie, die so recht ein Bild ist des vollen, blühenden Lebens! — —

Neue Bücher.

Ein Liebesidyll Ludwigs XIV. Louise de La Vallière. Historischer Roman von Dora Duncker. Mit zeitgenössischen Illustrationen, Auszügen aus Aktenstücken, Dokumenten, Korrespondenzen usw. Berlin, Verlag von Rich. Bong. Brosch. 4 M., eleg. geb. 5 M., in echtem Pergamentband 7,50 M.

Mit dichterischer Kraft und tiefer inniger Versenkung in die Charaktere der handelnden Personen ist hier ein Werk geschaffen worden, das eine bedeutsame Kulturepoche mit seinen Hauptträgern lebendig vor uns erstehen läßt, das uns einen tiefen und nachhaltigen Einblick gewährt in die erste wahre Herzensneigung des jungen Sonnenkönigs zu Louise von La Vallière, diesem zarten, keuschen Geschöpf, das, ein halbes Kind noch, an den Hof von Versailles, Fontainebleau und Saint-Germain kam.

Um den eigentlichen Kern der spannenden Handlung, die Liebe des Königs zu Louise von La Vallière, gruppieren sich, greifbar plastisch, uns lang vertraute Gestalten zu lebendigstem Leben erweckt.

Wir sehen des Königs Mutter Anne d'Autriche, seine schöne Schwägerin Henriette von England, die Königin Marie Thérèse. Die Geistesheroen der Zeit, Molière, Corneille, Racine, Lafontaine, greifen in die Handlung ein. Lullis süße italienische Melodien ziehen wie Träume durch die Feste von Versailles und Fontainebleau. Der geistige Charme einer Scudéry und Sévigné spinnt seine feinen Fäden zwischen der Pariser Gesellschaft und dem Hof des Königs hin und her. Dank der ebenso temperamentvollen als vertieft psychologischen Darstellung, leben wir die Seele des Buches mit. Sein Herzschlag mischt sich mit dem unseren, schlägt mit dem unseren in gleichem Takt.

Deutsches Schwert und deutscher Pflug. Zwei Jahrtausend deutscher Geschichte im Spiegel unserer lyrisch-epischen Dichtung seit Goethe und Schiller. Ein Gedichtbuch zur künstlerischen Ausgestaltung der geschichtlichen Unterweisung in Schule und Haus von Kurt Werner, Lehrer in Leipzig. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz. M. 5.— in Halbleineneinband, XX und 592 Seiten.

Der von der modernen Pädagogik mit besonderem Nachdrucke betonten Forderung einer künstlerischen Ausgestaltung alles Unterrichts, der Belebung und Vertiefung der geschichtlichen Unterweisung soll dieses Buch dienen. Jedoch will es nicht lediglich Fortsetzung oder Neubearbeitung früher erschienener ähnlicher Werke sein, sondern zugleich auch ein neues, weites Feld für den Unterricht in der Geschichte fruchtbar machen: die dichterische Volkskunst. Um die weite Verbreitung unserer deutschen Volks- und Kinderdichtung zu zeigen, sind mehrmals gleiche oder ähnliche Reime aus den verschiedensten Ländern deutscher Zunge nebeneinandergestellt worden. Die Gedichte selbst sind, dem Titel des Buches entsprechend, der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts entnommen.

Bei allen Dichtungen sind die Quellen angegeben worden, da nur aus ihnen ein durchaus unverfälschter Text geschöpft werden kann. Ebenso wurde der Kulturgeschichte eine ihrer großen Bedeutung entsprechende Berücksichtigung zuteil und der Nachweis zu erbringen versucht, wie Glaube, Sitte und Recht der Väter auch in der Gegenwart noch fortleben und der modernen Dichtung künstlerische Motive bieten. Die Anmerkungen und Quellenangaben, welche einzelnen Gedichten beigegeben sind, jedoch durchaus nicht Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sollen das Verständnis der Dichtungen erleichtern und zu neuem Forschen anregen.

Deutscher Dichterbund.

Als neue Mitglieder des Deutschen Dichterbundes wurden aufgenommen:

18. Herr Rudolf Blum,
19. Herr Robert Jordan,
20. Herr Nicolaus Schmitt,
21. Herr Dozent a. D. Bruno Volger,
22. Herr Rudolf Goldschmidt,
23. Herr Franz Withalm,
24. Herr Max Kunze.
25. Frau B. Kiehne-Lange,
26. Herr Lehrer B. Müller.

Schriftsteller und Schriftstellerinnen verlangt kostenfrei die Satzungen des Deutschen Dichterbundes, tretet diesem bei.

Der Vorstand.

Ludwig Lüking, Hannover, Wegnerstraße 11.
Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern, Kirschbergstraße 70.

Druck von Steib & Zeiß, Gera-R.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: Adolf Dreßler jun.

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Juli 1912.

Kurt Weiß:

Die Freundschaft.

Die Zeit liegt weit zurück. Der Himmel war tiefblau, wolkenlos, und hinter düstergrünen Fichten verblutete sich die scheidende Sonne.

Von der Landstraße her kam ein Wanderer, bestaubt und matt, das erhitzte Antlitz mit den fast fiebernden Augen nach der Stadt gerichtet. Er kommt ihr näher, immer näher, — bald hat er sie erreicht. Schon schreitet er an den ersten Häusern vorüber. Jedes dieser schmucken, vornehmen Gebäude beguckt er mit prüfenden, sehnsüchtigen Augen. Wie Wandersleute dies so tun . . .

Da erblickt er ein prächtiges, stolzes Haus, das mit einem entzückenden Garten umgürtet ist. Aus diesem hört er Musik und herzliches, helles Lachen, — wie versteckt, verloren . . .

Glückliche Menschen, murmelt er, und lugt über den Zaun — — —

Da begab es sich gerade, daß eine junge, schöne Dame mit tiefen, gütigen Augen am Zaune erschien, um ein Heckenröschen, das vorwitzig sein Köpfchen durch die Zaunstäbe drängte, die Vorübergehenden belächelnd, zu pflücken.

Sie wurden sich ihrer gleich gewahr. Erstaunt und verwirrt sah der wandernde Jüngling dem Mädchen in die großen, seelenvollen Augen. Jenes nickte ihn freundlich zu und warf eine Blume über den Zaun:

„Dem Wanderer ein Röschen hier,
Ei, was bekomme ich dafür?!“

rief sie hell wie ein Schlittenglöckchen und huschte über die Freitreppe ins Haus.

Der Wandersmann bückte sich zur Straße, — hob die Blume behutsam auf. Nachtkühle Dämmerung schob sich zur Erde . . . Und sinnend ging der Jüngling weiter — — — — — — — — — — —

Viele Wochen sind seitdem vergangen. Und wieder war der Himmel tiefblau und unbewölkt wie damals, nur die Heckenröschen blühten nicht mehr. Vor der Gartenpforte jenes Hauses stand ungeduldig der junge Wandersmann mit einem kleinen Schreine unterm Arm.

Das Metall eines Türschlosses knackte: Die fremde schöne Dame trat aus dem Haus. Der Jüngling nahm seinen Hut ab. Erfreut, bescheiden. Worauf das Mädchen wohlwollend nickte, wie ehedem; in ihren Augen aber stand eine Frage: „Was willst du?“ Dem Jüngling entging dies nicht, denn sogleich sprach er: „Für dein Röschen, das ich zwischen den Blättern eines uralten Buches gepreßt habe, sollst du heute von mir das Gegengeschenk erhalten. All die Tage über, seit du mir das Röschen gabst, habe ich an dich gedacht, sah deine feine, zarte Gestalt, deine großen, suchenden Augen.“ — Er öffnete sein Kästchen und entnahm ihm einen seltsam geformten gläsernen Pokal mit eigenartigen Verzierungen und Reifen aus Eisen. Den Trinkrand des Glases säumte ein schmaler, dünner Goldstreifen ein.

„Was ist das?“ fragte das Mädchen und nahm zögernd den hingereichten Pokal.

Ein Windstoß prustete durch die Baumkronen, — einige frühwelke Blätter und abgestorbene Zweige fielen ins hohe Gras . . . Des Wanderers Lockenhaar legte sich über die weiße Stirne wie ein Trauerflor um eine Marmorsäule — —

„Es ist das Gefäß der Freundschaft,“ antwortete der Jüngling, dessen Stimme eine leichte Schattierung

von Schwermut erhalten hatte, — „es ist mein letzter Pokal, den ich nach meinen Idealen zusammengestellt und verfertigt habe. Das weiße, durchsichtige Glas deutet den offenen Charakter, die lautere Gesinnung, die Reinheit der Seele des Freundes an. Welche Flüssigkeit auch in den Pokal eingefüllt werden mag, das Glas selbst erhält sich immer rein und weiß. — Die eisernen Reifen und Verzierungen, die sich um das Glas schmiegen, symbolisieren die Freundestreue. Wenn ein übermütiger Zecher das Glas manchmal etwas derb auf den Tisch stellt, dann könnte es gar leicht zersplittern. So aber halten die Eisenringe die Schläge auf. Es ist die Treue, welche den Freund in allen Schicksalsstürmen wie Eisenreifen schützend umgibt. — Der feine, schmale Goldrand endlich ist die Liebe der Freundschaft, die das Gefäß in unaufdringlicher Art schmücken darf.

Der Jüngling sprach die letzten Worte mit warmer, impulsiver Begeisterung.

„Ob die Treue, wenn sie in Wind und Wetter kommt, nicht rostet wie das Eisen?“ forschte etwas spöttisch das Mädchen.

„Nein,“ entgegnete ohne Besinnen der Wandersmann, „die wahre Freundestreue muß sich im Laufe der Zeiten erhärten zu Stahl.“

Musik klang vom Haus herüber. Das Mädchen drehte den Pokal nach allen Seiten herum und musterte ihn mit kritischen Blicken. — „Ganz gewöhnliches Glas ist das ja nur,“ — sie zog die Augenbrauen hoch — „genau wie man es zu Fenstern verwendet.“

Der Wanderer zuckte leicht die Achsel: „Freundschaft ist kein Prunkstück, sie ist ein schlichtes, heiliges Geschenk.“

Sie beachtete es kaum; ihre bloßen Finger versuchten an einer der Rosetten herumzubiegen.

„Und die Reifen, auch die Verzierungen sind bloß gewöhnliches Eisen, wie es jeder Schmied bearbeitet, — nicht einmal Silber. Mein lieber Wandersmann, laß er sich sagen, daß so etwas Unfeines kein Geschenk für eine vornehme Dame ist.“

„Wirklich nicht?!“ frug bestürzt der junge Mensch.

„Dann auch ist mir dieses Zeug viel zu schwer, ach — —.“ Sie wollte den Pokal in die andere Hand nehmen, riß sich indes durch eine Ungeschicklichkeit an einer kleinen eisernen Rosette den Zeigefinger blutig. Eine jähe Zorneswelle machte ihr Gesichtchen erglühen.

„Ach Gott, o Gott, dieser elende Plunder bringt einem noch Schaden! Daß ich so etwas auch anfassen mußte!“

Und sie schleuderte den Pokal über den Zaun, so daß er mitten in die staubige Straße kollerte . . . Momentanes Scherbengeklirr — — —

Der Jüngling war totenbleich geworden.

„Wahnwitzige, du hast die Freundschaftsseele zerschmettert!“ — Seine Stimme war klagend, als käme sie von einem Fremden . . .

Das Mädchen stand auf der Freitreppe, umwickelte den verletzten Finger mit einem weißseidenen Spitzentüchlein und lachte dazu jetzt fröhlich, ausgelassen — —. Schweigend sah der Wanderer zu ihr hin.

Melancholisch flüsternd trug der laue Wind einen schweren Duft von spätblühenden Blumen herüber . . .

Der junge Mann hob die Trümmer des Pokals vom Boden auf und legte sie in den kleinen Schrein. Langsam ging er dann die Landstraße hinunter.

Nach einem Stück Weges blieb er stehen und blickte nochmals auf das Haus zurück.

In den Luftwellen verfingen sich die Akkorde der Musik und verklangen in der Ferne wie Grabesweinen eines mutterlosen Kindes — — —.

Der wandernde Jüngling ging gesenkten Hauptes weiter und wurde seit jenem Tage in deutschen Landen nie wieder gesehen . . .

Dr. Schmilinsky:

Spätfrühling.

Und der Tag neigt sich dem Ende.
Dunkler werden schon die Schatten:
Müde sinken schlaff die Hände,
Die so viel zu schaffen hatten.

Plötzlich, welch ein fröhlich Glänzen
Leuchtet auf in meiner Nähe!
Glück und Freude ohne Grenzen,
Da ich solchen Glanz erspähe!

Milder Glanz der schönsten Sterne,
Was geschlummert, weckt er wieder!
Und die Stimme! ach, wie gerne
Geb' ich drum die schönsten Lieder!

Und sie tönt von ros'gen Lippen,
Die mich blenden, die mich wirren:
Gar gefährlich süße Klippen,
Sich unrettbar zu verirren!

Neu strömt Kraft mir durch die Adern,
Neu erstarken Geist und Sinne:
Soll mit dem Geschick ich hadern?
Grollen ihm ob später Minne?

Gg. Henke:

Sprechende Blumen.

(An Herta.)

In Narzissen holdem Weiß
Prägt sich aus das keusche — Bleiben —
Und Marienblumen Preis
Ist ein unermüdlich Treiben.
Der Viole Süßigkeit
Muß an vieles Herbe mahnen;
Doch des Abendländers Kleid
Soll den Weg zum Leben bahnen.
Veilchentreue lauscht bescheiden,
Spricht Vergißmeinnicht aus beiden.
Und der Rose schöne Glut
Will viel Liebes, Gutes wagen;
All mit vereintem Mut
Wollen kurz das Eine — sagen:
Blumen haben keinen Wert,
Wird mit den Blumen nicht das Herz beschert!
Wahr ist, was Phox der Weise spricht:
Ein großes Herz stirbt mit den Blumen nicht!

Max Rosenfeld:

Ihr erster Strahl.

Das ist der Liebe wunderseltsam Wesen:
Ihr erster Strahl war unser schönstes Glück;
Und ging sie hin, nie können wir genesen —
Ihr erster Strahl war unser schönstes Glück . . .

Und ob wir auch in tausend Augen lesen —
Ach, nirgends jener Liebe Himmelsblick . . .
Ihr erster Strahl war unser schönstes Glück,
Das ist der Liebe wunderseltsam Wesen.

Ilse Franke:

Liebeszauber.

(Sonnett.)

Komm nah, ganz nah, daß deines Mundes Glut
Mit meiner Lippen Schmachten sich vermählt.
Ins Meer der Liebe treibt uns unser Blut,
In Purpurwellen sinken Leib und Seele.

Und so vereint in tiefster Lebensflut,
Ertrinken Welt und Schein und Schuld und Fehle.
Wie dann das Meer nach heißem Rauschen ruht,
Entschläft das Lied der rauhen Sturmeskehle.

Ein sanftes Säuseln stillt die Wasserbahn,
Die Sonne küßt den goldnen Spiegel leise.
Durch die kristallnen Fluten zieht ein Schwan

Im Abendfrieden seine goldnen Gleise.
Komm, küsse mich und spür' den süßen Wahn.
Nur Liebe löst uns aus dem Liebeskreise.

Gustav Woysch:

Ernst Krauß.

Feierabend! welch befreiende Gefühle löst dieses Wort in uns aus. Feierabend! wie atmet Leib und Seele auf bei Betätigung dieses Wortes. Feierabend, er gehört uns, dir und mir im Verein mit dem, was wir lieben. Dann suchen wir nach der Hast des geschäftigen Tages ruhige, friedliche Sammlung. Willst du aber Gewinn haben vom Feierabend, so sprich mit dem besten Freunde den du hast, mit einem guten Buche.

Solch ein guter Freund, ein solch edles Feierabendgeschenk, darin ein getreuer Eckart freigebig manch Goldkörnlein ausgestreut, hat uns der Dichter

Ernst Krauß

geschenkt. In 2. Auflage ist von ihm „im Xenien-Verlag zu Leipzig" eine eigenartig-sympatische Gedichtssammlung erschienen:

„Leben und Liebe."

Die Lyrik dieses Dichters weist eine seltene Eigenheit auf, sowohl inhaltlich als auch in der Form. Das klingt und singt, daß es uns wohl wird bis ins Herz hinein. Wie ein reiner Bergquell sprudelt der Sang seiner Muse. Doch auch ernste, erhebende Töne schwingen sich dazwischen, tief und ehrlich. Alle seine Poesie schöpft Krauß aus seinem reichen Erleben; aus tiefster Seele gibt er uns von seinem Eigensten. Und das macht den Dichter uns lieb und wert.

Ein Vorzug vieler seiner Gedichte ist ihre zarte Stimmungskunst. Sie wirken oft wie die stille Dämmerung lauer Sommerabende, wie goldenes Schimmern der letzten Abendröte. Selbst wenn schwermütige Töne erklingen, so glänzt doch über aller grauen Not des Tages „ein mildes Sternenlicht".

Ernst Krauß:

Vision.

(Am Rheinfall.)

Es rauscht und rollt und donnert wild
Der Strom in schauriger Pracht . . .
Mir aber steigt ein liebliches Bild,
Ein träumerisch Augenpaar, rein und mild,
Vorm geistigen Auge auf und erfüllt
Mein ganzes Sein mit fesselnder Macht.

Es steigt vor mir auf die vergangene Nacht:
Ein See . . . wie er quirlt und gluckst und quillt.
Wie es plätschert und plauscht und plaudert und lacht
In silberner Flut — wie in mir erwacht,
Erst leis nur, sich steigernd zu stürmischer Macht,
Ein Sehnen nach Liebe —
das sanft gestillt
Von deinem liebkosenden, tröstenden Mund! — —
— — — — — — — — — — — — — —
Wie schön der Erinnerung heiliges Bild,
Erleb' ich erschauernd in dieser Stund' . . .

Bitte.

Räum' mir ein kleines Ruheplätzchen
In deinem Herzen ein,
Und laß mich Mitbewohner
Von deiner Seele sein! —

A. Bischof:

Geburt.

Ein neuer Mensch! O, welch ein Glück
Muß einer Mutter Herz durchziehn,
Und wieviel Dank daraus zurück
Zu Gott, dem gütigen Geber hin,
Wenn sie, weil er ihr Helfer war,
Das Kind gesund und froh gebar.

Und wieviel Lob an solchem Tag
Ringt sich von eines Vaters Mund,
Bereichert seines Herzens Schlag,
Gibt jauchzend seine Freude kund,
Wenn sich im Kusse lind und leicht
Sein väterlicher Stolz ihr zeigt.

O glücklich Paar, wenn du verstehst,
Was Gott mit seiner Gabe will,
Wenn du ihm nun dein Herz erhöhst
Im Vaterunser fromm und still!
Wie hat euch Gott so reich erfreut,
Still segnend euern Bund erneut.

Franz Reuß:

Die Elche.

Gedicht in Prosa.

Hunneberg in Schweden. Gegen elf Uhr nachts. Wassergrüner Himmel. Nordwärts träumt die helle Nordlandsnacht. Wie eine Fischgräte lang hingefasert über dem Wald eine violette Wolke. Der massige Wald ragt dunkel und starr, ein Hüter seltsamen Lebens. Sein Schatten liegt breit und schwarzblau auf der Matte.

Seit einer Stunde sitzen wir auf einem Stoß Schnittholz, halb verdeckt von einem Eibenbusch, erregt von Erwartung.

Es knackt am Rain. Da, auf der Blöße draußen, stolpern drei geisterhafte Riesenwesen, hüpfend und strauchelnd, wie Gespenster der Vorzeit. Drei stämmige Elche. Halblaut schnaufend brechen sie vor. Scheu und mit den ungelenken Beinen lächerlich ausgreifend, stelzen sie durch die fast unwirklich helle Sommernacht.

Schauer säuselt der Eibenbusch. Schon sind die Elche in die Nebel und die Waldnacht zurückgesunken. Dunkel und starr ragt der Wald, durch den wassergrünen Himmel schwimmt wie ein skelettierter Fisch eine zerfaserte Wolke. Darunter ein einsamer Stern, silberblinkend.

Edgar Dietrich:

Tot?

Was hat mir die Seele zerrissen
Heute am scheidenden Tag?
Was war's, was auf meinem Herzen
So furchtbar beklemmend lag?

So wund war das Herz, wie gebrochen,
Vom Weinen die Augen so rot;
Mir hat die Seele zerrissen
Das fürchterliche Wort: „Tot!"

Ich sinne, und mag es kaum fassen,
Was mir durch Botschaft ward kund,
Das Liebste ist von mir geschieden,
Für immer verstummte ein Mund.

Ach, immer könnte ich klagen
Und immer jammern vor Schmerz.
Genommen ist mir ewig
Ein treues, liebendes Herz.

Max Th. Heinrich:

Meeresleuchten.

Wenn in goldnem Flammenstrahle
Purpurrot die Sonne sinkt
Und vom Meer mit einem Male
Wunderbares Leuchten blinkt:

Muß sich mir das Auge feuchten;
Denn zu meinem Heil und Glück
Blitzte jenes Meeresleuchten
Schöner einst in Liebchens Blick.

Max Kunze-Goldberg.

Frau Sorge.

Sie blickt mit hagrem, bleichem Gesicht
Zu mir ins Stübchen herein;
So drohend dabei — und lächelt nicht,
Sie haßt ja den Sonnenschein.

Zu End' ist wieder das Stückchen Brot,
Ich weiß nicht, wo soll das hin! —
Die Kälte brennt mir die Wangen rot,
Und mein Kleid ist gar zu dünn.

Wird denn kein Ende mit dieser Qual,
Gibt es kein besseres Los?
Ist nicht so groß der Glücklichen Zahl,
Die Welt nicht so reich wie groß? —

Frau Sorge schüttelt mit Hohn ihr Haupt,
Ich las aus ihrem Gesicht:
So schnell, wie der arme Mensch es glaubt,
Verlaß ich sicher ihn nicht.

Robert Häusler:

Am See.

Ich stand am Gartenhäuschen, das von saftigem Grün umrankt war und sah auf den See hinaus. Die Abendsonne warf in köstlicher Verschwendung ein goldenes Funkennetz über das mattschimmernde Quecksilber der sanftbewegten Wasserfläche. Hinter mir Anlagen, in denen in sorgfältig gepflegten Blumenbeeten Rosen in üppiger Pracht blühten. Ein lauer Wind wehte wie lispelnd durch hohe Hecken, aus deren immergrünen, zierlich geschnittenen Nischen weiße Statuen leuchteten. Ein feiner Duft umwehte mich. Der Sonne

Purpurglanz flammte noch einmal auf am Himmel wie der Abschiedsgruß eines lieben Freundes.

Am See her standen Landvillen, mit blauem Schiefer gedeckt, mit breiter Veranda und nicht besonders geschmackvollen Türmchen. Die Villen standen in großen Gärten, deren eiserne Zäune ganz überblüht waren von Fliedersträuchern, die in verschwenderischer Fülle große, weiße Traubendolden trugen, so daß der ganze Abend voll war von ihrem Duft. Ich weiß nicht, was mich festhielt. War es das Blühen und Duften? — Jedenfalls stand ich mehrere Minuten und sah in die Gärten hinein, und als ich wegging, war es mir, als ob ich mich in Wohlgeruch gebadet hätte.

Herrlich war es, diese prächtigen Plätze zu sehen still und friedlich daliegen am blühenden See. Denke ich daran, so überkommt es mich immer wie eine Wolke, aus süßem Duft.

Die Abendsonne lag auf ihrem gebogenen weißen Nacken. Ein sanft säuselnder und fächelnder Wind ließ die Wasser zittern.

Ich ging einsam, ganz allein am Strande entlange meinen Blick auf das in stiller Majestät schimmernd Wasser gerichtet. — In dunstiger Ferne zogen die langen Ketten der Alpen ein bläuliches, unregelmäßiges Band um den Horizont. Häuser standen in gefälliger Unterbrechung zwischen dem langsam, terrassenförmig aufsteigenden Rebhügel, hier schlossen sie zu einem kleinen Dörfchen sich zusammen, aus dem ein plumper Kirchturm, im ganzen Bilde doch einheitlich, hervorschaute. Das Einerlei der Reben war unterbrochen durch Ausläufer vielstämmiger Waldungen, die wie eine Vorhut hereinfielen und bald das Gelände besetzten, bis sie wieder zurückgedrängt wurden von den Weinstöcken.

Vom jenseitigen Ufer schallten in feierlichen Tönen die Glocken ihr Abendlied.

Draußen auf des Sees Höhe fuhr noch ein Fischer gemächlich durch die spiegelnde Flut. Sein Herz war gebrochen. Heute forderte der See in stürmischer Wut zwei Opfer von ihm: die treue Gattin und den geliebten Sohn. Der See verschlang sie ihm, der Wütende hat sein Opfer, jetzt die Ruhe. Das Spiel der silbernen Welle, sein Auge sah es nicht. Die goldene Abendsonne, er kannte sie nicht in ihrer herrlichen Pracht. Gequältes Herz! Hörst du der Glocken Abendlied? — Es war dein Grablied, zum letzten Male vernahmest du ihr Abendgeläut! Sein Gemüt, sein edles Herz war zu tief erschüttert von dem tiefen Schmerz. Was blieb ihm noch zu hoffen?

Schwerer Kummer lastete auf ihm. Tiefe Wunden riß ihm der Tod seiner Lieben in sein gedrücktes Herz. Nur eines hatte für ihn noch Raum darin, nur einen Wunsch hegte sein Herz: Das Grab bei ihnen, und Ruhe hätte er gefunden!

Das Schifflein trieb ruhig durch die Wellen, munter plätscherten die Wasser an dem Kiel, aber — er vernahm nichts davon.

Die Ruder entfielen ihm; nur ein Gedanke verfolgte ihn, er konnte ihn nicht fliehen, er trieb ihn zum Wahnsinn, zur Verzweiflung: Den Tod für ihn, — er wäre süß!

Sein Inneres wühlte; alles Glück und alle Freude war ihm geschwunden —

Dunkle Wolken zogen am Horizonte auf; durch das zerrissene Gewölk schien der Mond in märchenhafter Pracht. Ein undurchdringlicher und düsterer Nebel breitete sich auf dem See aus und ruhte schwer auf dem kleinen Boot, welches langsam durch das bleigraue Wasser dahinzog. Der Wind trieb plätschernd die Wellen an das Bug. Das unaufhörliche Gekreisch eines langen Zuges grauweißer Möven begleitete die einförmige Fahrt.

Der Fischer sah nichts, er hörte nichts. Die kräuselnden Wellen und der säuselnde Wind murmelten und lispelten es geheimnisvoll: „Hier unten ist Friede, hier unten ist Ruhe.“ — Verzweiflung und Sehnsucht packte ihn mit Gewalt: „Sie ist es!“ die Geliebte winkt ihm liebevoll und flüstert ihm leise in das Ohr: „Komm mit mir in das kühle Grab, gehe aus dem Jammertale dieser Welt! Komme, hier unten in den kühlen Tiefen, hier unten ist Friede, hier unten ist Ruh'!“

Er sah sie noch, er hörte sie noch, er konnte nicht widerstehen! Er konnte nicht bleiben, er mußte fort von hier, mußte scheiden! —

Er stand im Kahn. — Sie war verschwunden.

Sein Herz wuchs ihm sehnsuchtsvoll bei dem Gruße seiner Lieben. Sie sprach zu ihm, da war es um ihn geschehen. Er wankte, er fiel, er ward nicht mehr gesehen! Die Wasser schlugen über ihm zusammen.

Es gellte! — Es ächzte und stöhnte und krachte, geborsten und zerschellt lag in stürmischer Wut der Wellen das Schifflein auf kahlen Klippen in Sturm und Nacht. — Der Wind heulte noch sein Klagelied. —

Wie war es mir? War es Wahrheit, war es ein Traum? Fuhr er draußen auf der ruhigen See? — Nein! — So war es also doch bittere Wahrheit! Verzweiflung — Wellen — Tod! —

Von Minute zu Minute steigerte sich meine aufgeregte Erwartung. Hatte ich mich mit den Göttern des Bodensees verfeindet, hatte ich eine der kecken Dreaden und Dryaden belauscht auf der stillen Waldwiese, hatten sie mich bei Freia, der Holden verklagt, und sollte nun ein nebelumdüsteter, schrecklicher Empfang meine wohlverdiente Strafe sein? O nein! Das ist eines der wenigen glücklichen Besitztümer der armen, verlassenen, einsamen Menschen, daß sie die freundlichen Göttinnen des Waldes und Sees zu ihren gütigen Freunden zählen dürfen und auf ihre Hilfe bauen können. Sie waren die unsichtbaren Begleiter auf meiner schweigsam schrecklichen Wanderung.

Vielleicht wollen jene holden Geister mich necken, um mich doppelt zu erfreuen. — Ja, er ländete am Ufer! Wie glücklich warst du Menschenkind!

Langsam wandte ich mich zum Heimweg. In namenlosem Weh pochte mein Herz. Ein Übermaß von Gefühlen, Mitleid und Zorn stieg in mir auf über des Menschen hilfloses und ödes Dasein, den Göttern zum Gespött, dem Schicksal zum Launenspiel. —

Der Abendwind strich über den See und machte mich erbeben. Der See ward unruhig. Die Wellen bewegten sich in leisem, melodischem Spiele, das allmählich heftiger wurde. —

Schon war der See in der Nacht! Die Fischlein schliefen und die Sonne hatte noch ein paar letzte goldige Wolken ins Wasser geworfen, die langsam starben; aber schon blitzte ein Stern im tiefen Grunde auf und schimmerte und lockte. Alles malte sich ins Wasser hinein, schöner als es war. Das Dörfchen dort drüben schien mit seinen Lichtern ins Wasser gesunken, und die Wellen plätscherten und sangen. Fern tauchte ein silberweißer Schein auf und kam näher; er schickte gewaltige Lichtbündel über den See, über das schlummernde Dörfchen, an den Kirchturm hinauf, über die alten Weiden hin, zog schimmernd vorüber und leuchtete ins Gewölk. Ein Nachtdampfer hatte seinen Scheinwerfer spielen lassen.

„Komme mit mir in das kühle Grab, gehe aus dem Jammertale dieser Welt! Komm, hier unten in den kühlen Tiefen, hier unten ist Friede, hier unten ist Ruh'!" flüsterte ich noch leise, als ich am Strande entlang schritt und schon das weiße Haus mit seiner Terrasse nahe sah — — —

Karl Kleiner:

Gedichte.

I.

Du bist mir fern,
Geliebte mein;
Du holder Stern,
Ich denke dein!

Es grüßen die Felder,
Es pranget die Flur,
Erschallen die Wälder
Der jungen Natur.

Doch nichts kann ersetzen,
Geliebte mein,
Dein Kosen und Schwätzen;
Ich denke dein!

II.

O laß mich ruhn zu deinen Füßen
Und in die dunkeln, wundersüßen,
Strahlend schönen Augen blicken!

O neige mir dein Haupt, so blühend,
Auf daß ich meine Lippen, glühend,
Auf die deinigen kann drücken!

O reich mir deine zarten Hände
Du Herzenskönigin, o fände
Mein wundes Herz nun endlich Ruh!

Und sprich! Kannst du mir auch vergeben,
Daß nichts in meinem ganzen Leben
Mir je so teuer war wie du?

George Morin:

Am Vogelnest.

„Siehst du dort zwei Vöglein in dem Neste? —
Kaum bekleidet noch mit erstem Flaum? —
Piepsen sie nicht, horche nur mein Kindchen,
Ängstlich auf jetzt, wie aus schwerem Traum?" —

„Komme, Kind, wir wollen sie nicht stören;
Hungrig öffnen sie die Schnäbelein —
Dort schon fliegt heran die Vogelmutter —
Lassen wir sie jetzt mit ihr allein!“ —

„Gibt's was Schönres als die Mutterliebe? —
Merk' es dir, mein liebes Kindchen fein:
Keinen bessern Engel gibt's im Himmel,
Als ein sorgsam gutes Mütterlein!“

Johann Wang:

Am Ziel.

Ach, daß doch wieder mich das Glück durchschwelgen,
Wie einst, bei des Kamines Feuerschein,
Als ich aus heißem Taumelkelche,
Genoß des Lebens und der Liebe Wein.

Die selige Zeit, sie ist geschwunden,
Sie kehret nimmer, nimmermehr zurück!
Denn Goldes Macht hält nun mein Herz gebunden
Und hohler Glanz heißt nun mein Glück.

Franz Jary:

Nach Mitternacht.

Wohl hat die Glock' herabgetönt
Vom Turme längst schon Mitternacht;
Doch mancher ohne Fried' noch wacht,
Und mit dem Tag nicht ausgesöhnt.

O du, den noch zu dieser Stund'
Nicht schlummern läßt dein trüb Gemüt,
Auch dir wird kommen noch der Fried'
Und Balsam bringen deiner Wund'.

Du weinest ja nicht ungesehn
Die bittern Tränen in der Nacht,
Ein Engel naht dir still und sacht
Und trocknet jede deiner Trän'.

Umnachtet dein Gemüte Leid,
Blick' auf nur zu der ew'gen Fern,
Es leuchten noch die goldnen Stern'
In deiner Kammer Dunkelheit.

Ein neuer Freudenstrahl umspinnt,
Gewiß dein tiefbetrübt Gemüt;
Des Kummers Nacht daraus entflieht
Wie ein Gewölke und zerrinnt.

Und mild verkläret wirst du schaun,
Was du gefürchtet noch zuvor;
Es hüllt sich ein in Rosenflor,
Was dich umrungen hat mit Graun.

Und wie ein Engelsfittich weht
Es deine Stirn mit Schlummer an;
Schon hörst du sel'ge Stimmen nahn,
Und alle Pein im Traum vergeht.

Und weckt dich früh der Glockenton
Gedenkst du deines Kummers kaum,
Belächelst ihn wie einen Traum,
Der leis beim Morgenstrahl entflohn.

K. J. A. Schwarz:

Junge Liebe?

Ich weiß nicht, ob's der Frühling ist,
Ich weiß nicht, Kind, ob du es bist,
Daß heut mein Herz so schwer gestimmt
Und gleich in mir die Sehnsucht glimmt!

Sehnsucht nach Ländern, o, so weit —
Nach stiller Liebesseligkeit —
Nach eignem Heim, nach häuslich Glück —
Nach froher Kinder Feuerblick — —

Ich träume mich so gerne fort,
Von dem mir wordnen dunklen Ort.
Doch bebt zurück mein armes Herz:
Dann kostet es mich Not und Schmerz.

Mich streift ein Glück so taufrischblank,
Ich weiß nicht, ob ich darum krank!
Ich weiß nicht, ob's der Frühling ist —
Ich weiß nicht, Kind — ob du es bist.

M. Thalmann:

Fontänen.

Ich lieb' den gebrechlichen Strahl der Fontänen,
Der launisch und einsam emporsteigt
Im vornehmen Dunkel verlassener Gärten,
In denen ein müdes Jahrhundert sich ausschweigt.

Hier herb von Buchsbaum und Eibe umduftet,
Quillt er sich selber zur Luft in das Blau
Und träumt sich ein eigenwilliges Märchen
Von einer fernen, launigen Frau . . .

Der Wille zum Leben.

Ich stand heut auf windiger Weite
Und fühlt' es wie Frühlingssturm
Um mich gehn — war doch — schon frühe
Der Herbst um das farbige Land.

Die Vögel zogen hoch über der Heide
Fernen, weißen Palästen entgegen.
Die Sonne lag wie goldgelbe Seide
Auf ihren fluggeweiteten Schwingen.

Ich fühlte den Willen zum Leben
Wie Frühlingssturm um mich gehn . . .
Ich will dir den jungen Gram vergeben
Und Liebe und Lieder suchen.

Ha, wenn du tobst,
Daß die kleinlichen
Seelen erschrecken,
Wie jauchz' ich auf!
Das ist mein Lied.

Stärker, stärker!
Noch stehet die Eiche;
Sie trotzt dir,
Nur ihr Laub
Wirbelt am Himmel.
Wilder töne dein Lied,
Haß, Wut, Vernichtung — — —

Umsonst!
Der Bäume stehen zuviel,
Und deine Kraft
Zersplittert am Geäst.

Erfülle meine Seele
Mit deinem Gesang
Klagreiche Nacht.

Lied deiner Ohnmacht
Umfächle mein Haupt,
Und die Träne der Wehmut
Löse die Wolke,
Kühle mein brennendes Aug'.

Komm zu mir,
Bebende Nacht!
Schon trifft dich das Licht,
Weiche wie ich,
Wir gleichen uns.

Ernst Stimmel:

Hymnus an die Nacht.

Erfülle meine Seele
Mit deinem Gesang
Sturmfrohe Nacht!

Fühl' meine Umarmung
Wilde Braut!
Wir gleichen uns.

K. Stoll:

Das Elend!

Bleigrau schleicht durch die Gassen
Ein trüber Dämmerschein,
Hohnlachend schwingt seine Fackel
Das Elend hinterdrein.

Es drängt sich durch düstere Tore,
Viel Türen springen ihm auf —
Hohnlachend springt es die Treppen
Die düsteren Gänge hinauf.

Und drinnen in muffigen Häusern,
In Kammern eng und klein
Streicht's über ärmliche Betten
Und nistet sich bleiern ein.

Manch müder, zerquälter Seufzer
Aus Kinderherzen quillt,
Manch qualvoll bittres Röcheln
Aus Weibesherzen schwillt.

Was herb der Tag verschwiegen —
Bricht nachts sich röchelnd Bahn,
Das Elend umkrallt sein Opfer
Hohnlachend — Und grinst sie an.

Minnie Orth:

Eine Spatzengeschichte.

Aus einem Fenster meiner Wohnung sehe ich in einen kleinen Hof, der von Mauern umgeben ist. Üppiger Efeu bedeckt mit seinem Blätterschmuck die grauen Flächen und gibt ihnen ein freundliches Ansehen, besonders im Frühling, wenn die jungen, zartgrünen Blätter sich von dem dunkleren Hintergrund abheben.

Meine kleine Geschichte beginnt zu der Zeit, als mehrere Sperlingsfamilien die verschiedenen Stockwerke der grünen Mauer bewohnten und mit Lärm und Geschrei vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend den Hof erfüllten.

Kaum war morgens die junge Brut erwacht, so verlangte sie piepsend ihr Futter; dann flogen die Alten geschäftig aus; sie erhaschten hier ein Insektchen und pickten dort ein Krümchen auf, das von Kinderhand verstreut sein mochte.

Sobald sich aber ein Geräusch vernehmen ließ, flatterten sie ängstlich auf und suchten Schutz im dichten Efeu.

Eines Morgens geschah es, daß ein kleiner Wagehals zu früh die Kraft seiner Flügel prüfen wollte und dabei kopfüber in den Hof hinab fiel. Erschrocken und zerschlagen hinkte der kleine Wicht in einen Winkel und schrie aus Leibeskräften.

Die Alten hatten ihn bald entdeckt und flogen herbei; die Angst der beiden um den Nestling war rührend anzusehen.

Sie flogen und flatterten ratlos hin und her; sie versuchten ihr Junges fortzuschieben, sie zeigten die Flugbewegung; umsonst; das Tierchen schlug hilflos mit den kurzen Flügelchen, die zu schwach waren, es zu tragen.

Der Vater flog auf, vielleicht um bei Freunden und Nachbarn Rat und Hilfe zu suchen, die Mutter blieb zurück. Wie mochte ihr das kleine Herz pochen in der Angst um ihren gefährdeten Nestling. Den Kleinen hungerte; es fehlte nicht an Krümchen und Körnchen, das Schnäbelchen hatte aber noch nicht allein picken gelernt; so suchte denn die Mutter eifrig und fütterte es.

Der Tag verging in Angst und Sorge. Schon nahte die Nacht; was nun? Der Kleine mußte im Dunkeln, von Gefahren bedroht, zurückbleiben. Wenn nun eine Katze käme? Man sieht oft genug diese raubgierigen Vogelfeinde herumschleichen, und mit lüsternen, grünen Augen nach der Efeuwand spähen; dazu die Kälte der Nacht. Schon breiteten sich düstere Schatten aus und oben im Nest piepte die übrige Brut nach den wärmenden Flügeln der Mutter. Es half nichts, sie mußte zu ihrer Familie zurück, während der kleine Verlassene sich zitternd in ein vom Wind zusammengewehtes Häufchen dürrer Blätter duckte. Die Vögel im Efeu kamen zur Ruh'; überall herrschte die Stille der Nacht.

Kaum graute der Tag, so verließen die Alten ihr Nest und flogen hinab, um nach ihrem Jungen zu sehen.

Der schlüpfte soeben aus seinem Versteck hervor.

Welches Wiedersehen, welche Freude! Es war, als riefen die Eltern beglückt: „Er lebt! Ihn friert und hungert, aber er lebt."

Die Mama breitet sogleich sorglich die Flügel aus, und Kleinchen schlüpfte hurtig unter und wärmte sich, während der Papa für den hungrigen Sohn Futter suchte.

Die Stunden vergingen, und immerfort dauerte das Fliegen vom Nest zum Hof. Es schien, als wären die Alten nicht mehr so unruhig als tags zuvor; augenscheinlich hatten sie sich in die Situation gefunden.

Ihr Junges hatte die zweite Nacht überlebt. Die gefürchtete Katze war nicht gekommen, keine Frevlerhand hatte sich nach ihm ausgestreckt. Schon begann das Vögelchen sich selbständiger zu fühlen und pickte allein, was ihm vor das Schnäbelchen kam.

Und nun begann der Unterricht. Unermüdlich lehrten die Alten wie er es machen sollte, um sich im Schwunge von der Erde zu erheben. Beständig flogen sie auf und ab, ganz kurze Strecken, wahrscheinlich um das Unternehmen nicht zu schwierig erscheinen zu lassen. Der Schüler war gelehrig, und bald hatten Vater und Mutter die Freude, sich von seinen Fortschritten zu überzeugen. Schon balancierte er mit seinen kurzen Flügelchen, und schwebte eine Weile in der Luft.

Geduld wird das Ziel schon erreichen, wenn die Hoffnung hilft, und die Notwendigkeit die Dritte im Bunde ist.

Wenn der kleine Gelbschnabel brav im Neste geblieben wäre, statt voreilig in die Welt zu gucken, so würde diese harte Schule ihm erspart geblieben sein.

Immer wagemutiger wurde das Vögelchen, und die Mutter sah mit begreiflichem Stolz auf diesen Erfolg.

Wo wäre die Mutter, die sich nicht des redlichen Strebens ihres Kindes erfreute?

Wieder nahte der Abend. Diesmal zögerte der Kleine nicht, sich in sein Häufchen dürrer Blätter zu ducken, und ruhiger flogen die Alten zu Nest.

Wieder erwachte ein neuer Tag. Im Efeu wurde es lebendig; die Jungen schrien nach Futter. Das Elternpaar aber saß auf einer Dachrinne und sah voll Verwunderung in den Hof hinab, wo ihr tapferer, kleiner Sohn vergnüglich herumhüpfte und Krümchen pickte — das erste selbstverdiente Brot.

Nun flogen die Alten hinab, sie mußten ihren Jungen doch loben wollen. Unzählig, unermüdlich waren heute die Flugversuche. Die kleinen Schwingen hatten sich merklich gekräftigt, es fehlte nur noch der Mut zur Tat.

Jetzt sitzen Vater und Mutter oben im Grünen, sie locken und rufen: „Komm, komm! Mut, Mut! Höher, immer höher schwinge dich, und dir gehört die weite Welt, der blaue Äther dein Reich!“ So locken sie und rufen, und wirklich — der Kleine öffnet die Flügel und schwingt sich auf; vorerst nur bis zu dem ersten Zweig, wo er sich von der Angst und Anstrengung erholen muß, dann weiter nach dem nächsten, höheren Ast. Und oben locken Vater und Mutter den Kleinen anfeuernd:

„Komm, komm! Mut, Mut!“

Und wieder lüftet der kleine Held die Schwingen, und immer sicherer geht es aufwärts von Zweig zu Zweig.

Endlich hat er das heimische Nest erreicht und ist gerettet.

An diesem Abend nahm das Zwitschern und Schwatzen in der Efeuwand kein Ende.

Die Wiedersehensfreude in der Spatzensippe war gar zu groß.

B. Barber:

Die Mutter.

Ein Leib wurd' in die Erd' versenkt,
Der anderen das Leben schenkt,
Ein Mutterleib; die Seel' ging fort,
Es blieb der Leib, der trockne dort,
Man senkt' die trockne Hüll' ins Grab,
Die einst so reiches Leben gab.

Im Licht blieb, was im Schmerz gebar
Der Mutterleib: die Kinderschar.
Die braunen Schollen deckten tief
Den Sarg, in dem die Mutter schlief,
In dem verwesend, ohne Blut
Die Lebenspendende nun ruht.

Die Kinder blickten unverwandt
Ins Jenseits übern Grabesrand,
Sie suchten jene Brück' zum Tod,
Wo niemand ein Zurück gebot,
Die Brück', die jeder einstens geht,
Und wenn er noch so aufrecht steht.

Souper.

Mit schönen Frauen zu soupieren
Ist ein ästhetischer Genuß,
Und wenn sie sich ein wenig zieren,
Dann sagt man: Kind, mach' nicht Verdruß!

Frei bist du heut, genieß das Leben!
„Grün ist des Lebens goldner Baum.“
Laß uns dem Jammertal entschweben,
Verwirklichen den Jugendtraum!

Es ist so klar; du bist alleine
Und wir sind beide sehnsuchtsvoll.
Was hindert uns, daß ich mich eine
Mit dir; sei einmal, einmal toll!

Ein einzigmal, gib frei von Schwanken
Dich ganz dem tollen Spiele hin,
Ich will dir wie ein Spieler danken,
Der Partner einer Königin!

Hermine Grabenstedt:

O töricht Dichterkind.

Was hoffest du, o töricht Dichterkind,
Glaubst du, daß Menschen treu und ehrlich sind,
O täusch' dich nicht, verleugne dich nicht selbst,
Verworren und voll Tücke ist die Welt.

Du suchst ein Herz, dem du vertrauen kannst,
Von dem im Schmerze du ertragen lernst.
O such' das Herz, und kehrst du leer zurück,
Dann suche unverzagt in dir das Glück.

Du wirst erkennen, daß du recht gewählt,
Hast auf der Suche dich umsonst gequält.
Denn wisse, was dich quält, was dich verstimmt,
Das ist die Seele, die im Innern glimmt.

Und quäl'n in Zukunft wieder Sorgen dich,
Dann frage unverzagt dein inn'res Ich.
Und tröste es, und lach' es heiter zu,
Dann töricht Dichterkind, dann hast du Ruh'.

Bertha Lüdemann:

Ist es ein Lied?

Steh' ich am nahen Waldessaum,
Und eine Lerche steigt ins Blau,
Ihr Sang wiegt mich in lichten Traum
Und weckt ein Licht.

Und wenn's mich trifft, wie blanker Stahl,
Daß mir's durch alle Fibern zuckt,
Dann ist's von oben her ein Strahl,
Und wird ein Lied.

Und steh' ich an des Meeres Rand,
Folg' hier der Möve breitem Flug
Hinüber und hinab den Strand,
Dann kommt ein Lied.

Und blick' ich auf ein Kindlein klein,
Lock' ihm das erste Lächeln ab,
Dann wird mein Herz so weich und rein,
Leg' alles in ein Lied.

Seh' ich hinauf zum Sternenschein,
Der tröstend auf das Herz mir fällt,
So hüll' ich seine Wunder ein
All' in ein Lied.

Folg' ich den Regeln aller Kunst,
Und bin gerecht dem Wort, dem Bild,
Bleibt mir versagt der Muse Gunst,
Dann ist's kein Lied!

Tony Püschmann:

Lebensbrot.

Hast du bedacht, eh' dich der Sturm durchtobt,
Der deines Lebens höchste Krone schüttelt,
An deiner Seele tiefsten Wurzeln rüttelt,
Ob deine Kraft auch wirklich sturmerprobt?
Du ließest leiten sorglos deinen Kahn, —
Zerstörst du nun dein Glück in eitlem Wahn?

„Ich geh, ich geh! Hab' nichts mit dir gemein,
Ich kann allein mein Dasein besser führen!" —
Wirst du nicht dennoch tief im Innern spüren:
Zwei Herzen eins — gedoppelt Seligsein!
Kurz ist das Wetter, nach der dunklen Nacht,
Doch goldig strahlend wieder Sonne lacht.

Klar schaut der Tag. Hellängig blickt dich an
Das frohe Heute mit verklärten Mienen.
Nicht ihm allein, der Menschheit wirst du dienen,
Hast du an einem deine Pflicht getan!
Ob es der eine dankt dir oder nicht,
Sei treu dem Schwur, erfülle deine Pflicht!

Kein Blumendasein, nein, das wäre matt!
Das würde nimmer dir als Los genügen!
Die harte Scholle sollst du mühsam pflügen,
Dann quillt das Brot und macht die Seele satt,
Die einzig aus der Hungersnot befreit
Das Lebensbrot, gereift in ernster Zeit.

A. Lindenthal:

Kinderlied.

Sieh da — wer guckt zum Fenster rein?
Gut'n Abend, lieber Mond! —
Es wird doch nicht bloß Neugier sein,
Zu sehen, wer hier wohnt?! . . .

Und wenn's auch wär' — ich freu' mich doch
Dein hell' Gesicht zu sehn —
So tritt nur, bitte, näher noch!
Herein! Ich bitte schön . . .

Du willst nicht? — Ha, das glaub' ich gern,
Daß hier dir's nicht gefiel,
Dir winkt ja schon der goldne Stern
Zum heitren Abendspiel.

Ich aber muß jetzt schlafen gehn . . .
Gut' Nacht drum, lieber Mond!
Grüß' mir nur all die Sternlein schön
Und den, der drüber wohnt.

Erikanus:

An meine Schwester.

„Gott-Natur".

Du bist ein Kind der Ewigkeit,
Das einst die Gottheit schuf.
Drum hab' ich dir mein Herz geweiht
Und folge deinem Ruf.

Denn du bist mir treu gewesen
Seit der ersten Jugendzeit,
Lehrtest mich in Sternen lesen
Deine Unvergänglichkeit.

Ließest mich im Walde lauschen
Deiner Stille Einsamkeit,
Spieltest mir im Wellenrauschen
Melodien der Ewigkeit.

Drum wenn mir das Herz zu schwer,
Floh ich an das weite Meer,
In die freie Bergesluft,
Zu des Lenzes Blütenduft.
Dort gabst du mir jene Kraft,
Die den Mut zum Glück uns schafft.

Hab' ich so in schweren Stunden
Oft bei dir auch Trost gefunden,
Jenes höchste Glück im Leben
Kannst, Natur, du nie mir geben;

Denn in der Einsamkeit
Fehlt mir der Sonnenschein:
„Selig in Lust und Leid
Läßt nur die Liebe sein!"

Carl Brand:

Rembrandt-Sonette.

Rembrandt mit seiner Gattin Saskia.

Von Freude trunken, hei, wie lacht dein Mund!
Das Haupt vom dunklen Wellenhaar umgeben,
Den Kelch erhoben, weiße Federn schweben
Wie saufte Tauben, krönend deinen Bund.

Mir ist's, als riefst du: „Saskia, welcher Hund
Wagt noch zu stören unser Glück und Leben?
Komm auf mein Knie, ich muß dich fassen, heben,
Mein Stolz, mein Gott auf weitem Erdenrund!" —

„Ich komme, Meister; sieh, ich bin schon da!"
So stammelt sie mit Schüchternheit und Zagen
Und dann ist sie dem großen Künstler nah.

Sein Lachen bändigt ahnungsvolle Klagen.
Das ganze Bild ein einziges Hurra,
Ein Demantfunkeln noch vor dunklen Tagen.

Dr. **Franz Czurda:**

Philosophie.

Was ist das Leben?!
Ein dummes Streben!
Ein tolles Rennen und Jagen!
Ein ewiges Hoffen
Nach besseren Tagen! —
Ein Lachen und Weinen und Tanzen!
Und der Effekt vom Ganzen?
Der ist bei jedem der gleiche,
Denn schließlich wird man doch nur eine Leiche!
Du tanzst nach einem verrückten Lied
Und bist du müd'
Ist aus der Tanz,
Dann schiebt man dich mit Eleganz
Ins Loch zur ew'gen Ruh'
Und spielt, damit du's nicht vergißt,
Wie sehr die Welt verrücket ist,
Dir noch ein Lied dazu!

Paul Freiherr von Kleist:

Warum?

Es ist bis heute mir nicht klar,
Warum wir immer stritten.
Sie war so spröd', und ich, fürwahr,
Verstand mich nicht aufs Bitten!
Und eines Tags, weiß selbst nicht, wie,
Da gab's ein böses Zanken.
Wir schieden grimmig, wie noch nie,
In Worten und Gedanken.

Seitdem verstrich so manches Jahr,
Wir kennen uns nicht weiter,
Und keiner von uns beiden war
Je glücklich oder heiter.
Ein jeder möcht' vor Gram vergehn,
Wollt' aus der Welt schier wandern,
Doch nimmer wird er eingestehn,
Wie er so gut dem andern.

Nun gehet oft am Fenster mein
Vorbei im stillen Leide
Ein bleiches, krankes Mägdelein,
Doch schaut es stolz zur Seite.
Ich aber greif' ins Instrument,
Verzweifelnd, voller Rache,
Und wie das Herz auch tobt und brennt,
Ich sing', und jauchz', und lache!

H. Gäbler:

Am Strande.

Blaue Wolken ziehn am Himmel,
Sonnenschein blickt um mich her,
Und ganz fern am Horizonte
Seh' ich groß das stille Meer.

Eine rote Riesenblume,
Sinkt die Sonne in das Meer,
Und dann drüben im fernen Lande,
Steigt sie groß und mild empor.

Noch ein letztes heimlich Grüßen
Sendet sie mir übers Meer,
Dann ist wieder alles stille,
Still und friedlich um mich her.

Nur der Wellen leises Gurgeln
Und der Möve Flügelschlag
Unterbricht die große Stille,
Auf, es geht zum neuen Tag.

A. Fritsch-Weidenrieth:

Gebet.

Gütiger Vater
Über den Sternen!
Der du die Welten
Und flammenden Sonnen
Weise regierst.
Laß mich nicht wandeln
Spurige Pfade
Der breiten Masse:
Laß mich wandeln
Abseits vom Wege,
Oder kämpfen
Gegen den Strom!
Schenk' mir, o Vater,
Für die beschränkten
Kriecher und Neider
Stille Verachtung,
Und meiner Seele
Himmlischen Klang!

Otto Matthes:

Die Mühle im Walde.

Der Bach rauschet so leise,
Das Mühlrad dreht dazu,
Sie singen eine Weise,
Vom Leben, ohne Ruh'.

Vom Abend bis zum Morgen,
Da fließt er unentwegt,
Das Mühlrad ohne Sorgen
Sich klappernd mitbewegt.

Des Baches Wellen kräuseln,
Das Mühlrad wirft den Schaum,
Die alten Fichten säuseln
Im hundertjährigen Traum.

So klappert laut die Mühle,
Der Bach aus alter Zeit,
Sie stört nicht das Getriebe
Der jetzigen neuen Zeit.

Alfred Cardi:

Hymnus.

All entwirrendes Weben,
Endlos sehnendes Streben,
Liebe, das bist du!
Welch ein eigen innig Leben,
Welch ein wonneselig Geben
Kommt dir zu;
Und mit heiligem Entzücken
Kannst du nur beglücken
Bis in Ewigkeit;
Kannst nur du erheben
Dieses leere Leben,
In die Himmelszonen,
Wo die Seel'gen wohnen
All in Einigkeit.

Alois Glitz:

Dichter.

Stilleinsam wird er bleiben
Im Strom der stürmenden Zeit,
Ohn' Steuer und Ruder treiben
Zum Meer der Ewigkeit. —

O laßt ihm seine Bahnen,
Er ist aus der Götter Reich;
Ihn treibt ein inneres Ahnen,
Er wandelt den Sternen gleich.

Stilleinsam auf einer Barke
Fährt er singend den Strom hinab; —
Ihn treibt die Liebe, die starke,
In ein stilles, kühles Grab.

Franziska Bloch-Mahler:

Erika.

Märchenspiel in einem Aufzuge.

Personen:

Gärtner.	Klatschrose.
Elfenkönig.	Glockenblume.
Rose.	Vierblättriges Kleeblatt.
Erika.	Tausendschön.
Stiefmütterchen.	Vergißmeinnicht.
Nelke.	

Szene: Im Garten.

Aufführungsrecht vorbehalten.
Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.

Erster Auftritt.

Gärtner.

Ich pflanzte all die Blümelein
Mit liebevollem Herzen ein
Und wünschte mir als Lohn der Mühen,
Sie mögen treiben, grünen, blühen.
Der Himmel gab mir seinen Segen;
Er schickte Sonnenschein und Regen;
Die Sonne warb um ihre Liebe,
Und ihr erschlossen sich die Triebe
Und drängten sich ans Licht empor.
Nun prangt im schönsten Blumenflor
Der Garten allenthalben hier
Und jedes Blümlein dankte schier
Durch seine Schönheit, seinen Duft
Dem, der es in das Dasein ruft.
(Der Mond geht auf.)
Nun bricht die dunkle Nacht herein.
Der Mond mit seinem Silberschein
Bespiegelt sich im klaren Teich,
Blickt nieder auf das Elfenreich.
Die lust'gen Geister Reigen schlingen,
Ergötzen sich und spielen, singen.
Doch Menschenfuß und Menschenwort,
Die scheuchten wohl die Geister fort.
Drum will ich ihnen ferne bleiben,
Zu stören nicht ihr Tun und Treiben.
(Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Elfenkönig.

Die Vöglein senkten matt die Schwingen
Und suchten ihre Nester auf,
Die Jungen in den Schlaf zu singen,
Zu enden ihren Tageslauf.
Gar weich gebettet sie dort liegen;
Doch kaum erstrahlt die Sonne wieder,
So wollen sie schon aufwärts fliegen,
Ertönen wieder ihre Lieder.
(Blickt suchend umher.)
Wo bleibt mein Röslein nur so lang?
Ich will es wecken durch Gesang;
Doch will ich's nur ganz leise wecken
Und es beileibe nicht erschrecken.
Röslein, Röslein, hörst du nicht,
Was der Elfenkönig spricht.
Reibe dir die Äuglein wach,
Und verlaß dein Schlafgemach.
Lange harre ich schon dein.
Komm zu mir, lieb Röselein.
(Breitet die Arme aus.)

Dritter Auftritt.

Rose (langsam näherkommend, sich die Augen reibend, knixt).

Bin wohl ein Siebenschläferlein?
(Umarmt ihn.)
Ich grüße dich und küsse dich.
Sag, bist du wohl noch bös auf mich?

Elfenkönig (packt sie beim Kinn).

Wie sollte ich noch zürnen dir,
Sprichst du so liebevoll zu mir,
Komm laß uns tanzen, Röselein,
Und ruf die andern Blümelein.

Rose.

Ihr Blumenkinder allzumal,
Erscheinet gleich in voller Zahl!
Wir wollen wieder lustig sein
Und tanzen froh im Mondenschein.
Ja, kommt geschwind gleichwie der Wind,
Nach Art der Blumen leis und lind.

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen. Stiefmütterchen, Nelke, Klatschrose, Glockenblume, vierblättriges Kleeblatt, Tausendschön, Vergißmeinnicht. — Es schlägt Mitternacht.)

Rose.

Horcht! Mitternacht. Nun kommt herbei,
Und stellt euch zierlich in die Reih'.

Es schlägt die Geisterstunde;
Dreht flugs euch in die Runde.

Stiefmütterchen (tanzt in die Runde. Bei eins, zwei, drei: Händeklatschen).

Rundum, rundum, eins, zwei, drei,
Fliegen Röckchen heia hei.
Röckchen, zart wie Seide,
Brauchen kein Geschmeide;
Denn die Allmutter Natur
Sorgte für uns weise nur,
Mochte selbst uns herrlich schmücken,
Daß wir alle Welt entzücken,
Rot und rosa, lila, blau,
Perlen aus des Himmels Tau.
Rundum, rundum, eins, zwei, drei,
Fliegen Röckchen heia hei.

Alle (wiederholen den Rundtanz).

Rundum, rundum, eins, zwei, drei,
Fliegen Röckchen heia hei.
Röckchen zart wie Seide,
Brauchen kein Geschmeide;
Denn die Allmutter Natur
Sorgte für uns weise nur,
Mochte selbst uns herrlich schmücken,
Daß wir alle Welt entzücken,
Rot und rosa, lila, blau,
Perlen aus des Himmels Tau.
Rundum, Rundum, eins, zwei, drei,
Fliegen Röckchen heia hei.

Fünfter Auftritt.

Erika (erscheint umherblickend).

Bin ich hier recht im Blumenland?
Ich bin euch allen unbekannt.
Wie könnte es auch anders sein —
Bin nur ein kleines Blümelein
In schlichtem, blauem Kleide
Und stamme von der Heide.
Wie prächtig ist es ringsumher;
Kaum trau' ich meinen Augen mehr.
Wie ich mich mochte wohl erfrechen,
Bei euch, ihr Edlen, vorzusprechen.
So werdet ihr mich zürnend fragen.

Rose (klopft der Erika auf die Schulter).

Das, liebes Kind, hat nichts zu sagen.
Wer tut wie du, so still, bescheiden,
Den mag ein jedes gleich gut leiden.

Erika.

Ihr Guten, ach, wie dank' ich euch,
So schön und doch: wie liebereich.
Es ist nicht meine eigne Schuld,
Die mich begab in eure Huld.
Der Gärtner gab mich in die Erde,
Damit ich blühe, treibe, werde.
Er nahm mich von der stillen Heide,
Wo ich gelebt in Lust und Leide.
Mein Herzlein will mir stärker schlagen,
Mein Mund in bangem Schmerze klagen;
In Sehnsucht will ich mich verzehren,
Kann meinen Tränen fast nicht wehren,
Denk' ich ans weite Heideland,
Daraus mich riß des Gärtners Hand.

Rose.

Sei still. Wir kennen auch den Schmerz,
Der jetzt schier bricht dein Blumenherz.
Auch ich war eine kleine Rose
Und blühte einst im Waldesmoose
So selig, ganz für mich, so still,
Ein Blümchen, das nichts frägt, nichts will.
Da kam der Gärtner, schmeichelnd mir:
„Lieb Blümlein, mein's nicht schlecht mit dir.
Steht nicht nach Höherem dein Sinn?
Ich mache dich zur Königin."
Drauf bat ich: Laß mich, wie ich bin.
Allein er hatte dess' nicht acht
Und hat dazu nur laut gelacht.
„Veredeln will ich dich im Garten
Und deiner früh bis spät treu warten,
Bis du ein prächtig Exemplar,
Dann bringst du selbst den Dank mir dar."

Stiefmütterchen.

Ich blühte erst ein kleines Veilchen
Bescheiden gleich dem lieben Veilchen,
Das mir an Form und Art verwandt,
Im Ährenfeld ganz unbekannt.
Hoch über mir die Lerche sang,
Kein fremder Laut je zu mir drang.
Auch ich kam in die Gartenerde,
Damit ich schöner, größer werde.

Nelke.

Ich blühte froh im Felsgestein,

Auf Hügeln und am Wiesenrain,
Dem Menschenkind zur Augenlust,
Mir meiner Schönheit kaum bewußt.
Der Gärtner kam: „Du sollst beglücken,
Ganz anders noch die Welt entzücken,“
Und nahm mich aus der Einsamkeit.
So bin ich hier seit jener Zeit.

Klatschrose.

Ich gleiche fast der wilden Hummel,
Und oft umschwirrt mich ihr Gebrummel.
Die Klatschrose bin ich genannt,
Und bin ins Ährenfeld gebannt.
Dort wurzeln meine Beinchen fest,
Und nur zu solchem Blumenfest
Bin ich mit dreisten Mienen
In eurem Kreis erschienen.
Ich bin ein trotzig Blumenkind
Und biete meine Stirn dem Wind.
In Purpur bin ich Königin,
Und nur nach Freiheit strebt mein Sinn.
Die Grille dient mir und die Falter all;
Der Maulwurf ist mein Großmarschall;
Doch kann ich nimmer in dem Garten
Geduldig stehn, des Gärtners warten.
Weit draußen in dem Ährenfeld
Ist meine ganze große Welt.

Glockenblume.

Blau wie der Himmel,
Glockengebimmel,
Bin ich eine Glockenblume;
Blühe nicht zu eignem Ruhme;
Will nur Gottes Ehre künden
In den tiefsten Waldesgründen.
Rufe mir den Schmetterling,
Käferlein, den Star, den Fink.
Kam zu euch als stiller Gast,
Will nach einer kurzen Rast
Wiederum von dannen eilen,
Nur zum Tänzchen noch verweilen.
Bin ein kleines, zartes Ding,
Klingelingelingeling.

Vierblättriges Kleeblatt.

Will mich schlingen in den Kranz,
In der Blumenelfen Tanz.
Bin ein Vierblatt aus dem Klee,
Daß ich's einmal euch gesteh',
Eines von den Glückeszeichen.
Will euch drum das Händchen reichen,
Daß ihr alle glücklich seid,
Die ihr Menschenblick erfreut,
Und zu vielen tausend Malen
Soll die Sonne euch bestrahlen,
Soll euch Regen noch erquicken,
Mögt ihr alle Welt entzücken.

Tausendschön.

Seit ich steh' im Gartenland,
Bin ich Tausendschön genannt.
Gänseblümchen war ich klein,
Silbern schimmernd, zart und fein,
Und ein Krönlein ganz aus Gold
Schmückte mir das Köpfchen hold.
Will es grüßend jetzund neigen
Und mich edlern Blumen beugen.
So in demutsvollem Sinn
Ehre ich die Königin.

Vergißmeinnicht.

Auch mich, das blau Vergißmeinnicht,
Vergaß der kluge Gärtner nicht.
Ich blüht' am Bach, in Wald und Feld;
Allein auch hier es uns gefällt.

Nelke.

Auch uns gefällt es hier gar gut;
Uns ist ums Herz recht wohlgemut.
Wir halten eines zu dem andern
Und möchten niemals weiter wandern.
Die Sonne scheint uns hier wie dort —
Die Vöglein singen fort und fort;
Die Falter tragen ohne Ruh'
Uns immer neue Kunde zu.

Alle.

Auch uns gefällt es hier gar gut;
Uns ist ums Herz recht wohlgemut.
Wir halten eines zu dem andern
Und möchten niemals weiter wandern.
Die Sonne scheint uns hier wie dort —
Die Vöglein singen fort und fort;
Die Falter tragen ohne Ruh'
Uns immer neue Kunde zu.

Erika.

Wenn es so steht, wie ihr gesagt,
Dann nicht geklagt und nicht verzagt.
Wir wollen bleiben hier vereint,
Solang die Sonne uns bescheint.

Rose (hängt sich in die Erika ein).
Wir bleiben gute Schwestern dir,
Lieb Blümelein nun für und für,
Und eine neue Heimat traut
Sei dir von uns hier auferbaut.

Elfenkönig.

Ich schirme euch auf allen Wegen;
Als Ritter komm' ich euch entgegen.
Ich biete euch stets meinen Arm
Und schütze euch vor jedem Harm.

Blumen.

Ei ei, das klingt fürwahr nicht schlecht,
Du bist der wahre Mach=mir's=recht.
Wie müssen wir uns enge drängen,
Wenn wir uns wollten an dich hängen.
Zwei Arme bieten wenig Schutz,
Sind wir so viele dir zum Trutz.
Du edler Ritter, ha, ha, ha.
Nun, nichts für ungut, na, na, na.
(Klopfen ihm auf die Schulter.)
Du bist doch unser aller Hort,
Verdienst um uns manch Lobeswort.

Rose.

Nun haltet eure losen Mündchen,
Und tanzet noch ein Viertelstündchen.

Elfenkönig (mit verschränkten Armen).
Hab' nichts gehört und nichts gesehn,
Will nach wie vor treu zu euch stehn.

Blumen.

Für dieses Wort verdienst ein Küßchen du;
(werfen Kußhändchen)
Wir lassen dir nun gute Ruh',
Und tritt mit uns zum Tanze an.

Rose.

So ist es füglich wohlgetan.

(Je ein Paar tanzt zusammen, tritt vor, nach dem Sprechen einer Strophe wieder zurück.)

Blumenhaftes Wiegen,
Blumenhaftes Schmiegen.
Eins ums andre schwenket euch.
Wer ist arm und wer ist reich?
Eitler Menschen Fragen
Will uns nicht behagen.
Sind wir nur einander treu,
Ist uns alles einerlei.

Federleichtes Schweben,
Erotenfremdes Weben;
Du und ich und ich und du
Tönt's im Herzen immerzu.

Himmelgleiches Klingen,
Engelgleiches Singen.
Ach, verhalle nie und nie,
Wundersame Melodie.

(Zum Schlusse tanzen die Paare zusammen; dazu vorhergehende Strophen singend, eventuell nach der Melodie: „Liebe Schwester tanz' mit mir" aus der Oper: Hänsel und Gretel.)

Der Vorhang fällt.

Martin Kiehr:

In einer mondenhellen Frühlingsnacht*.

Und die Nacht sank tief herab. Die Sehnsucht tastete mit müden Fingern an den Bäumen empor, schwang sich hinauf zum nächtlichen Himmel, grüßte den Mond und stieg ganz langsam, leise weinend herab zur Erde. Und wenn die Nachtigall der Wonne Lied mit tiefem Bangen sang, dann tropfte rotes Blut aus ihrem Herzen. Und da stand einer in der Frühlingsnacht, der ein junges liebes Herz hatte, der heiß mit der Verzweiflung rang. Die stand dicht neben ihm und streichelte ihn, daß er zusammenfuhr wie ein gehetztes Wild. Das war ja nun eine verzweifelte Sache mit ihm. Hatte im Glück gesessen, mit Sorgen gespielt und die Freude als Schenken gehabt, der niemmer müde wurde guten, edlen Wein zu reichen. Das war einmal! War nicht so mit ihm, wie mit dem, der im Liede da singt: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin. Ein Märchen aus uralten Zeiten, das geht mir nicht aus dem Sinn.

* Entnommen aus des Verfassers Novellenband „Frühlingsgräber und Morgenlicht". Magazin=Verlag, Leipzig=Möckern.

Ein Märchen war's freilich für ihn — nur nicht so alt! Und wissen . . . Damals hatte er es gern gesungen, das Lied. Er spielte gern mit dämmrigen Sorgen — im Glück. Spielte! Wie leicht war's da dem Mädel liebe Geschichten zu erzählen, glückliche Augen zu machen, über viel zu lachen — so recht herzlich und viel Mitleid zu geben. Wie leicht! Nun war's anders geworden. Die Sorgen spielten nicht mehr mit ihm — die tanzten mit ihm und um ihn. Und die Freude — war ein treuloser Schenk — die mußte er auf Knien bitten, er, der Verwöhnte, daß sie ihm einen Becher, einen Tropfen guten Weines schenkte. Das ist eine frostige Geschichte mit dem versunkenen, in den eisigen Sorgen erfrorenem Glück! Gar sehr frostig! — Stieg da nicht Rauch vor ihm auf? Lachte es nicht neben ihm? Wahrlich, kam da ein gebücktes Weiblein auf ihn zu, lachte heiser, griff nach seiner Hand und meinte, die Hand sei heiß, fieberheiß. Warum er so einsam stände und mit seinen trüben Gedanken sie aufscheuche, fragte sie. Weil ich ein übler, verträumter Tor bin! Dessen Herz hohe Funken schlägt — umsonst — nein! Nicht umsonst! Um verrückt zu werden. Da nahm das Weiblein ihn an der Hand und führte ihn hinauf auf einen hohen Berg. Da schaute er das Menschenland in funkelnder Pracht. Und ein liebes, süßes Kinderlied — klang's nicht von ferne wie ein Segen? So *über* aller Pracht und allen Tränen? So schön und stark sang's ihm ins Herz . . . Da nahm ihn die Alte wieder an der Hand und führte ihn in einen großen Saal, von stolzen Flammen beleuchtet. Viel Männer saßen da, und einer sprach in seltsam riesiger Wucht, die ihn wie Klang der nahen Glocken rührte! „Und wir sind frei! Sind frei! Sind keine Knechte, die man schlägt und stößt, und kein Vieh, das müde brüllt und auf dem Nacken das Joch tragen muß! Und der Gott, der uns schuf, der stieß einen Fels zum Bergeshang hinab, daß er sprang über Blumen und Würmer und Gräser im wilden, starken Lauf. Und als er gekommen zur Tiefe, da lag er still. Da wuchsen die Gräser über ihn, Würmer krochen auf ihm — auch Blumen blühten wohl neben ihm. Der Felsen aber sehnte sich nach stolzem Siegerlauf. Und wenn die Sonne die Nacht mit güldnen Flügeln schmückte, dann fing er an sich zu rühren — sehnsüchtig — vergeblich. — Da flehte er zu seinem Gott, so inbrünstig, so . . ." Da ward des Mannes Stimme matt wie ferner Glockenton — verzweifelt rang er um Kraft — und sank zurück. Da stand einer mit finstrer Stirn auf: „Du bleibest dort, wo dein Felsen blieb. Du und wir! Der kann nimmer rollen den Bergeshang hinauf. Kann nur sich leise rühren — in Sehnsucht. — Aber nimmer kann er stürmen, frei über Sorgen und Erdendinge rollen! Wir sind verraten! Sind Knechte!" Da stand ein dritter auf: „Und sollte nicht der Gott, der uns die Kraft hinab zu rollen gab, auch weitere Kraft zum Sturme schenken? — Vielleicht ist unsre Inbrunst noch zu klein, vielleicht hört nicht der Gott — weil — wir nicht beten können." Das sprach er wie ein Mensch, dem tief die Schuld im Hirne fraß. Da trat der Gast an des Weibleins Hand zu einem Riesenspiegel und — fuhr zurück. Was er da sah — das war sein — Gesicht? Die Augen übergroß mit flammender Sehnsucht drin, die Züge verzerrt in krausem Wahnsinn und um die Mundwinkel Speichel. Das — war — er?? — Und unter denen, die im Saale saßen, da sah er mitten unter ihnen — im Spiegel — den Tod. Verhüllt in schwarze Tücher, nur grinsend der Knochenschädel. — Und er wandte sich, sah alles wie vordem, und wo der Tod gesessen, da saß ein bleicher Mann mit Augen, die ihm tot erschienen. Da begann einer der Männer die Runde herumzufragen: „Sag' mir, mein Freund, was ist die Liebe?" Der erste wies mit der Hand auf einen Park im weichen Mondenlicht. Dort senkte brünstig ein heißes Weib den Mund in wilden Küssen an ihres Liebsten Lippen. Die schlafenden Bäume beugten die Köpfe, aus der Erde aber stieg die heiße Wonneglut. Und heiße Körper sponnen Träume. „Sieh! Das ist die Liebe!" Dann wandte sich der Mann an den andern: „Sag' du's, mein Freund, was ist die Liebe?" Und der wies hinab in Tal, ins lichte, liebe Maiengrün, von der Sonne geküßt, wo Veilchen und Rosen blühten. Leises Rot zog über des Dirnleins Wangen, als ihr der liebe Bursch' den Mund zum Abschiedskusse reichte. So leise — so weich — so verträumt. — Und Blicke grüßten, die im Glücke eine Seele spiegelten. „Sieh, das ist die Liebe!" Und der dritte ward gefragt. Und ein trauter Sommerabend lachte in Schönheit. Da saß ein Mann und sprach von hohen, schönen Dingen. Die flatterten hinauf zum Himmel. Und ihnen nach — schauten zwei große, dunkle Frauenaugen. Da schuf der Mann zwei große, weiße Flügel, und leichten Flugs trugen sie hinauf zwei Seelen zu lichten Höhn. Der Vogel aber, dem die schönen Flügel waren, der hieß „Liebe". Und rings herum so tiefe, heilige Stille. — Das ist die Liebe." Da fragte er den vierten. Der zeigte einen Hügel an einem dunklen Tag. Düstre Wolken hingen am Himmel, und auf dem Hügel stand ein hohes Kreuz. Daran hing Jesus Christus. Und ein tiefes Atmen ging durch

das Land. Das Haupt sank auf die Schulter — die Wolken zogen dichter — und Christus — verschied. Sieh, das ist die Liebe!“ Nach einer kleinen Stille ward der fünfte gefragt. Der sprach: „Mir dünkt, es ist die Liebe: So wunschlos wie ein Kind in der Wiege liegt, vom Glücke in traumlosen Schlummer gewiegt.“ Und der gefragt, der sagte: Die Antwort ist klein! Es ist so vieles wunschlos glücklich, so vieles wunschlos — und doch ist's nicht die Liebe!“ —

Da sprach der bleiche Mann mit den toten Augen, der im Spiegel den Totenschädel zeigte, ganz leise, hohl, fast flüsternd zum Frager: „Du tust mir herzlich leid! Ich will dir sagen, was die Liebe ist! Du tust mir leid in deinem sehnsüchtigen Fragen. Ich will dir's ganz leise — vorsichtig — im geheimen sagen — komm mit! Hier ist's zu hell.“ Und nahm ihn am Arm und ging mit ihm hinaus — und kam nicht wieder. — Da hat er's ihm gesagt, was die Liebe ist. — Das Weiblein lachte heiser auf. Ein andrer sagte: Seht, das ist die Liebe! Und ein Tal mit vielen Menschen ließ er verschwommen aus der Ecke tauchen. Die meisten Menschen krochen gebückt und griffen nach funkelnden Steinen; manchmal blickten sie ein wenig auf — die einen wie zum Beten — die andern in Pein — wieder andere in Frieden. Manchen war der Rücken krumm — sie konnten nicht aufblicken. Wenige, ganz wenige standen, reckten die Arme zum Himmel — sehnsüchtig — zur Sonne. Wurden gestoßen — und suchten nach Licht, doch nur nach Licht. Manche hatten milde, gebückte Nachbarn, die ein wenig verständnisinnig nickten, darunter viele, denen der Rücken krumm war. Andre hatten rohe Nachbarn, die sie hart zu Boden stießen, daß sie verkamen. „Das ist die Liebe — zum Licht!“ —

Da schien's dem Gast, als sei er auch solch nach dem Himmel Blickender — mit harten, harten Nachbarn, die ihn nicht verstanden. — —

Und vorbei war der Spuk. Die Nachtigall sang, der Mond segnete Blumen und Bäume — und er glaubte nur noch das leise Kichern des Weibleins zu hören.

Ludwig Lüking:

Dort, wo die Weser . . .

Dort, wo die Weser küßt das Meer,
Wo Stürme brausen dumpf und schwer,
Dort stand ich an des Ufers Saum
Und dacht' an den verlornen Traum.

Ich sann und sann, und dachte nach . . .
Zur Neige ging der trübe Tag.
Der Traum lag, ach! noch immer fern
Wie ein erloschner weiter Stern.

Stolz zog ins weite Meer ein Schiff,
Das schon umsegelt manches Riff.
Ich schaut' ihm nach mit wehem Sinn
Und dacht: „Wo fährt das Schiff wohl hin?“

Die weißen Segel voller Wind,
Eilt es ins Meer hinaus geschwind.
Es zog dahin im Wellenschaum,
Bald war es weit — weit, wie mein Traum. —

Baronin Marie Pereira:

Du bist allein . . .

Was dir auch das Leben gibt,
Merk' es wohl, du bist allein;
Wenn dich eines noch so liebt
Ist's nur bis zum Tode dein.

Sieh, allein erwachst du einst
Und beginnst ein neues Sein;
Wenn du's noch so sehr beweinst
Läßt dein Liebstes dich allein . . .

Hugo Tlustek:

Träumen.

Es lag meine Seele in Fieber
Und hoffte zum Leben kaum —
Da wehte durchs Herz mir wie Frieden
Ein schöner, ein tiefer Traum. —

Es blickten mir milde zwei Augen
Ins traurige, heiße Gesicht — —
Das linderte da meine Qualen —
Es winkte mir sanftes Licht — —

Und ewig es schien mir zu leuchten
Im fernen — weltfernen Raum —
O blieb' meine Seele gefangen
Noch immer in diesem Traum! — —

Agnes Ignis:

Irrlicht.

Seltsam bin ich, ruhlos und heimatlos —
Bin nur ein verirrtes, flackerndes Licht —
Trügendes Leuchten auf sumpfigem Moos —
Verderbens verkörpertes Angesicht.

Ich lock' euch, Menschen — ihr feinen, schlanken
Die ihr suchend, hungrig und durstig seid —
Ich lock' euch, ihr Heißen, Sehnsuchtskranken —
Und lasse euch dann in der Dunkelheit.

Wenn eure Füße mein Reich betreten,
Erlösch' ich in den brodelnden Mooren — —
Dann sterbt ihr — einsam — in tausend Nöten —
Ihr armen, armen, irrenden Toren! — —

Ewald Baumgarth:

Goldne Morgenstunde*.

Der erste Strahl der Sonne zerriß die tiefe Dunkelheit —
Vom sel'gen, süßen Schlummer ich erwacht'.
Du Nacht hast mich von Sorgen heut befreit,
Du Sonnenstrahl mir kündest Freude für den Tag.

Doch ohn' Gebet darf ich die Ruhstatt nicht verlassen,
Wo ich mit Ernst mein Tagewerk will fassen;
Denn das Gebet bringt doppelt das zu Tag',
Was ich allein mit meiner Kraft nicht schaffen mag.

Darauf mit frischen Kräften ich mein Werk beginne.
Wie wunderbar geklärt Verstand und Sinne!
Drum dir sei Dank dafür, o Morgenstund';
Denn dir fleußt zaubernd Gold aus deinem holden Mund!

* Entnommen aus des Verfassers Gedichtband „Lenzesblüten". Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.

Emma Croon-Mayer:

Mondnacht*.

Über die Berge, die dunkelbewaldet, steigt auf der Mond,
Bläulich flutet sein Licht über die schlummernde Welt,
Segelt sein silberner Kahn durch die weißlich schimmernden Wolken.
Finsternisse entfliehen — es lächelt die Erde im Traum.
Aber dort, wo der See sich schmiegt an das Hügelgelände,
Taucht ein Ebenbild auf dem Mond aus kristallener Flut,
Glänzend spiegeln die Wolken sich wider im reinen Gewässer.
Silberumflutetes Blau taucht aus der Tiefe empor.
Also die Seele des Dichters, sie spiegelt das Himmlische wieder,
Ist sie rein wie ein Quell und klar wie der leuchtende Bergsee;
Ihm, dem berufenen Seher, zwei Welten zugleich überschauend —
Geht im Irdischen stets auf des Ewigen Glanz.

Am Wasser.

Wo die Bächlein ziehen am Mühlenteich,
Da singen die Nachtigallen,
Dort lassen die Ranken ihr dichtes Gezweig
Verhüllend niederfallen.

Vergißmeinnicht an den Fluten trinkt,
Es duften Linde und Flieder,
Vom Haupt der Wasserlilie sinkt
Spinnweb' wie ein Schleier nieder.

Geschmücket ist sie wie eine Braut,
Wohl unter den grünen Ranken,
Am Wasser steht ein Mägdelein und schaut
Und lächelt zu ihren Gedanken.

* Entnommen aus der Verfasserin Gedichtbuch „Liederborn". Dritte Auflage. Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.

Neue Bücher.

Friedrich I. von Hohenzollern. Schauspiel in fünf Akten aus der Zeit des Regierungsantritts der Hohenzollern in der Mark Brandenburg vor 500 Jahren. Von Johann Gottlieb Bote. (Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung und Bühnenvertrieb, Leipzig-Raschwitz. 2.50 M. geheftet.)

Vor einem halben Jahrtausend war der Geburtstag für Deutschlands Ruhm und Größe, als am 3. Juli 1411 König Sigismund von Ungarn in Ofen den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, zum Verweser und Landeshauptmann der Mark Brandenburg ernannte. Seitdem herrschen die Hohenzollern im Herzen von Deutschland. Wären sie nicht gewesen, die das Steuer des Staatsschiffs in starken Händen hielten — wer weiß ob es jetzt ein deutsches Reich gäbe! Darum ist es eine patriotische Tat, wenn man das deutsche Volk, Alldeutschland, an jene für uns, für Brandenburg, für Preußen, ja für die ganze Welt so hochbedeutsame Zeit erinnert. Das hat Bote durch sein fünfaktiges Schauspiel „Friedrich I. von Hohenzollern" getan. Er hat als Mittel zum Zweck die Bühne gewählt, weil sie am wirksamsten die Menge in anschaulicher Weise zu belehren, zum Nachdenken und zur Einsicht anzuregen und damit zur Volkserziehung beizutragen vermag. Die geschichtlichen Begebenheiten, die in dem Schauspiel behandelt werden, sind voll von dramatischen Konflikten und verdienen deshalb schon an sich zum Gegenstande eines Bühnenstückes gemacht zu werden. Ganz besonders aber eignet sich der aus Deutschlands Ruhmesgeschichte entnommene Stoff für ein deutsches Drama. Die Handlung des Schauspiels ist im wesentlichen streng historisch. Die Erfindungen schürzen den dramatischen Knoten.

Die Wahrheit über die Kriegsgefahren. Feststellung des Interesses einzelner Klassen für den Krieg. Von Ludwig Pfeiffer. (Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz. M. 1.50 geheftet.)

Längst ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf das ungesunde und gefährliche Wettrüsten zum Kriege gerichtet, das der große Pazifist W. F. Stead unmittelbar vor seinem Tode, den er beim Untergange der „Titanic" fand, als der Zivilisation unwürdig bezeichnet hat. Der Verfasser vertritt die pazifistische Idee aus Idealismus und ist von dem Prinzip ausgegangen, dem Pazifismus von der rein wirtschaftlichen und empfindlichsten Seite näherzukommen. Zum Beweise dafür sei erwähnt, daß er in seinem Buche: Kriegskultur- und Welt-Wirtschaft oder die Ursachen und Wirkungen der Rüstungen und Kriege und den Verkehr der Völker miteinander ausführlich behandelt hat.

Aus dem gleichen Prinzipe ist nun das vorliegende Werk in kürzerer Form abgefaßt und darin ebenso wie im Buche der Boden der objektiven Wahrheit und der positiven kulturellen Arbeit fest behauptet. Da aber die Kreise enger gezogen werden wußten, ist auch positiv in die Bekämpfung der Kriege und Kriegsvorbereitungen eingetreten und die Verbreitung des internationalen Rechtes gegenübergestellt worden.

In dem Werke: Die Wahrheit über die Kriegsgefahren handelt es sich aber keineswegs um eine Arbeit von Tagesbedeutung, sondern um eine hochaktuelle Schrift — im höchsten Sinne des Wortes — für alle Zeiten, ein geschichtliches Dokument, das nicht totgeschwiegen werden kann und, mit dessen Inhalt sich alle diejenigen, die noch aus irgendeinem Interesse am Kriege festhalten, auseinandersetzen müssen. Dazu gehören aber in erster Linie die Kriegsmateriallieferanten, die Förderer der internationalen Kriegsrüstungen! Da alle Kriegserprobung des Rüstzeuges fehlt, haben sie und ihre Anhänger leichtes Spiel, in Furcht und Schreck Rüstung auf Rüstung, teuer, ungemessen teuer, zum alten Eisen werfen zu lassen.

Das aktuellste Moment aber ist, daß dasselbe W. F. Stead in seiner letzten Botschaft vom 4. April 1912 verkündet hat:

„Wenn die Menschen entdecken werden, daß die zivilisierte Gesellschaft ein zu verwickelter Organismus geworden ist, als daß Nationen kämpfen können, ohne die Massen zum Hungertode zu verurteilen, wird der Krieg von selbst aufhören." (Neue Fr. Presse, 21. 4. 12.)

Denn damit ist der Grad der Bedeutung einer Störung in der Weltproduktion bezeichnet, die den Angelpunkt in den Schriften des Verfassers bildet.

Solche Schriften sind Waffen, und noch ist keine jemals in einer Hand so fest gelegen wie in der des Verfassers.

Wera Cornelius. Ein Roman aus dem modernen Frauenleben von Fernanda Einstmann. Verlag von Reuß & Itta, Konstanz. — 336 S. Preis brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Mit Fernanda Einstmann tritt eine Schriftstellerin von bemerkenswerter Eigenart auf den Plan. „Eins über alles: bleib dir selber treu! Denn daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage, du kannst nicht falsch sein

gegen irgendwen.“ Dieser Kernspruch ist die Grundregel, nach der die Heldin des Romans ihr Leben gestaltet, der ihr in allen Lebenswirren mit sicherer Konsequenz die Richtung weist. — Der Roman, der das Recht der Individualität im idealsten Sinne vertritt, wird viel Beifall und viel Anfechtung erfahren, aber er wird von sich reden machen und alle, die über ernste Fragen der heutigen Zeit sich Rechenschaft zu geben ernsthaft bemüht sind, werden Stellung zu dem Buche nehmen müssen.

Grundriß der Kunstgeschichte für den Schulgebrauch. Von G. Gröger. (Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.)

Die Kunstgeschichte ist ein Teil der Kulturgeschichte, welche im Geschichtsunterricht immer mehr in den Vordergrund tritt, denn in ihr zeigt sich eine bedeutungsvolle Seite des nationalen Lebens. Wohl gibt es ausgezeichnete Werke kunstgeschichtlichen Inhalts, aber ihrer Einführung in den Unterricht stellen sich teils der hohe Preis, teils fehlende umfangreiche, aber zum Verständnis notwendige Vorkenntnisse, teils die für Schulzwecke zu weiten Ausführungen entgegen. Da ist es denn mit Freude zu begrüßen, daß hier ein Buch geboten wird, welches die Hindernisse für den angegebenen Zweck umgeht. In acht Hauptabschnitten werden behandelt: Die griechische und die römische Kunst, die arabische Kunst, die mittelalterliche Kunst, die Renaissance, der Barock- und der Rokokostil und die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert. Dabei werden Baukunst, Plastik und Malerei berücksichtigt.

Überall geht der Beschreibung eine kurze Biographie des Künstlers voran, weil sich aus den äußeren Lebensverhältnissen vielfach auch die Eigenart ihrer Werke erkennen läßt, was wieder zum Verständnis derselben wesentlich beiträgt. Eine trockene Aufzählung ist, weil wertlos, vermieden, vielmehr folgt eine kurze Beschreibung, die, soweit möglich, sich auf Entstehung, Eigentümlichkeit und Bedeutung erstreckt. Dabei findet sich stets die Antwort auf die Frage: Worin besteht hier die Schönheit? Denn nur auf diese Weise wird das Auge geübt und geschärft, und man wird befähigt, sich auch von neuen Werken ein Urteil zu bilden. Nicht die bloße Betrachtung des Schönen, sondern die Erkenntnis der Schönheit wirkt veredelnd. Die Beschreibung der Bauwerke erfolgt nicht in einem trockenen Nebeneinander, sondern in dem allein richtigen Nacheinander.

Lieder eines Unbekannten. Von F. Deubner. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

Ein sehr begabter produktiver Dichter überreicht uns im vorliegenden reichhaltigen Bande abermals Perlen seines Könnens. Fließend in der Sprache, frei von schematischem Aufbau, bekunden diese Verse große und wahre Lebensanschauung, sowie ernstes ausgeprägtes Denken. Ein mit sich selbst kämpfender, nach reinstem Licht und Schönheit strebender Geist bringt hier sein Wollen in tiefen seelischen Empfindungen zum Ausdruck. Dieses, wie alle anderen Werke des Verfassers, ob Lyrik oder Bühnenwerke, sind der weitesten Verbreitung wert.

Ludwig Lüking.

Der Tod und das Mädchen. Otto Schulz-Tharau. Claudius-Verlag Amand. M. J. Martens, Wandsbeck i. H.

Der Verfasser macht uns in seinen beiden Novellen mit Personen bekannt, die „Kämpfer des Lebens“ sind im vollkommensten Sinne des Wortes. Die vergebliche Liebe eines Mädchens, ihr aufopferndes Suchen nach Glück — der Kampf eines jungen Feuergeistes gegen den unbeugsamen Willen eines fanatischen Alten sind mit meisterhaftem Erzählertalent durchgeführt. Das Buch wird sicherlich nicht unbeachtet bleiben; möge es seinem Verfasser recht viele dankbare Leser bringen. Es ist nichts Banales und Alltägliches in ihm.

Pollux.

Deutscher Dichterbund.

Als neue Mitglieder des Deutschen Dichterbundes wurden aufgenommen:

27. Herr Otto Bolz.
28. Herr Paul Goerres.
29. Herr Lehrer Karl Welge.
30. Herr Max Rosenfeld.
31. Herr Johann Gottlieb Bote.
32. Herr Ewald Bannmgarth.

Schriftsteller und Schriftstellerinnen verlangt kostenfrei die Satzungen des Deutschen Dichterbundes und tretet diesem bei.

Der Vorstand.

Ludwig Lüking, Hannover, Wegnerstraße 11.
Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern, Kirschbergstraße 70, I.

Druck von Steib & Zeiß, Gera-R.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: Adolf Dreßler jun.

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

August 1912.

Ewald Baumgarth:

Schicksalswendung.

Skizze.

Vom Turme des Kirchleins ertönten die Glocken, und ein leiser Windhauch trug die sanften Klänge zu den leise plätschernden Wellen im See. —

Totenklänge waren es — — Kein freundliches Sonntagsglockengetön. — Tot klang es auch über die glatten, abgemähten Äcker. — Von den Bäumen im Friedhofe rieselten, vom Winde herabgeweht, die durch rauhe Herbsteshand fahl gewordenen, zerknickten Blätter auf die weite Erde.

Eine armselige Bauernhütte im weiten Feld, von dem Geäst eines alten Lindenbaumes überschattet.

Den lieblichen Duft der kleinen Blüten hatte der Sommer mit sich geführt. Die kahlen Zweige wiegten sich im Abendhauch; zwischen den letzten Blättern und kleinen Früchtchen wisperte es und raunte.

Oft hatten hier Eltern und Kind an kühlenden Sommerabenden traute Stunden verlebt. Die Zeit ist geschwunden. — Ein einsames Kind starrt verloren vor sich hin. — Tränen netzen ihre Augen, und bittere Sorgen umstürmen das Herz der Verlassenen. — Sie ist Waise geworden — — Wo sind die Tage sorgloser Kindheit?! — Ein wehes Schluchzen kommt sie an, wenn sie ihres seligen Jugendglückes gedenk wird, wo die Mutter sie liebevoll hegte und ihr Vater sich ihres fröhlichen Spiels erfreute.

Die letzten Sonnenstrahlen versinken. — Noch goldflammender Schein am westlichen Himmel und ein Abglanz davon auch auf ihrer Gestalt. — Es dunkelt —

Zögernd tritt sie allein in ihr einsames Gemach. — Ihr Herz krampft sich zusammen, die Tränen erstarren, Verzweiflung wirft sie auf ihr Lager. — —

Der frühe Morgen findet sie noch wach — — —

In der Gewohnheit des alltäglichen Lebens verrichtet sie ihre Besorgungen und setzt sich mutlos zum Kaffee nieder. Da klopft es — —

Erschreckt springt sie vom Sitz. Da tritt auch schon eine hohe Jünglingsgestalt ins Zimmer.

„Franz," schreit sie laut auf, und schluchzend fällt Sie ihm um den Hals.

Es ist ihr Bruder, der 10 Jahre in der Fremde gewesen und auf die Kunde vom Tode seiner Eltern sofort zurückgekehrt ist. —

Ihr Herz schlägt rascher — heiße Tränen netzen ihr Antlitz und ein Schluchzen der Tröstung erschüttert ihren Leib. —

„Käthchen, wie weinst du so bitterlich!" entgegnete Ferdinand und von ihren Tränen gerührt, neigte sein Haupt er sanft auf ihre leichte Schulter und trauerte mit ihr.

Eine tiefe, ernste Stille wehte durch das Gemach dieser Trauernden, als Käthchen einen heißen Blick nach dem Elternbilde tut, das in einem prächtigen, reichverzierten Rahmen gefaßt, über dem Sofa hängt.

Auch Ferdinand blickt empor zum Elternbilde. — Welch tiefes Schweigen! — „Käthchen, Käthchen," spricht er zärtlich, streicht begütigend über ihr weiches Haar, „laß doch, weine doch nicht!" und weicher — „du sollst nicht mehr verlassen sein.

Ludwig Lüking:

Der Tag von Sedan*.

Septembertag. — Ein lachender Sonnenschein
Umflutet das Städtchen Rüdesheim.
Hoch oben vom Denkmal schallt es mit Macht:
„Bis hierher hat uns Gott gebracht.“ —
Es sind Veteranen, sie stiegen hinan,
Um zu feiern den Tag und die Schlacht von Sedan.
Laut schallt ihr Gesang, hell tönt das Hurra,
Und stolz hält ihr Schwert die Germania.

Tief unten, wo rauscht und wogt der Rhein,
Stellt sich ein Greis, ein schwacher, ein.
Er schaut hinauf zu der Bronzefigur
Und hebt die Rechte wie zum Schwur
Und ruft hinauf mit schwindender Kraft:
„Auch ich war einst in blutiger Schlacht,
Auch ich erkämpfte den großen Sieg!“
Sein Arm sank herab, der Alte schwieg. —
Dann hallt es von oben weit über den Rhein:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“
Den Alten ergreift ein bittrer Schmerz,
Und krampfhaft preßt sich zusammen sein Herz.
Sein Auge wird feucht, und starr sein Blick.
Er denkt an vergangene Zeiten zurück,
Wie er einst hinauszog in den Kampf
Mit Säbelgeklirr und Hufgestampf;
Und weiter ging's dann Schlag auf Schlag,
Und dann, dann kam der große Tag,
Der große Tag, der Tag von Sedan,
Wo die Herzen jauchzten himmelan.

Jahrzehnte vergingen, schnell rollt die Zeit;
Die rosige Jugend liegt, ach! so weit. —
Der Kampf des Lebens ward ihm so schwer,
Von Kummer und Sorgen ein ganzes Meer.
Vom Schicksal umdrängt bis ergraut sein Haar,
Er, der vor Sedan einer der Kühnsten war.
Sein Alles, sein Weib, sein herziges Kind,
Man trug sie zum Friedhof im Frühlingswind;
Und Gram und Not zernagten sein Herz,
Und schweigend trug er den Weltenschmerz. —
Allein auf der Welt, kein freundlich Gesicht,
Das mitleidsvoll zu dem Alten spricht.

Stumm steht er da, die Seele voll Gram.
Auf einmal: ein Rauschen gar wundersam,
Ein seltsames Klingen, wie Schlachtengesang,
Wie Hörnerschallen und Glockenklang. —
Den Alten erfaßt ein wilder Schmerz,
Es hämmert und pocht das schwache Herz.
Und immer näher rauscht es heran,
Ihm ist's, als schlüg' er die Schlacht von Sedan:
Gewaltig wogt und tobt der Kampf,
Und durch der Rosse Hufgestampf
Braust tausendstimmig ein Jubelschall:
„Sieg! Sieg!!“ so schallt's in die Lande hinein;
„Heil, Deutschland dir, der Sieg ist dein!“

Geheimnisvoll klingt's an des Alten Ohr;
Er schaut zum Friedensdenkmal empor,
Und ein Lächeln umspielt den bleichen Mund,
Dann stürzt er zu Boden — zur selben Stund'. —
Der Tag geht zur Neige in
purpurnem Rot,
Der Held von Sedan ist bleich
und — tot. —

*) Das öffentliche Vortragsrecht ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Verfassers, Herrn L. Lüking, Hannover, Wagnerstraße 11, gestattet.

J. P. Licht:

Das falbe Blatt!

Ein falbes Blatt, vom Abendwind getragen,
Es schmiegt an meinen Fuß sich zitternd bang,
Rings sproßt, umglüht von sommerreifen Tagen
Des Lebens Grün im Tal, am Bergeshang.

Die Rose blüht, des Baumes Früchte reifen,
Und in den Abend klingt der Vögel Sang,
Wohin auch suchend meine Augen schweifen,
Nur Kraft und Fülle, Liebe, Becherklang.

Da fällt dies falbe Blatt zu meinen Füßen
Vom Lindenbaum, der all mein Glück gesehn,
Und wie sich sinnend meine Augen schließen,
Hör' ich des Glückes Abschiedsgruß verwehn.

Ob leuchtend auch Johanniskäfer flammen,
Trotz mildem Sommerabends weichem Wehn,
Es preßt sich ahnungsschwer mein Herz zusammen,
Seit ich dies falbe Lindenblatt gesehn.

Dr. Wla. Jaros:

Zur Hochzeit.

Ist auch der Hochzeitstag ein Freudenfest,
So quälet doch ein eigen wehmutsvoll Gefühl die Brust,
Und eine ernste Frage hemmt der Liebe Freud' und Lust:
Ist diese Feier nicht ein Abschiedsfest?

Der Eltern Obhut und das Heimathaus,
Ja, gute, teure Herzen rufen liebend dich zurück,
Doch du folgst treu der mächtigeren Liebe heitrem Glück,
Mit dem Geliebten ziehst du fern hinaus.

So lebe wohl mit deinem lieben Mann,
Und gründe in der Ferne dir ein glücklich trautes Heim
So schön wie Rosengärtenpracht mit heitrem Sonnenschein,
Daß Gott nichts Besseres dir geben kann.

Doch wenn du dich auch herzlich glücklich fühlst,
Und immer treu und lieb dich herzt dein sorgender Gemahl,
Vergiß die liebe, teure Heimat nicht, und jedesmal
Tritt dorthin freudig deine Reise an!

Schwimmschülers Dank.

Mit knapper Not dem Wellentode entronnen,
Bin ich zu dir, Meister der Schwimmkunst, gekommen;
Und mit deiner erhabenen Kunst und Kraft
Brachst du in mir der teuflischen Nixen Macht.
Mit dem Zauberwort: „Eins — zwei drei!"
Zerstörtest du die Fesseln der Meeresfei,
Vergebens erschallte ihr Wutgeschrei,
Des Meisters Kunst siegte, der Schüler schwamm frei!

Paula Wassermann:

Bleib' allein.

Willst du reines Glück genießen,
Meid' die Welt mit ihrem Schein,
Willst du Ruh' und stillen Frieden,
Flieh' die Menschen — bleib allein.

In des Herzens stille Kammer
Flüchte dich nur schnell hinein,
Willst du Ruh' und stillen Frieden
Flieh' die Menschen — bleib allein.

Hat dein Herz ein Leid erfahren,
Schweige still und wein' dich aus,
Aus den Tränen werden sterben,
Aus dem Weh ein Liederstrauß.

Rudolf Müller:

Käthe.

Ich hab' ein Lieb gefunden!
Freut Menschen euch mit mir!
Ich lebte Liebesstunden
Zusammen schön mit ihr.

Es waren sel'ge Stunden,
Heiß brannte Kuß um Kuß —
O Seligkeit: Gefunden —
Doch schon ich wandern muß.

Ich muß hinaus ins Leben,
Es ist mein eigner Will';
Für dich gilt all mein Streben —
O Sehnsucht, schweige still!

O lindre Sehnsuchtsschmerzen
Mein Schöpfer bald in mir,
Du gabst die Lieb' dem Herzen —
Wie muß ich danken dir.

Um Lindrung tat ich flehen —
Mein Wunsch, er ward erfüllt:
Gott Amor ließ mich sehen
Im Traum ihr süßes Bild.

Ernst Mölter:

Entsagung.

Genug, laß ab von mir,
Umsonst ist dein Werben.
Ich weiß, wenn du mich liebst
Muß ich sterben.
Geh schnell in der Nacht,
Noch ist es Zeit,
Und wenn der Morgen graut
Bist du schon weit.
Sing' mir noch einmal
Dein sonniges Lied,
Sing' es leise, ganz leis,
Bis aller Schmerz von mir flieht,
Bis ein seliger Schlaf
Auf die Augen mir fällt,
Dann küsse mich und
Flieh' hinaus in die Welt. —
Wenn der Tag anbricht
Bist du weit, sehr weit,
Und dann liebe ich dich
Für die Ewigkeit. — —

Paul Goerres:

Liebestraum.

Du wandest wild die marmorweißen Arme —
Und feurig bebend du! — um mich;
Du preßtest gegen mich die liebewarme
Brust, hauchtest süß: „ich liebe dich!"

Und all der Liebe wonnetiefes Sehnen
Brach da hervor in Purpurglut.
Es klang wie fernes, goldnes Harfentönen,
Das Wort von dir: „du bist so gut."

Da Lipp' an Lippe wollustschmachtend hangen,
Die Herzen pochten uns so sehr,
Schworst du in deinem bangen Glutverlangen:
„Mein Freund, ich laß dich nimmermehr."

Zerstreut nun welke Blütenblätter liegen,
Schon zittert hier ein Blatt vom Baum;
Und wollustwehe Melodien schmiegen
Sich an mein Ohr: es war ein Traum . . .

A. Busch:

Erinnerung.

Ein Wachtelruf im Ährenfeld!
Pückperwück! Pückperwück!
Hochsommersonne! Kein Schatten fällt
Vom Baum, vom schlanken Halm zurück.
Pückperwück, Pückperwück:
Wo wohnt das Glück?

Ein Sensenklang jüngst aus dem Tal —
Nun blitzt es auf in Sonnenglut.
Ein Schnitter dort! der blanke Stahl
Ihm gleißend auf der Schulter ruht.
Pückperwück, Pückperwück
Schallt's noch vom hohen Karn zurück.

Der Schnitter hält. Ein Flüsterton,
Gleichwie ein Grabgesang verweht,
Haucht durch den Halmenwald davon
Und schwingt sich auf wie Sterbgebet.
Entfernter klingt es: Pückerwück,
Dort seitwärts vom Gefild zurück.

Da blitzt ein Stahl. Ein Ächzen laut
Schreckt jäh durchs träumend schöne Bild!
Wie heiter auch der Himmel blaut:
Der Sensentod im Saatgefild! —
Fern aber klingt noch leis zurück
Der Wachtel Ruf: Pückerwück.

Gustav Woysch:

Mein Schatz.

Geliebte, du Holde und Traute du,
Du liebes, süßes Kind,
Dein denk' ich ohne Rast und Ruh' — —
Grüß' sie du sanfter Wind!

Der Wandrer, der vorübergeht,
Er lüftet fromm den Hut.
Du bist ja selbst wie ein Gebet,
So fromm, so schön, so gut.

All Blumenköpfchen, sehn empor
Zu deinen Äuglein blau;
Auch ich im schönsten Blütenflor
Zu dir am liebsten schau'.

Gleichst du doch, Lieb, der schönsten Blüt'
Auf Gottes Erdenrund.
Ich flehe, daß dich Gott behüt'
Zu all und jeder Stund'.

Des Vögleins Heer, wie's lustig singt
Im frischen, grünen Hain.
Doch wenn dein Lied mit ihrem klingt,
Hör' ich nur dich allein!

So bist du mein Gebet allein,
Mein' schönste Augenweid',
Mein allerliebstes Vögelein
In Zeit und Ewigkeit.

Baronin Marie von Pereira:

Eine Erinnerung.

Förster X. pürschte behutsam durch den Hochwald. Es war nicht schwer, leise zu gehen, denn der mit Fichtennadeln bedeckte Boden war feucht vom letzten Regen, auch teilweise mit Moos überwachsen, das den Schall der Schritte dämpfte. Am Rande des Waldes angelangt, setzte er sich in einen Schirm, den er einige Tage vorher aus Fichtenzweigen hergestellt und aus dem er den stärksten Rehbock des Reviers zu erlegen hoffte.

Vor ihm dehnte sich ein breiter Wiesenstreif, gegenüber zeichneten sich die schlanken Gipfel einer jungen Fichtenkultur scharf gegen den blaßblauen Himmel ab. Der Duft des blühenden Kornes kam von naheliegenden Feldern, und verschiedene Vogelstimmen wurden laut. Ein leichter Wind fuhr über das Gras hin, hohe Maßliebchen, Glockenblumen und rote Nelken neigten in demselben wie grüßend die zarten Köpfchen und richteten sich wieder auf. Ein Hase kam in kurzen Sätzen aus dem Walde und begann seine Abendmahlzeit.

Drüben in der Kultur fing eines der jungen Bäumchen an sich hin und her zu bewegen. Das konnte nicht das Werk des Windes sein — da mußte der Bock fegen. Nun war es wieder ruhig. Jetzt aber blendet den Jäger ein rötlicher Schein, der Bock zieht aus der Kultur aus. Nur Haupt und Vorschlag ragen aus dem hohen Grase hervor.

Langsam hebt der Förster den Stutzen, den Blick unverwandt auf den Bock geheftet. Im Augenblick, wo er stehen bleibt, wird der Schuß krachen! —

Aber nein — der Bock zieht gegen die Felder zu. Nur kurz hält er inne, da ist er aber durch einen Strauch, der in der Wiese steht so verdeckt, daß nur der Schlögel sichtbar ist. Dann zieht er weiter und ist bald den Blicken des enttäuschten Jägers entschwunden. Besser auf eine andere Gelegenheit warten, als einen unsicheren Schuß abgeben.

Bald pürscht der Förster am Rande des Wiesentales der Straße zu. Als alter Waidmann weiß er, daß er den Bock vor morgen früh nicht wieder zu Gesicht bekommt, und daheim wartet noch Arbeit. Auf der Straße angelangt bleibt er stehen, blickt zurück in die Richtung, wo das Reh verschwunden und murmelt:

„Wart, Kerl, ich krieg' dich schon, wirst mir doch einmal mehr als nur den Schlögel präsentieren — ja — den Schlögel! —

Er lächelt im Weitergehen, das Wort hat eine frohe Erinnerung in ihm wachgerufen und freundliche Bilder tauchen aus der Vergangenheit empor, aus der Zeit, da er im kaiserlichen Hofjagdbezirk in der grünen Steiermark angestellt war. Er sieht das Jagdschloß in Mürzsteg, die hohen Berge und sonnigen Täler. Ein Treiben auf Hochwild wird abgehalten, der Kaiser hat beim letzten Trieb mehrere Hirsche erlegt und nimmt jetzt den Rapport der Schützen entgegen. Einer der Herren, der mit der hohen Jagd nicht vertraut ist, meldet:

„Majestät, ich habe auf einen Hirsch geschossen — am Hinterschlögel."

„So — am Hinterschlögel?" — entgegnete der Kaiser schmunzelnd, „hat denn der Hirsch auch einen Vorderschlögel? Das wußte ich gar nicht."

Tief in Gedanken versunken geht der Förster seines Weges. Ach ja, das schöne Bergland, die hohe Jagd. Die Jugendzeit — das alles gehört schon zur Vergangenheit, ist unwiderbringlich dahin. Ein tiefer Seufzer hebt seine Brust . . .

Heinrich Kinn:

Helden der Arbeit.

Ein Beitrag zur Jahrhundertfeier im Hause Krupp.

Einsamer wird es. Nur hier und da noch einige Feldarbeiter, aber auch sie schon im Begriff, ihr Tagewerk zu beenden. Heiß war der Julitag und unbarmherzig schien vom blauen Himmel die Sonne. Sie hatte es zwar gut gemeint, zu gut, denn die angenehme Wärme am Morgen hatte sich in drückend schwüle Hitze verwandelt. Nun will sie scheiden und sendet noch vom Westen her letzte Grüße. Auf zarten Flügeln senkt sich leichte Dämmerung hernieder; Tag und Nacht reichen sich die Hände. Von fernher erklingt heller Glockenton, der, vom Abendwind getragen, in zitternden Schwingungen sich mit dem Schlummerlied eines gefiederten Sängers verwebt und in harmonischem Ausklingen in der Brust des Menschen verwandte Saiten erbeben läßt.

Ich schreite rüstig aus. Noch eine Stunde Wanderung und ich werde zu Hause sein. Schon grüßt mich der Stadtwald von Essen. Er nimmt mich auf in seinen Schatten, der sich verstärkt bei zunehmender Dunkelheit, während am Abendhimmel schon Englein die hellen Lichter angezündet haben, die hier und da durch das dichte Laub herniederfunkeln.

Dort liegt der Schillerhain in geheimnisvollem Dunkel. Ich trete an den Schillerbrunnen, der, ein Werk des Münchener Bildhauers Fritz Behn, vor etwa 7 Jahren zur Erinnerung an den 100. Todestag des großen Dichters angelegt wurde. In der Betrachtung der Reliefs aus „Wilhelm Tell" und der „Glocke" versunken, steigen vor meinem Auge vergangene Zeiten auf voll Sturm und Drang, voll idealischer Begeisterung für echte Poesie, in der nicht Talmi und Scheingold vorherrschten, nicht der Hetzgeist die Menschen beseelte, ihnen das köstliche Leben stahl und sie zu farb- und gefühllosen nüchternen Zahlenmenschen stempelte.

Große Männer sprechen zu mir in der ihnen eigenen Seelensprache, mit ruhigen Gesten und ernsten, gütigen Zügen, geben mir Aufschluß über manches Rätsel, das sich mir nie gelöst hätte, Fragen, die unbeantwortet geblieben wären, in leichten, einfachen Worten, die kristallklar und dennoch tiefgründig mir manches Wunderbare entrollen . . .

Ich steh' und träume . . .

Und diese Männer leben noch, diese Geistesheroen sind unsterblich in ihren Werken, und was sie an Lebenswerten geschaffen, das verleiht auch unserer Zeit Wert und die Bahnen zu wandeln, die die Altvorderen gewiesen haben, ist uns Jüngeren heilige Pflicht.

Ich wandere weiter und in einer halben Stunde habe ich ein solches Werk vor mir, ein wirtschaftliches Unternehmen ersten Ranges, das einer Großstadt sein Gepräge aufdrückt, mit dem eine Viertelmillion Menschenleben verknüpft sind.

Das Riesenwerk der Familie Krupp, das im Anfang nächsten Monats sein 100jähriges Bestehen feiert.

Ein Staunen wandelt uns an, wenn man den Entwicklungsgang desselben betrachtet, aus den kleinsten, allerbescheidensten Anfängen heraus zum ersten und

bedeutendsten Etablissement Deutschlands und ich darf wohl behaupten, der Welt. Drei Generationen sind darüber hingegangen, ehe das Erreichte da war.

Ein Jahrhundert Arbeit! Welch eine Fülle von Schaffenskraft und Mut, eiserner Selbstdisziplin und stetem Tun, wagemutigem Wollen und Streben nach Größe, aber auch wieviel Kummer, Sorge und Leid barg es in sich, ehe Anerkennung und Erfolg beschieden war.

Friedrich Krupp, Alfred Krupp, Friedrich Alfred Krupp!

Namen von echtem deutschen Klange, die neben anderen führenden an erster Stelle genannt werden.

Er tauchte zuerst auf im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Verbindung mit einem in Rheinland gefertigten Gußstahl, der das bisher aus England Gelieferte in den Schatten stellte. Infolge der Kontinentalsperre hörte die Lieferung Englands auf; die Auslandskonkurrenz war demnach beseitigt. Mit steigendem Interesse wendeten sich weite Kreise dem neuartigen Erzeugnis Friedrich Krupps zu, dem für seine Mühen voller Erfolg wurde. Lange Krankheiten jedoch ließen ihn schon früh des Lebens Herbheit fühlen und in verhältnismäßig jungen Jahren mußte er seine Familie in ziemlich mißlichen Verhältnissen zurücklassen.

14jährig, übernahm sein Sohn Alfred das Werk. Dessen Leben erschöpfend auszumalen, muß ich mir versagen, nur in wenigen knappen Strichen sei es gezeichnet. Eine Persönlichkeit, in der sich Erfindergeist, Weitsichtigkeit und Energie harmonisch einten und ergänzten. Dabei von überragend organisatorischem Talent. Seine technischen, kaufmännischen und sprachlichen Kenntnisse und Fertigkeiten vervollständigte er auf Reisen, die seinen Blick erweiterten und ihn mit klarster Deutlichkeit Notwendigkeiten und Fehler, Neuerungen und Besserungen erkennen ließen und für sein Werk angewendet, es dazu hoben, als welches er es bei seinem im Jahre 1887 erfolgten Tode verließ.

Von seinen Untergebenen verlangte er, was er billigerweise verlangen konnte, ohne indes in Härte zu verfallen. Stark ausgeprägt war sein sozialer Sinn, von dem manche segensreiche Einrichtung Zeugnis ablegt, sowie seine Kameradschaftlichkeit mit seinen Arbeitern, von denen die älteren ihm persönlich bekannt waren. Mir kam vor einiger Zeit ein Brief von ihm an einen seiner alten Meister in die Hände, der bezeichnend ist: Er gratuliert demselben zu dessen Geburtstage in herzlich empfundenen Worten und überreicht ihm als Angebinde eine lange Pfeife. Das mutet an wie eine Begebenheit aus der guten alten Zeit; ob dergleichen auch heute noch möglich ist?

Was Alfred Krupps Erfolge ausmacht, läßt sich nicht durch trockene, nüchterne Zahlen ausdrücken; sie erschöpfen nicht.

Er hat ein Leben gelebt, das Vollwert besaß, hat in fruchtbringender Tätigkeit und rastloser Pflichterfüllung Gehaltvolles geschaffen, das noch heute Daseinsberechtigung hat und das von seinem Sohne, Friedrich Alfred Krupp, der von 1887 bis 1902 die Zügel der Regierung in Händen hatte, gepflegt wurde, der das Geschaffene ausbaute und vervollständigte, ihm gewissermaßen die Krone aufsetzte. Von ihm läßt sich das gleiche sagen wie von seinem Vater; derselbe unermüdliche eiserne Fleiß, das wahre Pflichtgefühl und anerkennenswerte Streben, das Beste herzugeben, wenn es galt, dem deutschen Namen Größe zu verleihen. Und wenn es gelungen ist, der deutschen Industrie die Bahn zu ebnen, daß deutsche Errungenschaften und deutscher Gewerbefleiß eine geachtete Stellung in der Welt einnehmen, ja einen Siegeszug angetreten haben, so wird das der Großen aus dem Hause Krupp nicht allzugeringstes Verdienst sein.

Ich schreite durch die dunkle Nacht dahin, inmitten der gewaltigen Industriezentrale. Bogenlampe an Bogenlampe, fern im fahlen Schein Silhouetten der Fabrikschlote, denen hier und da schwarzer Rauch entquillt, da vorn entsendet das Bessemer Werk gleich Scheinwerfern zeitweise gewaltige Lichtkegel, die aus der luftig gebauten Werkstatt herausdringen und die Umgebung in rosafarbenes Licht taucht, zum Himmel steigt eine funkensprühende Feuergarbe, goldig-glänzend, man träumt und schaut, ein modernes Märchen —, jetzt wieder Dunkelheit und einige Stille. Doch schon ertönt wieder das rhythmische Pochen der Dampfhämmer, diese Nacht hat keine Ruhe, das Leben pulsiert, wenn auch etwas schwächer, ohne Rast und Stillstand. Und dieses Dröhnen und Stöhnen, Pochen und Hämmern, Lärmen und Bewegen vereint sich zu einer großen einzigartigen Sinfonie der Arbeit, Energie und Willenskraft.

Wer von den Höhen ringsum herniederschaut, sieht einen wallenden, brodelnden Hexenkessel, glaubt vielleicht eine sich nächtlicherweise dem Vergnügen ergebende Großstadt zu erblicken, indes in arbeitsamer Weise Menschengeist und Ausdauer goldene Schätze heben.

Für kurze Zeit wird nun die Gußstahlfabrik außer Betrieb gesetzt werden, ruhen vom 8. August 1912; die Jahrhundertfeier beginnt, in Gegenwart Seiner Majestät des Kaisers.

Dann wird es Vergnügen und Abwechslung geben im steten Einerlei; Lachen und Freude, Hofglanz und Pracht. Dann wird man auch derer gedenken, von ihnen reden, die Mühe und Arbeit nicht gescheut haben, Großes zu vollbringen, man wird die Verdienste der drei Toten feiern, sie, die dennoch leben und Fortwirken in ihren Werken!

Willi Rudolf:

Schmerzgebet.

Dunkle, schwarze Nacht.
Breite deine weichen Schleier
Auch auf dies gepeitschte Herz.
Sieh, der Liebe vielgetönte Leier
Schlug das Herbste mir — den Schmerz.
O, nimm mich auf in dein mächtig Gezelt,
Du trafst mich sehr, du Schicksalswelle,
Es eilt die Sorgenwelt, die schnelle
Und goß ins kranke Herz noch dunkelschwer're Nächtewelt.

Dunkle, schwarze Nacht.
Leg' auf meine Augenlider
Des Schlafes dunkles, melancholisch Band.
Dem Krieger gleich, der die zerschlagnen Glieder
Gehüllt in einen groben Tuchverband.
Der Schmerzensstillung gleicht dein, Trost, ein müdes Sichergeben.
Auf das die Lebensmüdigkeit mit Schwere drückt.
Ach, nimm doch dieses Schmerzenleben,
Und sieh: ein dankbar Aug' empor zu deinen Sternen blickt. —

F. Gebhardt:

Käthe Gräverun.

„Nie", sprach Käthe Grävernn,
„Werd' ich eines Mannes Weib,
Nie soll eine fremde Hand
Mir berühren meinen Leib!"

Und sie ging zum Tanze nie,
Wies die Freier aus dem Haus,
Lachte nur, wenn Base Ev'
Schalt ihr seltsam Wesen aus. —

„Niemand soll berühren dich?
Törin, du!" die Base schalt.
„Wenn du krank nun bist und schwach,
Wenn du starr nun liegst und kalt?

Fremde Hand wird richten dir
Dann das letzte Bette her,
Wird berühren deinen Leib —
Kannst es wehren nimmermehr!" —

Jahr' auf Jahre flohn ins Land.
Kühl und keusch mit stolzem Sinn
Einsam Käthe Grävernn
Durch das Leben schritt dahin.

Wie auch Liebe sie gelockt,
Keinem gab sie sich zum Weib,
Litt es nie, daß fremde Hand
Ihr berührte ihren Leib.

Doch es kam die böse Zeit,
Kam mit Siechtums Qual und Not,
Und in bangen Träumen nahn
Fühlte Alter sie und Tod.

„Nein," sprach Käthe Gräverun,
„Wenn es muß zu Ende gehn,
Daß mich fremde Hand berührt,
Nimmer soll mir das geschehn!"

Und den Funken auf dem Herd
Scheuchte sie zu heller Loh',
Und den rasch entfachten Brand
Warf sie in des Lagers Stroh.

Heia, wie der Flamme Arm
Schmeichelnd ihr den Leib umschlang,
Ihr, die nie ein Mann geküßt,
Die sich nie im Tanze schwang!

Sturmgeläut und Feuerruf! —
Sieger wird die Wasserflut.
Käthe Gräverns Gebein
Fraß zu Asche schnell die Glut.

Wie Triumph die Glocke klang,
Als man sie zur Gruft geführt:
„Nie hat eine fremde Hand
Käthe Gräverums Leib berührt!“

Franz Schaffelhofer jun.:

Das Elend.

Der Schneesturm heulte durch die Straßen der Großstadt, die weißen Flocken wirbelten lustig nieder, zu hohen Schneewehen sich anhäufend. Unheimlich flackerten die Lichter der Straßenlaternen, der Sturm raste die Straßen hinauf, die Straßen hinunter, dichte Schneeflocken vor sich hertreibend.

Mächtige Eismassen bedeckten den Donaustrom. Das Getöse, das Knistern und Rauschen der zusammenstoßenden Eismassen, die sich zu einem ganzen Stücke vereinigten, übertönten das Heulen des wütenden Sturmes.

Eine bleiche, abgehärmte Frau eilte dem Ufer entlang. In den Händen hielt sie fest ein Kindlein umschlungen. Ihr zur Seite trippelt ein kleiner Knabe und hält sich mit halb erstarrten Händchen an den Kleidern der Mutter fest. Leise weint es.

Und die Mutter eilt weiter. Sie achtet nicht des Kindleins an ihrer Seite, unverwandt blickte sie durch das Schneegestöber in die düsteren, eisbedeckten Fluten des Donaustromes.

Nichts zum Essen — der Vater ruhte schon im Grabe, er war vor einigen Wochen gestorben — kein ruhiger Ort, wo sie sich mit ihren Kindern hätte ausruhen können. Sie weiß nicht, ob das Kindlein in ihren Armen noch lebt — das Gesichtchen ist blau unterlaufen, die Händchen sind erstarrt. Sie hatte zum Allmächtigen gebetet, er möge sie nicht verlassen in ihrer Not, weinend hatte sie ihn um seine Hilfe angefleht — der Allmächtige schien sie aber ganz vergessen zu haben — keine Hilfe wurde ihr zuteil — und was blieb ihr anders übrig — sie mußte in den Tod gehen!

Es ist besser früher, als später!

Kein Gebet kommt mehr über ihre Lippen. Der Gott im Himmel hatte sie vergessen, verlassen und sie betet nicht mehr, sie fleht ihn nicht mehr um seine Hilfe an, früher hatte sie bitterlich geweint — jetzt weint sie nicht mehr, und während sie ratlos weiter eilt, sind ihre Lippen krampfhaft geschlossen, nur manchmal entringt sich ihrer Brust ein tiefer Seufzer.

Sie betet nicht — sie flucht nicht — sie hat nur noch eines vor Augen — und das ist der Tod!

Und sie eilt weiter. Sie achtet nicht der Schneeflocken und des unheimlichen Heulens des Sturmes.

Sterben! Ja, sterben!

Das Kind ihr zur Seite kann nicht mehr nach. Erschöpft sinkt es nieder in den weichen, tiefen Schnee.

„Mutter, Mutter!“ klingt es herzzerreißend der Frau nach.

Sie zuckt zusammen — ein unheimliches, wildes Feuer flackert in ihren Augen auf — das ist der Wahnsinn!

Und wie von Furien gehetzt und gepeitscht eilt sie dahin.

Ein Weinen, ein jämmerliches und bitterliches Weinen, tönt ihr nach — es ist ihr Kind.

Sie hört nicht den letzten Aufschrei ihres eigenen Kindes — sie stürzt vorwärts, zum Wasser hinunter.

Tosend und brausend brachen sich die Eisschollen an den Ufersteinen. Der ganze Strom schien eine einzige Eisdecke zu sein.

Die Frau blickt geistesabwesend auf die Eisfläche.

Ihre Lippen bewegten sich leise. War es ein Gebet, war es ein Fluch? Wer weiß es!

Ein unheimliches, hohles Gurgeln des Wassers, ein knisterndes Geräusch von berstenden Eisschollen — es ist vorbei!

— — — — — — — — — — — — — —

Nächsten Tag fand man ein erfrorenes Kindlein im Schnee und eine tote Frau, in den Armen eng umschlungen ein Kind, auf einer Eisscholle nahe dem Ufer. —

Hermann Busse:

Meines Lebens Harmonie.

Schon manchmal in des Lebens Mißgeschicken
Konnte ich nicht empor zum Himmel blicken,
Ein schmerzlich Zweifeln aber nahm kein Ende
Und ich verschwor mich schon in Satans Hände. —
Wenn jenes Sehnen und Hoffen ging,
Dann war es eines nur,
Was mich beglückend wieder fing,

Ich folgte willenlos der großen Spur:
Die stille Macht des Guten, Wahren, Schönen
Vermochte alles in mir auszusöhnen.

Ich schaue ein altes Meisterbild
Und spüre leise die Sinne schwinden
Und kann es nie vollauf ergründen,
So heldengroß und wundermild.

Dann lese ich ein still Gedicht,
Das lichtverklärt von Liebe spricht;
Es will vor Wonne mein Herz zerspringen,
Vor wehsüßem Locken und stillem Klingen.

Erschauernd lausche ich der Musik,
Die hauchend mir in die Seele stieg;
Ich werde auf Geisterflügeln getragen
In säuselnden Harfen und orgelnden Klagen.

Und wenn sich gar zum Schwesterbund vereinen
Die Farbe, das Wort und die Melodie,
Kann ich mein Leben nimmermehr verneinen,
Das gibt ihm seine Harmonie.

Emma Lechleitner:

Im Verborgnen.

Ein Veilchen flüsterte tief im Versteck:
Wie hat's mein Schwesterchen so gut,
Es heißt „Vergißmeinnicht",
Und darf des Himmels Farbe tragen.
Dagegen ich, so klein, so niedrig,
Weltabgeschieden, im dunklen Kleid,
Wohl einer Nonne bin ich gleich,
Ich armes Veilchen!
Ein leichter Fuß schreckt es aus seiner Klage,
Und wunderbare Mädchenaugen
Ruhen sekundenlang auf ihm!
Gern wäre es vor Scham noch kleiner nun —
Hat sie, die Holde,
Sein unzufriednes Flüstern wohl gehört?
Was wird sie von ihm denken jetzt,
Dem „still-bescheidnen" Veilchen?
Des Mädchens Rosenlippen, o Schreck,
Sie öffnen sich:
Du liebes Veilchen! — Erbebend duckt es sich
Bei dieser Stimme Silberklang. —
Sei glücklich, liebes Veilchen,
Dir ist ein schönres Los noch
Als deinem Schwesterchen beschieden.
Ob klein und unscheinbar du blühest in Verborgenheit,
Du wirst gefunden.
Und schmückst als Zeichen
Zarter Liebe
Manch sonnig' Stübchen,
Wo treu und glücklich ein schönes Mädchen
Denkt des Geliebten,
Der dich für sie gepflückt.
Das Veilchen hauchte froh: Hab' Dank, hab' Dank!
O würde ich gepflückt für dich, du Holde,
Als Zeichen zarter Liebe!
Sag' an, bist du nicht Braut?
Das Mädchen jäh verschwand bei dieser Frage
Und kaum noch atmete das Veilchen;
Denn leises Schluchzen brach sich durchs Gebüsch . . .
Des Veilchens schönster Tag war auch sein letzter,
Das Weh des holden Kindes knickte sein kleines Leben . . .
Du liebes Veilchen!

Wilh. Schaffner:

Zum Marokko-Konflikt.

Was dringt mir ans Ohr von dem politischen Himmel,
Hörst du es nicht mein Bruder, Deutschlands Sohn?
Langsam, doch stetig wachsend, rollendes Getümmel!
Vom Welschland her, auch von dem überseeischen Albion.
Und fragst du, Freund, weshalb und wer ist schuld daran,
So schau im Geist in Nordafrika ein Land,
Ein Küstenreich am Mittelmeer und auch am Ozean!
Begrenzt von Algerien und der Sahara Wüstensand,
Es ist ein Land an ird'schen Schätzen überreich,

Birgt Eisen- und auch Kupfererze für die Industrie,
Was Fruchtbarkeit betrifft, kommt ihm kein and'res gleich!
Nach diesem Staat richt' dein politisch Auge hin!
Marokko ist es, durch das der Brand sich nun entfacht,
Weil dort zum Schutze unsrer deutschen Brüder wacht
Ein deutscher Kreuzer, nach der Stadt Berlin genannt,
Den unsre Reichsregierung hat zu Recht dorthin gesandt.
An den Besuch des Kaisers magst du hierbei denken,
Den er vor einem Halbjahrzehnt dem Lande hat gemacht;
Nach Algeciras kannst deinen Blick du heute wieder lenken,
Was dort die Mächtekonferenz zurzeit geschaffen hat;
Die offne Tür den handeltreibenden Nationen!
War der Beschluß, der damals wirklich dort beschlossen ward;
Doch unser Nachbar aus der westgelegnen Zone,
Der war es, Landsmann, der denselben nicht beachtet hat!
Dies war der Grund zu der Entsendung unsrer Schiffe,
Zu wahren Deutsch-Interesse in dem schönen Staat!
Weißt du es nun, was dieses hast'ge Donnern, diese Tücke,
Von Welschland wie von Albion her für Deutschland zu bedeuten hat?
Als aber endlich war ein Mann am Platze, der mit gestählter Hand
Dem Ausland zeigte, was die deutschen Diplomaten wollen,
Da ging ein Freudenruf durchs deutsche Vaterland!
Wie soll ganz Deutschland seinen Dank ihm zollen?
Am besten dadurch suchst du's, Bruder, zu bekunden,
Aus Nord und Süd, aus Ost und auch dem West:
Wenn mit den Brüdern hast zusammen dich gefunden,
Hältst du zum deutschen Aare, tapfer treu und fest!
Und falls es gilt, Achtung dem Vaterland verschaffen,
Mit deutschem Mut geh' in den Kampf und Streit!
Jedweden Widerstand räum' weg mit deinen Waffen,
Zum Sterben sei für Deutschlands Wohl und Ehre stets bereit;
Dann kannst du gleich dich fühlen deinen tapfern Ahnen,
Die dir ein Vorbild sind und bleiben mögen immerdar!
Solang' du schreitest in des alten Kriegers Schritt und dessen Bahnen,
Läuft das geeinte Deutsche Reich niemals Gefahr!

Den Ruf, laß Deutscher laut und kräftig nun erschallen:
Fürst und Regierung bleibet stark, energisch und auch fest!
Ein donnernd Hoch durchdringe mächtig Deutschlands Hallen;
Auf Deutsch-Marokka, auf Kolonie Marokko-West!

Martin Loesche:

Das Spiel der Liebe.

Ich war allein mit meinem schwarzen Schatten.
Still sinnend ging ich durch den Tannenhain.
Zur Linken lag auf feuchten Wiesenmatten
Der Silberglanz vom hellen Mondenschein.

Der Herbstwind sprach geheimnisvoll im Walde,
Und in den Gräsern klang ein müdes Lied.
Ein froher Bock kam suchend auf die Halde,
Bis er voll Sehnsucht röhrend wieder schied.

Nun war der Weg durch Nebelgrau verschwommen,
So daß mein Fuß den rechten Pfad nicht fand.
Da fühlte ich — im Geist — ein süßes Kommen:
Frau Sehnsucht reichte mir die sanfte Hand.

Das Nebelkleid, das mir die Weite raubte,
Zerstreute leise säuselnd Abendwind . .
Die Liebe, die ich längst vergessen glaubte,
Die packte mich — und zwiefach ward ich blind . .

Ich eilte fort — die Liebe macht' mich rasen:
Die Augen rollten gierig im Gesicht —
Die Arme rangen nach dem stolzen Weibe —
— Es rief wie einst: Haha! — ich mag dich nicht!

Erda:

Waldtraum.

Durch des Waldes dunkle Räume
Blaue Dämmerschatten gehn,
Und die Wipfel stolzer Bäume
Rauschen leis im Windeswehn.
Waldesodem! — Weltenfrieden
Hauchet deine tiefe Ruh,
Und das Schönste, was hinnieden,
Flüstert mir dein Schweigen zu.

Wald in deinen Schattenzweigen
Wandle ich in tiefem Sinn,
Und in deinem Traumesschweigen
Meine Sehnsucht ruht darin.
Denn in deinen Eichenhallen,
In der Fichten dunklem Hain,
Wo die Nadeln lautlos fallen,
Öffnet sich die Seele mein.

Elisabeth Kolbe:

Frühlingstag.

Wunderbarer, wolkenfreier,
Glanzerfüllter Frühlingstag!
Jeder Wald im grünen Schleier
Und in Blüten jeder Hag.

Süßer Amselschlag in Lüften,
Sanftes Wehen in dem Tal,
Und in wonnereichen Düften
Strauch und Blumen allzumal.

Träumend spiegeln hohe Wipfel
Sich in still bewegter Flut;
In so manchem Baumesgipfel
Zwitschert schon die junge Brut.

Neues Leben, junge Triebe,
Neues Hoffen überall.
Wie so anders ich dich liebe,
Welt, im ersten Frühlingsstrahl!

W. Lüderitz:

Das Burgfräulein.

I.

Die Burgen und Ruinen,
Die haben mir's angetan;
Las schon in frühester Jugend
Gern einen Ritterroman.

Als dann in reiferem Alter
Ich las den „Lichtenstein",
Wie glühten mir da die Wangen,
Wie sog ich Begeisterung ein.

Und erst wie wunderselig
War mir ums Herze mein,
Als ich an Sommertagen
Stand auf dem Giebichenstein.

Da rauschte viel Grüße die Saale,
Vertraute manch' Sage mir an;
Erkannt wohl an meinem Entzücken
Den Burgfex, den Dichtersmann.

Ich sah auch noch andere Burgen,
Vor allem Burg Falkenstein.
Doch steht nicht nach ihr mein Verlangen,
Möcht' in einer anderen sein.

Sie liegt auf heimischem Boden,
Ist wenig bekannt und nur klein;
Doch zieht's mich zu ihr, denn dort wohnet
Die Herzallerliebste mein.

II.

Ach, wärst du ein Ritterfräulein
Und ich der Falke dein,
Dann könnte ich zu dir fliegen
Und immer dir nahe sein.

Ach, wärst du ein Ritterfräulein
Und ich dein Edelknab',
Ich weihte dir Herz und Hände
Und alles, was ich hab'.

Und schlüge man mich zum Ritter,
Dann würde ich um dich frein
Und nimmer ruhen und rasten,
Bis daß du Herrliche mein.

Ach, wärst du ein Ritterfräulein
Und würdest du mein und ich dein,
Wie wollt' ich dich hegen und hüten,
Du minniglich Mägdelein.

Artur Foulon:

Meinem Freunde Otto Becker!

Stille Wasser sind tief,
Stille Menschen sind tief, . . .
Alle Tiefe verstehe ich nicht,
Weil in die Tiefe fällt kein Licht . . .

An Fräulein Else Ockel!

Einsam.

Mitternacht! — Der Regen rauscht,
Es klopft mein Herz, mein Ohr lauscht
Dem eintön'gen Blätterklang,
Wie tiefer Nachtgesang.
Schlaflose Nacht! o wär' es Tag!
Dich kann ich nie besitzen — ach!
Du läßt den Gedanken keine Ruh',
Ach — du! — — —,
Und draußen strömt es immer zu. —

Wilhelm Braun:

Trotzköpfe.

Skizze.

Sie hatten sich beide unendlich lieb . . . Beide trugen sie blonde Locken und waren gleich schlank. Nur mit den Jahren waren sie auseinander. Sie zählte erst siebzehn Lenze, während er bereits vier Jahre älter war. Vor einem Jahr hatten sie sich kennen gelernt. Es war eigentlich nur Zufall. Sie begegneten sich auf der Straße, blickten sich lange in die Augen und . . . gingen aneinander vorüber. Vielleicht hätten sie sich nie mehr getroffen, nie mehr gesehen. Ihm gefiel aber dieser Blick, der zuviel sagen wollte, und so schritt er langsam nach. Langsam und unentschlossen.

Er beobachtete, wie sie beständig das Köpfchen nach rückwärts bog, als ob sie sich vergewissern wollte, ob er auch wirklich folge. Das gab ihm mehr Mut. Er beschleunigte seine Schritte und war schon beinahe dicht an ihren Fersen . . .

Nun sammelte er sich schnell die Worte zusammen, denn es war die höchste Zeit. Ihm war dies ein Greuel. Man redete allerlei Unsinn zusammen, über dessen Inhalt man selber lachte und das Mädchen auch. Aber das mußte sein. Ohne dem ging es einfach nicht ab. Man mußte sich dem Lächerlichen fügen . . .

Und so sprach er sie an. Mit belanglosen Worten. Ob er sie begleiten durfte. Das war die ständige Devise. Bei ihm und bei andern. Sie antwortete nichts, nickte nur und lächelte. Dabei sah sie ihn wieder an. Wieder mit jenem Blick wie zum erstenmal, wo sie ihm verheißungsvoll entgegensah . . .

Dieses Lächeln war schon so vertraut, so innig . . . als hätten sie sich schon immer gekannt . . .

Und dann sprach er von allerlei. Zuerst vom Wetter. Wo sie im Geschäft sei. Wo sie wohne . . .

Und sie gab ihm gewissenhafte Auskunft. Ehrliche Antworten. Man merkte, daß sie es gern gab . . . aus vollstem Herzen gab . . .

Und ab und zu schwiegen sie. Sahen sich in die Augen und schwiegen. Lächelten sich vertraut an und schwiegen . . .

Dann bot er ihr den Arm. Sie gingen wieder schweigend nebeneinander . . . So brachte er sie nach Hause.

Von nun an trafen sie sich alle Tage. Sie gewannen immer mehr Zutrauen und Liebe für einander. Immer mehr Liebe und Zutrauen.

Sie verkehrten so wie all die andern. Sie liebten sich, küßten sich, gaben sich einander hin . . .

Des Werktags schritten sie Arm in Arm nach dem Park, setzten sich auf eine Bank, und während um sie stiller Frieden war, saßen sie glückselig nebeneinander und nannten sich verliebte Worte ins Ohr . . . Des Sonntags gingen sie in ein kleines Café, naschten Kuchen und Sahne . . . rauchten verstohlen kleine Zigaretten und drückten sich noch verstohlener die Hände . . .

So durchlebten sie selige Stunden freudevollen Glücks, ohne Zank und Streit und Mißmut. Sie verstanden sich außerordentlich. Nichts störte ihre süße Harmonie . . .

Dann jedoch kam es anders. Nach einem Jahre stellte sich auf einmal Zank und Streit ein. Die Ursache dazu war unbegründete Eifersucht. Er durfte kein anderes Mädchen ansehen, worauf sie früher nie geachtet hatte. Er beschwor hoch und heilig, daß ihm das niemals einfiele, daß er aber unmöglich ständig den Kopf zu Boden gesenkt tragen könne . . . das könne sie doch nicht verlangen. Und das wisse sie doch ganz gut, daß er nur sie allein liebe, und immer lieben werde . . . Vergebens!

Sie glaubte ihm nichts. Das Mißtrauen zog ein und nahm immer gewaltigere Dimensionen an. Um sich zu rächen, lachte sie einfach einen jeden ihr entgegenkommenden Herrn an. Sie tat es aus Trotz mit bitterem Herzen. Aber sie tat es . . .

Er verbot es ihr. Erst bittend . . . dann ärgerlich . . . dann erregt . . . Sie lachte und antwortete ihm keck, daß sie dasselbe tun könne wie er . . .

Das wiederholte sich jedesmal. Jeden Abend. Sie waren nicht mehr lieb zueinander. Sie belauerten gegeneinander . . . . beobachteten sich heimlich . . . . kämpften einen stillen, aber heißen Kampf . . .

Sie fluchten jeden, der ihnen entgegenkam . . .

Nun schaute er wirklich alle Mädchen an. Früher tat er es nie. Wie kam er dazu wie ein Greis zu gehen und ständig den Kopf gesenkt zu halten? Das sah er nicht ein. Mußte sie ihren Willen haben? Ihren Trotz durchführen . . .?!

Und sie dachte, nun tue ich es gerade. Was er kann, kann ich auch. Wenn er sich mit mir nicht begnügt . . .! Nun erst gerade.

Sollte er seinen Trotz durchführen . . .?!

Sie waren beide arge Trotzköpfe. Sie liebten sich unendlich und stolperten über solche Lappalien. Ihm waren alle Mädchen gleichgültig. Mochten sie an ihm vorübergehen. Mochten sie ihm frech ins Gesicht lachen. Mochten sie tun, was sie wollten! Wenn er sie nur hatte . . . Wenn er sie nur lieben durfte . . . Aber ihren Trotz sollte sie dennoch nicht durchführen . . .

Und ihr waren alle Männer gleichgültig. Mochten sie an ihr vorübergehen. Mochten sie ihr frech ins Gesicht lachen. Mochten sie tun was sie wollten! Wenn sie ihn nur hatte . . . Wenn sie ihn nur lieben durfte . . . Aber seinen Trotz sollte er dennoch nicht durchführen . . .

Aber sie sagten es sich nicht. Sie dachten es nur. Sie kämpften weiter ihren heißen Kampf . . . flochten weiter das unsinnige Spiel . . . verwundeten sich gegenseitig . . . empfanden sinn- und nutzlos Leid und Weh . . . Weh und Leid . . .

Bis er es ihr eines Tages sagte. Er brachte sie wie gewöhnlich bis zu ihrer Haustür. Dort ließ er ihr den Arm los, atmete einigemal schwer und sagte ihr leise, daß es so nicht mehr weitergehe . . . daß es so unmöglich weitergehen konnte . . . Wenn sie ihn über hätte, sollte sie es ihm nur sagen. Er trete zurück, gern zurück. Sie könne einen anderen suchen. Und er wandte das Gesicht ab.

Wenn er so sprach . . . wenn er sie so leicht aufgab, dachte sie . . . dann liebt er dich ja nicht mehr. Und ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. Dann . . . liebte . . . er . . . sie . . . nicht . . . mehr . . . Was lag nicht alles in diesen sechs Worten. Weh, Kummer, begrabene Hoffnungen . . . öde, tote, kommende Zeit . . .

Wie hatte sie sich an ihn gewöhnt. An seine Stimme, an seine Gestalt, an seine Augen . . . seine Lippen . . . seine Sprache . . . Und das alles sollte nun vorbei sein . . . vorbei sein für immer . . .?! Dahin sein . . .?! . . .

Aber nur nicht weinen. Stand halten. Oben konnte sie ja genug weinen. Hier unten mußte sie standhaft bleiben . . .

Nein, er sollte nicht etwa triumphieren. Frohlocken. Er sollte sie nicht schwach sehen . . . nicht schwankend sehen . . . Er sollte sehen, daß sie ihn gern gehen ließ . . .

Gern . . . gehen . . . ließ . . .

Sie hätte aufschluchzen mögen.

Er dachte währenddessen dasselbe. Ganz dasselbe. Er konnte den Gedanken nicht fassen . . . nicht begreifen . . .

Und dann gab sie ihm die Hand. . . .

„Lebe wohl . . ."

Ihre Stimme zitterte doch. Wankte doch. Ganz so konnte sie sich nicht verstellen. Nein . . . unmöglich . . . Ganz so nicht . . .

Und er sagte gleichfalls:

„Lebe wohl" . . .

Er blickte ihr noch einmal in die Augen.

Sie erwiderte die Blicke.

„Es ist das letztemal" . . . dachte er. Und er sah all die vergangenen glücklichen Tage vor sich. Vom ersten bis zum letzten. Alle standen sie lebendig vor seinen Blicken. All die schönen Tage . . . die glücklichen Tage . . . Wo sie ihm zum erstenmal ansah . . . mit demselben Blick ansah . . . Der ihm durch Körper und Seele ging . . .

Und heute . . .! . . .

Sie gingen voneinander. Für immer . . .

Ein trockenes Schluchzen durchdrang seine Seele . . . ein trockenes, wehes Schluchzen . . .

Einige Passanten blickten ihn verwundert an. Dann schritten sie weiter . . .

Währenddessen stieg das Mädchen die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf. Noch konnte sie nicht weinen. Noch nicht. Aber oben . . . oben . . . oben würde sie den einzigen Trost in einem Meer Tränen zu finden versuchen . . .

Max Rosenfeld:

Gesicht.

So stand ich einsam, dicht umwallt von Nebelschwaden
In Weltenwüstenei, bis Traum um Traum zerronnen;
Und habe höchsten, schönsten Dingen nachgesonnen,
Doch tastete ich irrend nur auf dunklen Pfaden.

Und neigte stumm mein müdes Haupt, so fluchbeladen,
Doch wie ich stand, von meinem Gram und Hohn umsponnen,
Trat aus dem Nebeldunst die schönste der Madonnen,
Von ihren Augen strahlten süße Himmelsgnaden.

Da kniete ich, die Seele betend rein zu baden
Im Lichte ihrer heiligholden Gnadensonnen.
Sie wies mir einen Pfad zu ewig lichten Wonnen
Und segnete mich fromm und schwand in Nebelschwaden.

Ernst Krauß:

Meine Blumen.

Rosen, Nelken, Veilchen, Flieder,
Edelweiß, Vergißmeinnicht,
Eure Schönheit gab mir Lieder,
Weckte Liebe immer wieder
In mir, war mir Lebenslicht! —

Rosen, purpurrote Rosen,
Euer Ruch berauscht mein Blut!
Nelken —: Gleich den lieben, losen
Frauen könnt ihr küssen, kosen,
Wenn es not der Seele tut!

Veilchen, Flieder, eure blauen
Augen sind mir leuchtend Licht!
Edelweiß, dein Stern-Beschauen
Gibt mir Kraft und Selbstvertrauen!
Blümlein klein: Vergißmeinnicht
Schenkst mir Glauben, Hoffnung, Liebe! . .

George Morin:

Die Pygmalion-Sage.

Der Cypern-König Pygmalion
Der hat eine Jungfrau geschnitzelt
Aus Elfenbein, gar wunderschön,
Man hat das belobt und bewitzelt.

Und als die Statue fertig war,
Da sah er sie an unverdrossen. —
Bald fand er die Jungfrau so eigen schön,
Daß ganz er in sie war verschossen. —

Da warf er, anbetend, sich auf die Knie
Und bat dann die Göttin der Liebe:
Der herrlichen Schönheit von Elfenbein
Zu geben lebendige Triebe. —

Nun sagt uns die Sage: Die Venus erschien;
Sie gab dann der Jungfrau das Leben
Und führte als Gattin die Herrliche zu
Dem Künstler, als Lohn für sein Streben.

So hat denn ein Meister und König erreicht
Vor Zeiten — und ward drob besungen —
Was keinem der Bildner in Menschengestalt
Auf Erden je wieder gelungen. —

Wie wär' es so gut und wie wär' es so schön,
— Ganz ohne die Sach' zu bewitzeln —
Könnt' jeder sein Weibchen, wie er sich's gedacht,
Aus eigenem Holze sich schnitzeln. —

Johann Mang:

Splitter.

Oft ist das Glück ein eitler Flimmer,
Der seinen Goldesschein verliert,
Von dem dann abfällt aller Schimmer,
Sobald des Strebers Hand ihn rauh berührt.

* * *

Im Weine ist Wahrheit!
So ruft alle Welt.
Warum? — Weil beim Weine
Die Maske fällt.

* * *

Fried' und Glück, in Leid und Schmerz geboren,
Sie gehen nimmer dir verloren.

* * *

Solange dir dein Grab noch offen,
Solange, Mensch, darfst du noch hoffen.

Karl Schwarz:

Heimkehr.

Man riß mich fort, von dir, o Rhein,
Mit meiner Liebe Pein.
Man riß mich hoch zum Norden hin,
Mit liebekrankem Sinn.
Doch ob dem Donnern von dem Meer,
Ob den Geschützen, schwarz und schwer,
Ich einem doch mein Herz nur lieh —
Und das warst du — Marie!

Ich liebte diese Fremde heiß,
Fand dort manch blühend Reis,
Das seine Knospen mir erschloß.
Doch, ach, es mich verdroß;
Daß die geglaubt nur ihren Duft,
Um diese süße Minneluft,
Da könnte ich vergessen — sie,
Und das warst du — Marie!

Ich riß mich los, zu dir, o Rhein,
Mit meiner Sehnsucht Pein;
Sie schrieb mir ja — o stolzes Glück —:
„Kehrst einstmals du zurück?"
So träumte ich: Bist du erst da,
Ist dir ihr Herz voll Liebe nah. —
Ist es die Glut so golden rot?
Nein — nur die Sehnsucht glühe —
Um — sie — die einzige Marie!

Schweigend steh' ich an der Alster.
Und seufzend, in der Nacht.
O, du wunderschöne Alster:
Fort zieht es mich von deiner Pracht.
Von deinen Nachen leicht beschwingt,
Vom Lied, das übers Wasser klingt!
Von deiner Pracht, o Jungfernstieg,
Von Uhlenhorst selbst zieht es mich
Hinab, hinab zum lieben Rhein,
Zu jenem Herz, ach wär's erst mein,
Für das ich ewig glühe —
Zum Herz der einzigen Marie!

Ernst Stimmel:

Die Gänsehirtin.

Morgens treibt sie ihre Herde
Jugendfrisch zum Dorf hinaus,
Winkt mit lächelnder Gebärde
Trauten Gruß in manches Haus.

Sitzet Tags am stillen Hügel,
Wo die hohe Linde steht;
Wolkenzüge — Träume — Flügel —
Wartet, bis der Tag vergeht.

Schatten durch die Wiesen schleichen,
Stille Wünsche werden laut,
Heimlich grüßen — Schamerbleichen,
Hat sie stolz hinweggeschaut.

E. Lotzing:

Mutvolles Leben.

Wir müßten schweigen, wollten wir entsagen;
Wir müßten still und stumm sein, wie das Grab.
Drum find' ich weichlich all das viele Klagen,
Und nehm' das Leben, wie man mir es gab.

Ich weiß ja wohl, das alles ist nur Scheinen,
Und Schein ist alles, was mich hier erfreut;
Doch welch ein Trost! Mein Herz, ich sollte meinen,
Es wäre Schein am Ende auch das Leid.

Da blaut der Himmel und die Vögel singen;
Es lacht die Sonne mir ins Herz hinein;
Auf allen Stegen will die Freude klingen,
Der Schmerz ist weit, er ist mir heute Schein.

Ich will den Schmerz nicht und ich will nicht Freude,
Ich will nur horchen an der Brust der Welt;
In meinem schwachen Hirne will ich ahnen
Den großen Geist, der sie zusammenhält.

In Schmerz und Freude will ich aufwärts steigen;
Den Schmerz als Erstes faß' ich mutig an;
Ich will nicht schwelgen, will nicht feige schweigen,
Es soll ein Kampf sein, ich ein ganzer Mann.

Martin Renovanz:

Waldeskraft.

Um die Nachtzeit, wenn den Mond die Wolkenrüden jagen,
Wenn der Sturmwind heulend um die Dächer tobt und schreit,
Wenn die Uhus und die Kauze markerschauernd klagen
Wandre ich hinaus, dem Wald zu weinen all mein Leid. —

Morgens, wenn der Sonne neues Farbenkleid Natur entzückt,
Wenn der Blumen taubeperlte Köpfchen sacht sich heben,
Wenn zur Messe wallt das Mütterchen am Stabe, leicht gebückt,
Wandre heim ich; in der Seele neue Kraft, zu leben.

H. C. Kaergel:

Siciliane.

(Glückliche Stunde.)

Ein Heidewasser schlummert durch den Tag,
Tief dunkeln drum die vollen Wassereichen.
Von Menschen nur ein ferner Hammerschlag,
Natur greift hier dem Weltrad in die Speichen,
Wie gern ich hier vereinsamt träumen mag,
Der Kuckuck gibt mir manch Erinnerungszeichen.
Hier leb' ich meiner Jugend manchen Tag
Und hör' nicht ewig meine Stunden weichen.

Wandel.

Wie ich noch als Kind verträumte,
Schönste Stunden so versäumte,
Mütterchen am Fenster saß,
In Gedanken sich vergaß,
Dacht' ich mir: Wie weit, wie weit,
Wandert sie in andrer Zeit.

Nun ich einsam wandern gehe
Und im Walde Gott ersehe,
Wenn ich meine Lieder spinn',
Tief des Lebens Rätsel sinn',
Denk' ich oft: Wie weit, wie weit
Gehst du nun in andrer Zeit.

Fritz Kottenhoff:

Thamar.

Ermattend Schweigen halten diese Mauern;
Und durch die Räume zieht ein leises Wehen;
Ein Hauch, der Schiras Rosen läßt vergehen,
Umkost das Leben mit verhülltem Schauern.

Dumpf, — steinern lastet es auf müden Sinnen,
Und graue Schatten klammern eisenfest
Den dunklen Geist. — Umsonst, was er beginnen
Und denken mag; — er ist gelähmt, — zerpreßt.

Auch Schirasduft, wo im Gedankenspiele
Die Odaliske ruht auf weichem Pfühle.

Sie kann nicht träumen, um mit stillem Blick
Hinauszufliegen in die Märchenlande;
Nicht denken, um ein wilddurchlebtes Glück
Zu zwingen sich durch kühngeschlungne Bande.

Sie ahnt nur stumm, und ahnend steigt es nieder;
Verhüllt und schwarz, — und murmelt — Trauerlieder.

Da — reißt ein Laut die ernste, — starre Ruh;
Wildgrausig, — wie aus tiefsten Höllennächten,
Und hallend schmettert eine Pforte zu.
— Da wich das Glück — vor unbezwungnen Mächten. —

Entsetzen dringt, und Angst und Furcht und Zittern
In die von Schiras' Duft durchkosten Räume;
Ein Schreckgespenst wächst aus geringem Keime,
Stark, eine Welt gewaltsam zu erschüttern.

Und Dunkel hüllt den schreckerstarrten Blick; —
Doch drinnen tobt die Hölle. — Fort das Glück.

Wie Thamar schluchzt und bittet, weint und fleht;
Die Odaliske ringt um ihre Liebe,
Doch was ein Amnon will, das bleibt und steht,
Wie wenn es Satan selbst mit Flammen schriebe.

— — — — — — — — — — — — — —

Und tiefes Dunkel. — Nicht ein Strahlenzeichen;
Weil eine Thamar, — Thamar mußte weichen. —

Josef Kühr:

Eva, das Weib.

I.

Eva beneidete einen Pfau, der im Besitze seiner schönen Federn schwelgte. Stolz trug er sein Sonnenrad zur Schau und das Licht umkoste ihn, daß die

Farben in sprühendem Leben schillerten. Da verlor er eine arme, geknickte Feder. Voll Freuden nahm diese Eva empor und dünkte sich nun schöner als der prächtige Vogel.

Adam aber, der seine Gefährtin beobachtet hatte, lächelte spöttisch und nachsichtig.

II.

Eva spielte mit einem Stier. Er trug sie bald im Schritt, bald im Trab, hierhin und dorthin, wie es eben ihrem Flattergeist gelüstete. Endlich streichelte und küßte sie ihn.

„Pfui," rief sie empört, „deine Schnauze ist feucht und kalt."

III.

Der Herr lustwandelte im Paradiese. Eva kam weinend zu ihm und bat, er möge Adam doch anders schaffen.

Der Herr stannte sie an.

„Er ist so stark und zwingt mir stets Gehorsam ab. Mein Wille ist ihm nichts, vielmehr nannte er mich Starrsinn und Lammkopf."

Da ersah der Herr Adam.

„Bist du auch unzufrieden mit deinem Geschick? Soll ich Eva dir ändern?"

„Nein," sagte Adam, „denn damit würdest du ja dein Geschenk zurücknehmen."

Da lächelte der Allweise und seine Geschöpfe blieben so wie sie waren bis zur Stunde.

E. Kuntze:

Dichtkunst.

Willst du ein echter Dichter sein:
Ins Herzblut tauch' die Feder ein!
Teil mit das Tiefempfundene
Und siegreich Überwundene;
Was du erlebt, erstrebt, erstritten,
Was du im Lebenskampf gelitten,
Was deine Seele ausgesöhnt
Und was dein Herz mit Glück gekrönt!
Wird dies im Worte, schön und wahr,
Wie du's empfunden offenbar,
So werden deines Geist's Gedanken
Sich zu verwandtem Geiste ranken,
Und mitten in dem Weltgewühl
Rührt andrer Herzen dein Gefühl!

K. Brand:

Die Nachtwache.

Die Schützen sammeln sich im Sonnenlicht
Mit Hellebarden, Büchsen und mit Speeren;
Der Hauptmann kommandiert, gibt weise Lehren,
Sein Leutnant lauscht mit pfiffigem Gesicht.

Der Trommler wirbelt, Farbe sprüht und Licht,
Die Fahne wallt dem Zug voran in Ehren. —
Des Staunens kann ich nimmer mich erwehren
Im Bildersaal, wo Tag mit Dunkel ficht.

Rembrandt, vor dir muß jeder sich verbeugen,
Dem sich der Schleier solcher Schönheit hebt!
Wie zag sie nahen, deines Kunstwerks Zeugen,

Als ob ein Engel durch das Zimmer schwebt:
Es ist der Ehrfurcht tiefes, tiefes Schweigen
Vor jenem Gott, der einst in dir gelebt.

Zu des Künstlers Selbstbildnissen.

Was trieb dich, immer nur dich selbst zu malen,
Auf Schritt und Tritt begegnet uns dein Bild?
Ward denn dein Drang zur Schönheit nie gestillt,
Mußt' immer Schönstes Schönes überstrahlen?

Dir reichte doch das Leben goldne Schalen,
Und dennoch war's ein Kampf mit Schwert und Schild;
Vollkommnes Glück, wem ward es je erfüllt? —
In deinem Können lagen deine Qualen.

Dein Genius war's und deine Leidenschaft,
Die deine Seele feurig wild umwarben;
Sie sprengten eitler Wünsche enge Haft.

Zum Ganzen zwangst du Formen dir und Farben:
Ob auch der dumme Spießer wütend gafft,
Wenn Künstlerlaunen sein Gebild verdarben.

Franz Jary:

Lust und Leid.

Wie tönt und locket aus dem Rosengarten
Zu hellem Zitherspiele süßer Sang!
O Glücklicher, wo säumst da? Es erwarten
Der Liebe Lilienarme dich so bang.

Doch tragen nicht des Abendlüftchens Schwingen
Des Sterbeglöckleins Jammerton daher?
O, eilt ihr Engel, Beistand hinzubringen,
Wo Tod und Leben ringen bang und schwer!

Der Freude Jubelschall, des Schmerzes Stöhnen,
Des Jammers laute Klag', der Wonne Schrei,
Des Hochzeitsliedes, des Sterbeglöckleins Tönen,
Wie trägt ein Lufthauch sie dir oft vorbei!

Die Blumen; erst zum Freudenkranz gewunden,
Wie oft ach schmücken sie die Bahre nicht!
Und Wangen, rosig noch in Morgenstunden,
Sind bleich und kalt und tot beim Abendlicht.

August Bleier:

Lebenssonne.

Wenn des Schicksals Wetter grollen und stürmen,
Ins Menschenleben greifen schmerzhaft ein,
Des Unheils Wolken drohend sich türmen,
Nur erhellt von der grellen Blitze Schein;
Wenn's scheint, als drücke des Lebens Last zu schwer,
Und nirgends es gäb' eine Rettung mehr,
So denk', daß eine Sonne des Lebens es gibt,
Die vorübergehend nur von Wolken bedeckt,
Vorübergehend nur im Glanze getrübt,
Mit neuem Schein zu neuem Hoffen dich weckt —
In Natur und Leben wechseln Schatten mit Licht,
Und ohne diesen Wechsel wär's ein Leben nicht.

Widrig Geschick.

Da sitz' ich hier im engen Raum und dichte
Schöne Worte, anderen zum Trost,
Daß, wenn alle Hoffnungen zunichte
Und des Schicksals Brandung uns umtost,
Unser Leben steht in Gottes Hand,
Der uns führt nach sicherem Strand.

Und doch muß mit Beschämung ich gestehen,
Daß ich selbst Verzweiflung gebe Raum,
Wenn nirgends einen Ausweg ich kann sehen,
Nirgends erspähe noch Rettung kaum,
Wenn alle Mühe, alles Vorwärtsstreben
Scheitern an widrig Geschick im Leben.

Karl Kleiner:

Sommermittag.

Es schweigt die Welt.
Die Vögel schlummern
Im hohen, heil'gen Dom
Der Bäume.

Des Zephirs süßer Hauch,
Er fächelt nicht,
Und Tier und Mensch:
All ist verstummt.
's ist Mittag.

Der Sonne reiner Strahl
Schießt heiß zur Erde.
Und kaum ein Stäubchen
Hebt sich:
Ruhe rings umher.

Allvater schreitet
Durch die Natur
Und alles ist erfüllt
Von heiligem Schauer.
Nichts stört
Den göttlichen Tritt.

H. Tiwald:

Gottesdienst.

Hart am Rande der Straße
Arbeitsmüde ein Greis.
„Einen Trunk frisches Wasser!"
Bittet, nein, fleht er heiß.

Wie ein heilig Gebet
Dünkt mich des Müden Begehren.
Und zum Gottesdienste
Wird das Gewähren.

Dr. Kynast:

St. Heinrich.

Auf langen Holzstämmen sitz' ich am Ufer
Und blick' hinüber zum sumpfigen Ried,
Das sich langsam verliert in der spiegelnden Glätte
Des grünen Sees!

Droben am Himmel türmen sich
Gewitterwolken.
Von ihren blendenden Säumen ergießen sich,
In mächtigen Strahlen hervorleuchtend,
Lichtfluten durch den Raum,
Und unaufhörlich rollt in den Lüften
Verhaltenes Grollen.

Schwül duftet der Flieder,
Düster und drohend,
In seltsamer Nähe,
Liegt das Gebirge.

Da erzittert der See.
Es fallen die ersten Tropfen.

Edgar Dietrich:

Einst.

Das Dämmerlicht,
Der Himmelssterne Blitzen droben,
Mit fahlem Mondeslicht verwoben,
Bestrahlte unser Angesicht.

Ich saß bei ihr. — —
Des Mondes Silberflimmer
Stahl sich hinein ins stille Zimmer.
Und sie erzählte mir:

Gar spannend sie begann
Vergessenes, Versunkenes in Bildern
Ganz schlicht und wahr und treulich mir zu schildern,
So, wie man's einzig in Erinnrung kann.

Ich lauschte weltentrückt
Dem schönen Märchen ihres langen Lebens.
Wie manche Mühe war erfolgreich, andere vergebens,
Wie vieles hatte hoch ihr Herz beglückt! — — —

Sie schaute hin zu mir
Mit freundlich-treuen, lieben Blicken.
Versagen konnt' ich's nimmer mir, ihr da die Hand zu drücken:
Einst saß ich still — andächtig ernst bei ihr.

Gertrud Stendal:

Waldzauber*.

Im dämmernden Grün, im Waldesgrün,
Da hab' ich so still gelegen.
Da sah ich die Sonne grüngolden glühn
Und die Zweige sich träumend bewegen
Und schimmernd die lichten Wölkchen ziehn
Über das leuchtende Wogen und Reifen hin
Und des Sommers glutschwellenden Segen.

Paul Heinz:

Ein Lied von meinem Mädel.

Weißt du noch, wie nächtlich, leise,
Ich zu dir ins Zimmer schlich,
Wenn der zarten Windesklage
Wehmut um die Fenster strich.

Eine Feder in der Rechten
Saßest du im Lampenschein,
Starrtest sinnend, traumverloren
In den Flammenring hinein.

Ach, wie hab' ich eifersüchtig
Dich zu mir zurückgeweckt,
Bis du dann mit deinem Mädel
Wieder dich herumgeneckt.

Deine Augen küßt' ich leise,
Bis das Weh sich draus verlor,
Küßt' im heißen Überquellen
Süße Worte dir ins Ohr:

Heinzel, du mein lieber Böser,
Du mein alles, was ich hab',
Du mein närrisch guter Träumer,
Lieber, blonder Dichterknab'.

* Entnommen aus der Verfasserin Gedichtband „Knospen". Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.

Josef Reif:

Vision.

Daß du mir immer wieder nahst —
Immer wieder — o!
Die Nacht ist fahl und in den Bäumen zittert
Das gelbe Licht des zudringlichen Mondes,
Und irgendwo — mir kann's die Brust zersprengen —
Singt eine Geige eine Liebesweise.
Daß du mir immer wieder nahst —
Immer wieder — — o!

Ich habe mein Gesicht im Moos vergraben,
Die Ohren mir mit weichem Moos verstopft —
Ich darf nicht hören dieses heiße Singen,
Darf dich nicht dort im Mondlicht warten sehen. —
Daß du mir immer — wieder — nahst —
— Immer — wieder — — nahst — — o!

A. Rinke:

Blumengrüße.

Astern, Dahlien, des Herbstes letzte Gaben
Wand ich mir zum Strauß,
Frohe, frische Waldgedanken
Trug in meinem Herzen ich nach Haus.

Daheim in der Fensternische
Sollen Floras liebliche Kinder stehn
Und mir mit ihrem würz'gem Dufte
Von vergangener Sommerpracht erzählen.

Gerda von Robertus-Borngräber:

Für dich hält meine Seele Feiertag.

Für dich hält meine Seele Feiertag
Wann du dich ihr auch nahst, — die stete Plag'
Des Werkeltags mit seinem staubigen Schuh
Sollst du bei mir nicht schaun — nur Sonntagruh.

Das Leid selbst wirft den düstern Mantel fort
Und hüllt sich ein in lichte Festtagsschleier;
Und Lilien blühn und Rosen an dem Ort,
Da wir begehen unsre hohe Feier.

Neue Bücher.

„Samum“ und **„Wir sündigen, weil wir blühen.“** Zwei Gedichtbände von Thet Fischer-Hoffmann. Erschienen im Verlage für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

Ein tiefgefühltes Sinnen und Begehren, eine Sehnsucht, die keine Schranken kennt — gehen durch die Gedichte der Verfasserin. Klar und deutlich spricht aus ihnen die Klage einer unverstandenen, nach Befreiung und Erlösung dürstenden Seele. Aus vollem, lechzendem Leben schöpfen die schlichten, ohne jede gezwungene und darum kühl wirkende Reimform geschriebenen Poeme. Sie sind wie der Samum, der brausend durch die Wüste geht. Nach dem heißen Sturme aber gibt es eine friedvolle, gewaltige Ruhe, und die möchte ich der Dichterin wünschen. Sie verfügt über eine große, freidenkende Gesinnung, die ihr mit der Abgeklärtheit des Geistes im Bunde sicher den Weg zur Vollendung ebnen wird. Pollux.

Erzählungen und Märchen für die Jugend. Von Elsbeth Jaenicke. Verlag von Ad. Dreßler jun., Leipzig-Möckern.

In unserer Zeit, die an passender, gesunder Lektüre für die liebe Jugend recht arm ist, kann man es nur begrüßen, ein solches Buch in die Hände zu bekommen. Es ist eine wahre Freude, den munteren, frischen Einfällen der Dichterin zu folgen, mit ihr „noch einmal nur zu entfliehen“ in das schöne Traumland der Kinderzeit. Eltern und Erziehern sei das Buch, das in keiner Schulbibliothek fehlen sollte, wärmstens empfohlen. Daß es aber auch Erwachsene, die gern mit Kindern lachen und weinen, fesseln kann, habe ich an mir selbst erfahren. Ich kann der Verfasserin nur Glück wünschen zu einer solchen Schöpfung und schließe daran die Bitte, uns bald mehr zu schenken aus dem idyllischen „Jugendgarten“ der Kleinen. Pollux.

Gottfried Mantwill. Von Johann Franzen. Verlag von Bruno Volger, Leipzig-Raschwitz. Geheftet Mk. 1.50, gebunden Mk. 2.50.

Joh. Franzen ist ein feinsinniger, scharfer Beobachter, der sowohl für die Schwächen und Vorzüge der Menschen, als auch für die Gaben und Wunder der Natur einen sicheren Blick hat. Erstaunlich ist die oft verblüffend wirkende Seelenkenntnis, die der Verfasser offenbart. Jeden Stimmungswechsel, jede Nüance der Darstellung weiß er so leicht und doch treffend hinzuwerfen, daß es eine Lust ist, die Erzählung zu lesen. Und erst der Schluß derselben. Wohl ist er tragisch, doch kommt kein Gefühl der Enttäuschung auf, denn von Anfang an bereitet alles auf das Ende der wohldurchdachten Arbeit vor. Das Buch verdient sicherlich Beachtung. In Joh. Franzen haben wir keinen Alltagspoeten, sondern einen strebenden Künstler vor uns.

Pollux.

Groß-Deutschland. (Die Arbeit des 20. Jahrhunderts.) Von Richard Tannenberg. (Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz. 1911.)

An der Hand eines reichhaltigen, übersichtlichen Materials schildert uns der Verfasser die Entwicklung, die Deutschland durchgemacht hat und beweist, daß es sich auch jetzt noch stetig im Stadium des Fortschrittes befindet. In die jetzige, so überaus bewegte Zeit fallen die Worte Tannenbergs wie beruhigende Tropfen in die sprühende Glut der gärenden Gemüter. Das Buch wird sicher seine Leser finden, nicht nur in politischen Kreisen, sondern auch in denjenigen Schichten der Bevölkerung, die leider wenig genug über die allgemeine Lage in Europa unterrichtet sind. Meiner Ansicht nach hat der Verfasser mit seinem Buche dem deutschen Volke ein wertvolles Geschenk gemacht, das allseitige Beachtung verdient. Niemand, der sein Vaterland schätzt, wird es ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Pollux.

„Gedichte“. Von Hans Christoph Kaergel. (Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz 1912.) Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Seiner Mutter widmet H. Chr. Kaergel das schlichte, doch hübsch ausstaffierte Büchlein. Ein buntes Bild entrollt sich vor unsern Augen. Manches der netten Gedichte verdiente eine Komposition, der ganze Reimaufbau und die fließende Sprache regen unwillkürlich zum Singen an. Ich erinnere nur an: „Früher Herbst“, „Erster Maitag“ und „Der Soldat“. Tiefgefühlt sind auch: „Friedhofsbild“ und die „Sizilianen“. Alles in allem: mit dem Buche Kaergels haben wir eine wertvolle Bereicherung in der Bibliothek „guter Lyrik“ erhalten. Pollux.

Das heilige Erbe. Erzählungen und Skizzen. Von Heinr. Rienößl. (Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz. 1912.)

Heinr. Rienößl, von dem schon ein Buch (Herbstesrauschen) erschien, ist ein Talent, wie es in dieser Vollendung und Stärke unter der ungezählten Schar

von Schriftstellern wenige gibt. Beißende Ironie, schonungsloser Realismus, ergreifende Gefühlsschilderungen und tiefer Sinn für die schwachen und starken Seiten seiner Helden zeichnen auch sein neues Werk aus. In dem Kampf der alten, vergehenden, sterbenden Zeit mit der neuen, mächtigeren Kulturepoche bietet es ein naturgetreues Bild unserer Tage. Pollux.

Das Vaterland in Gefahr! Von Oskar Kresse. Verlegt von John Schwerins Verlag A.-G., Berlin O. 27.

Wer sich mit Interesse im Weltgetriebe umsieht wird die Wahrnehmung machen, daß die Elektrizität mit verblüffender Vordringlichkeit sich jedwede Funktion erobert hat. Über unseren Köpfen, unter unseren Füßen bei Tag und Nacht surrt der elektrische Strom in endlosen Leitungen unablässig durch ganz Europa, schlängelt sich durch die Meere und springt munter auch in allen übrigen Weltteilen umher. Das fällt uns heute schon fast nicht mehr auf. Wir erwarten es als selbstverständlich, daß man elektrisiert, was zu elektrisieren ist. Wir müssen aber der Elektrisierungswut Einhalt tun, wenn sie auf Gebiete übertritt, in denen bestehende Einrichtungen Billiges, Praktisches und von mannigfachen Gesichtspunkten aus Zuverlässiges geleistet haben.

Dieses Prinzip hat Oskar Kresse, der bekannte Verfasser des Romanes „Die Überwinder des Todes" seiner vortrefflichen Schrift zugrunde gelegt. Streng objektiv hat Kresse seine Thesen formuliert, das Material der Elektrisierungsfanatiker damit konfrontiert und das Fazit klipp und klar vor Augen gestellt: Die 124 Millionen Mark für Elektrisierung der Berliner Stadt- und Ringbahn sind, wenn dies fait accompli wird, so gut wie hinausgeworfen! Nicht bloß den Berliner, aus dessen Taschen hierfür jährlich acht Millionen Mark herausge—nommen werden sollen, interessieren Kresses instruktive Angaben, sondern jeden Deutschen. Denn es soll ja auch die Elektrisierung anderer deutscher Staatsbahnlinien erfolgen. Und damit wird das Reich an äußere und innere Feinde ausgeliefert. — „Nun stelle man sich vor, der größere Teil unserer Eisenbahnlinien wäre, wie es die Elektriker erstreben, elektrisiert und hundert große Kraftzentralen lieferten den Strom im ganzen Reiche. Wenn jetzt diese, ihrer Lage nach jedermann, insbesondere aber dem französischen Generalstabe genau bekannten Kraftwerke durch Sprenggeschosse, die man von Flugapparaten herabschleudert, zerstört werden, sind sämtliche Eisenbahnen des Reiches stromlos, also außer Betrieb gesetzt. Damit wäre die Mobilisierung des deutschen Heeres völlig unterbunden und das Reich wehrlos dem Feinde preisgegeben, denn der einberufene Wehrpflichtige kann nur schwer zu seinem Truppenteil gelangen, und die Armeen und ihr Troß können die Eisenbahn nicht benutzen." Kresse zieht in technischer, wirtschaftlicher und strategischer Beziehung die Konsequenzen der Elektrisierung. Wer über das aktuelle Thema gewissenhaft informiert sein will, begebe sich zu seinem Buchhändler und fordere „Das Vaterland in Gefahr". Kurt Weiß, München.

Deutscher Dichterbund.

Als neue Mitglieder des Deutschen Dichterbundes wurden aufgenommen:

33. Herr E. Krauß.
34. Herr Ewald Lotzing.
35. Herr Robert Häusle.
36. Herr Lehrer A. Busch.
37. Herr Ernst Dycke.

Schriftsteller und Schriftstellerinnen verlangt kostenfrei die Satzungen des Deutschen Dichterbundes und tretet diesem bei.

Der Vorstand.

Ludwig Lüking, Hannover, Wagenerstraße 11.
Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern, Kirschbergstraße 70, I.

Im nächsten Magazinheft wird ein neues Preisausschreiben verkündet, welches die Aufmerksamkeit auch der weiteren deutschen Presse auf sich lenken wird. Gleichzeitig werden wir von diesem Heft ab wieder während des Winters regelmäßig eine Reihe talentvoller Dichter und Dichterinnen mit Bild und Lebenslauf aufnehmen. Endlich richten wir noch an die lieben Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die Bitte, nur einseitig beschriebene Manuskripte einzusenden und diese immer mit dem vollen Dichternamen zu versehen.

Hochachtungsvoll

Magazin-Verlag (Adolf Dreßler jun.) Leipzig-Möckern.

Druck von Steib & Zeiß, Gera-R.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: Adolf Dreßler jun.

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

September 1912.

Max Rosenfeld:

Immortellen für Josef Kainz.

„Komm, zieh' dich an, Kainz spielt den Romeo!"
Noch höre ich die Worte meines Vaters,
Und ist doch über zwanzig Jahre her
Und alles aus und alles längst verwehet . . .
Das war zur Zeit, als unser Kainz, geächtet,
Auf der Berliner Vorstadtbühne spielte.
Da sah ich ihn zum ersten Male, ihn,
Den oft der Knabe rühmend nennen hörte.
Und er war das Erlebnis meiner Jugend.
Ich sehe ihn noch, wie ich ihn einst sah:
Schon wie er langsam aus dem Hintergrunde
Die Brücke überschritt, gesenkten Hauptes,
Gramvoll, stumm, mit sehnsuchtskrankem Blick,
Da fühlte ich: das ist er — er, der Held,
Der herrlich sang das hohe Lied der Liebe,
Wie keiner vor ihm, keiner nach ihm wieder.
Und als er sprach — doch keine Sprache war's,
Es war Gesang, war eine Sphärenglocke,
Die leise klingen konnte, himmlisch anschwoll
Wie süßer Zauberklang aus Märchenländern,
In jener Szene unter Juliens Fenster.
Und wieder höre ich der Stimme Klang:
„Der Narben lacht, wer nimmer fühlte Wunden.
Doch still! was schimmert durch das Fenster dort?
Es ist der Ost und Julia die Sonne! —
Geh' auf du holde Sonn'! ertöte Lunen,
Die neidisch ist und schon vor Grame bleich,
Daß du viel schöner bist, obwohl ihr dienend.
O da sie neidisch ist, so dien' ihr nicht.
Nur Toren gehn in ihrer blassen, kranken
Vestalentracht einher: wirf du sie ab!
Sie ist es, meine Göttin, meine Liebe!
O wüßte sie, daß sie das ist! —
Ein Paar der schönsten Stern' am ganzen Himmel
Wird ausgesandt und bittet Juliens Augen,
In ihren Kreisen unterdeß zu funkeln.
Doch wären ihre Augen dort, die Sterne
In ihrem Antlitz? Würde nicht der Glanz
Von ihren Wangen jene so beschämen,
Wie Sonnenlicht die Lampe? Würd' ihr Aug'
Aus luft'gen Höh'n sich nicht so hell ergießen,
Daß Vögel sängen, froh den Tag zu grüßen?
O wie sie auf die Hand die Wange lehnt!
Wär' ich der Handschuh doch auf dieser Hand
Und küßte diese Wange!" —
Und weiter bis zu Ende. Wie ein Rausch
Ging über mich zum erstenmale
Das Wesen höchster Kunst. Und Shakespeares Werk,
Durch einen großen Meister mir gegeben,
Erweckte mir die Liebe für das Schöne. —
Erst nach fünf Jahren sah ich wieder ihn.
Und wieder war's der Jüngling Romeo,
So liebeglühend, jugendstark wie einst.
Und doch . . . mein Vater war nicht mehr mit mir,
War ewig fort. Und hatte doch gesagt:

„Komm', zieh' dich an, Kainz spielt den Romeo!" . . .
Und wieder nach fünf Jahren sah ich Kainz,
Sah ihn sehr oft in allen seinen Rollen,
Als Hamlet, Franz, als Homburg, Marc Anton,
Als Ferdinand, Don Carlos, als Johannes;
Als Glockengießer und im Talisman;
Als lustigen Zwirn, als munteren Leon —
Was weiß ich noch in welchen Meisterrollen.
Am schönsten doch blieb mir sein Romeo. —
Und wieder nach fünf Jahren. Derselbe Jüngling,
Noch Romeo, wie einst — doch nein, doch nein!
Was will das heftige Zucken um den Mund?
Wo ist die süße glockenreine Stimme?
Das scheint nicht Schauspielkunst, scheint Menschen=
qual . . .
„He holla, Apotheker!" schrillt es gräßlich.
„Mann, komm hieher! Ich sehe, du bist arm.
Nimm, hier sind vierzig Stück Dukaten: gib
Mir eine Dose Gift; solch' scharfen Stoff,
Der schnell durch alle Adern sich verteilt,
Daß tot der lebensmüde Trinker hinfällt
Und daß die Brust den Odem von sich stößt
So ungestüm, wie schnell entzündet Pulver
Aus der Kanone furchtbaren Schlunde blitzt . . ."
Gequält scholl es, fast kreischend, quäkend, kindisch.
Und so blieb seine Stimme bis zum Schluß.
Das Publikum sah sich verwundert an,
Ein Flüstern, Köpfeschütteln, matter Beifall.
Ich selbst ging nachdenklich, verwundert heim.
Zum erstenmal ließ Kainz mich unbefriedigt.
O hätten alle damals wir geahnt,
Daß unter Körperqualen er gespielt . . .
Und wieder nach fünf Jahren. Gastspiel Kainz!
Mir war, als hört' ich meines Vaters Worte:
„Komm', zieh' dich an, Kainz spielt den Romeo!"
Da war es wieder jener schlanke Jüngling,
Die Glockenstimme wie vor zwanzig Jahren,
So sphärenrein und biegsam, herzenswarm,
Bis zu dem Schlußwort, das mir heut' noch klingt:
Komm', bittrer Führer! widriger Gefährte!
Verzweifelter Pilot! Nun treib auf einmal
Dein sturmerkranktes Schiff in Felsenbrandung!
Dies auf dein Wohl, wo du auch stranden magst!
Dies meiner Lieben! — O wackrer Apotheker!
Dein Trank wirkt schnell. — Und so im Kusse sterb'
ich." —
Das war wie einst vor langen zwanzig Jahren,
Und alles Schöne wurde wieder wach
Und strahlte hell durch meine Seele . . . Nur —
Daß ich auch jetzt allein die Schönheit trank,
Daß jener Romeo wie einst dort war,
Gleich einem ewigen Jüngling, gottbegnadet,
Und daß mein Vater nun schon lange tot,
Der doch zu mir, dem Knaben, einst gesprochen:
Komm', zieh' dich an, Kainz spielt den Romeo!"
Das war mir seltsam, rätselhaft, verwirrend
Und mahnte an Vergänglichkeit, an Tod. —
Und nun vergingen keine Jahre mehr.
Die Götter, die so neidisch sind, sie nahmen
Den Götterjüngling auch von dieser Erde . . .
Und hör', wie einst noch meines Vaters Worte:
Komm', zieh dich an, Kainz spielt den Romeo!"
Doch ach, umsonst — mein Romeo ist tot.

Hermann Busse:

Das Leben.

Es wandeln die Sterne
In ewiger Ferne
Hellsilbern umkleidet am Himmelsdom,
Wir wandern auf Erden
Und suchen das „Werden"
Und gehen unter im Lebensstrom.

Es rauschen die Quellen
Und zeugen die Wellen,
Die eilen zum Meere im wechselnden Spiel;
Die Menschen, sie jagen,
Von Wünschen getragen,
Nach Glück, das da irgendwo krönet ein Ziel.—

Es stürzen die Wetter,
Es fallen die Blätter,
Im falben Herbstkleid steht der Wald,
Es führen die Jahre
Den Menschen zur Bahre,
In der alle Lust — aller Jammer verhallt. —

Erich Walter:

Liebesklage.

Ich darf es dir nicht sagen,
Daß dir mein Herz gehört!
Ich darf es dir nicht klagen,
Daß Liebe mich verzehrt!

Du hälst dich von mir ferne,
Siehst kalten Aug's mich an,
Und ich hätte so gerne
Alles für dich getan!

Du lächelst einem andern,
Mir lächelst du nicht zu!
So will ich von dir wandern,
Vielleicht find' ich dann Ruh'!

Wo hoch die Wege führen
Zu steiler Bergeshöh',
Will ich die Felsen rühren
Mit meinem Liebesweh!

George Horin:

Ein Starenlied.

Eine kleine Humoreske.

Die Gsteig-Anlagen in München, (besonders der Teil, welche sich auf der rechten Seite der Isar, vom Maximilianeum stromabwärts bis Bogenhausen hinzieht) zählen, mit ihren abwechslungsreichen schön geordneten Wegen, Baumgruppen und kleinen Höhen und Bergabhängen, zu den reizendsten Spaziergängen der Bayerischen Haupt- und Residenzstadt und es bewegen sich da mit Vorliebe an schönen Sommertagen neben vielen einzelnen Spaziergängern, auch verschiedene Väter und Mütter mit ihren Sprößlingen, deren zügelloser jugendlicher Übermut oft schwer von dem verbotenen Betreten der hübsch gepflegten grünen Rasenplätze abgehalten werden kann.

In dieser Beziehung war ich einmal daselbst der unfreiwillige Zeuge eines urkomischen Vorfalles.

Ich war eben, durch die Gasteig-Anlagen spazierend, auf einige hundert Schritte vom Maximilianeum entfernt, an einen sanft ins Tal abführenden grünen Hügel geraten, als ziemlich nahe am Wege vor mir ein munteres Backfischchen, welches sich den Kuckuck kümmernd um das Verbot, den grünen Rasen zu betreten, den Rand des Weges überschreitend, unter fröhlichem Lachen den Rasenabhang hinunterlief; da aber der väterliche Begleiter besser zu würdigen wußte, was die Nichtbeachtung dieses Verbotes zur Folge haben konnte, wenn einer der vielen promenierenden Wächter des Gesetzes hierauf aufmerksam würde, so rief er dem Mädchen zu:

„Berta, ob du gleich heraufkommst!" —

Berta aber, die im vollen Rennen begriffen war, hörte nicht und tummelte sich im tollen Übermut unten auf dem grünen Rasen umher. —

In seiner Angst vergaß nun der Papa selbst das Verbot und versuchte in einigen gewagten Sätzen dem jugendlichen Sausewind nachzujagen, um ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen; aber, o weh, der gute Papa hatte vergessen, daß seine Beine keine jugendliche Elastizität mehr besaßen und so fiel er denn nach einem kleinen Stolperer oder Knieschnapper der Länge nach und zwar mit einem Anprall auf das feuchte Moos, daß der neue steife „Zylinder" wie ein wahnsinnig gewordener Frosch den Abhang hinuntertanzte. —

In diesem „erhabenen" Moment nun ertönte plötzlich, wie zum Hohne des Geschehenen, von einem Baum herab die Melodie jenes in München so volkstümlich bekannten Gassenhauers:

„Ja, in der Lindenau,
Da ist der Himmel blau,
Da springt der Ziegenbock
Vergnügt auf grüner Au." —

Ein schallendes Gelächter der Passanten erfolgte auf diese unerwartete Auslegung, in das selbst der Gefallene mit einstimmte. — Der Sänger auf dem Baume,

der hier einen so drolligen Sarkasmus entwickelte, war nämlich ein Star, dem es ohne Zweifel gelungen war, aus seinem Bauer, woselbst er das Lied gelernt hatte, zu entkommen. — Freund Star! hatte hier im Freien, freilich zur Unzeit, seine Kunst gezeigt.

W. Lüderitz:

Morgenlied.

Ich wandre gern im Morgenschein
Des Sonntags durch die Auen;
Da tagt's dann hell im Herzen mein,
Wie Lenzeslüfte blauen.

Vergessen ist die Werktagsnot,
Als wär' sie weit entflogen;
Es ist in mir im Morgenrot
Der Friede eingezogen.

Da hat nicht Raum die laute Welt
In meinem Herzensschreine,
Und wie die Lerch' im Himmelszelt
Thronst du darin alleine.

Harry Kahlbohm:

Am Klavier.

Du griffst in die Tasten und sangest
Ein Lied von der Sehnsucht Qual,
Vom stillen Weben der Liebe
In den Herzen allüberall.

Und ich stand bei dir und lauschte
In süßer Liebe Lust, — —
Dann sahst du mir ins Auge — —
Da zog ich dich sacht an die Brust.

Wie pochen uns're Herzen,
Wie ruhte Blick in Blick!
Ich hätt' es jauchzen mögen:
„O schaut, ich halte mein Glück!"

An meine frühere Schülerin und jetzige Braut.

Ein Kind noch warst du, als du gingst.
Ich betete zuletzt mit dir:
„So nimm denn meine Hände, Herr!"
Und weinend gingst du aus der Tür.
Mit Müh' hielt die Tränen ich
Zurück, als ich dich so sah geh'n,
Doch draußen weinte ich mich aus,
Und niemand hat's geseh'n! — — — —

Und eines abends sah ich dich,
Wie du zum Heime kamst zurück,
Du lächelst mir „Grüß dich Gott!"
Und sahst mich an mit frohem Blick.
Das bannte mich, und als du gingst,
Blieb ich noch lange still dort steh'n
Und sah dir nach, bis du entschwandst,
Und niemand hat's geseh'n.

Dann kam ein sel'ger Sommertag,
Der Abend taute müd' herab.
Da sagt' ich dir im stillen Han,
Wie heiß ich doch so lieb dich hab'
Und durch die hohen Fichten ging
Der Abendwinde frommes Weh'n. —
Da botst du mir die Lippen dar,
Und niemand hat's geseh'n!

Artur Foulou:

An Emmy!

Nachtlied.

Durch die stille blaue Nacht
Schleicht des Mondes Silberschein,
Es ruht die Welt in bleicher Pracht —
O wärst du jetzt bei mir allein!
Uns trügen zu den lichten Sternen
Die Träume fort — zur Ewigkeit
Dort in den tiefsten stillen Fern

Wollten wir vergessen unser Leid.
Der Mondschein zittert durch die Bäume,
Wirft seine Rosen traumessacht,
Wie lautlos über Ätherräume
Sich dehnt die tiefe blaue Nacht.
Doch oben schon hör' ich ein Flüstern
— Und immer noch dies dunkle du —
Wirst du mein Leben einst verdüstern,
Schreit' ich der alten Heimat zu.

Rudolf Möller:

Der Sänger.

Hab einst in stiller Nacht
Ein Mägdelein ersungen.
Mit meiner Leier sacht
Mir alle Lieb' errungen.

Doch als mein Fühlen sich
In Worte konnt' nicht passen,
Da wollt' sie trauernd mich
Zum letztenmal umfassen.

Ich hab' mit aller Macht
Ihr Antwort abgerungen:
„Einst hast in stiller Nacht
Ein Mägdlein du ersungen."

Spruch.

Wünsche von Liebe die Schmerzen,
Lasse vom Haß sie bewachen.
Herrsch' über beide im Herzen
So, daß sie Freude entfachen.

Erläuterung

zu dem Preisausschreiben mit dem Thema

„Die soziale Bedeutung der Käufersitten."

„Wir stehen", sagt ein bekannter Sozialethiker unserer Zeit, „als Käufer und Verbraucher beständig vor der Wahl: Weltverbesserer oder Weltverschlechterer zu sein." Tatsächlich ist die Art und Weise, wie die kaufenden Volksgenossen zum Zweck der Befriedigung ihrer leiblichen und geistigen Bedürfnisse wählen und zahlen und ihre Gunst unter die sich ihnen anbietenden Verkäufer verteilen, in hohem Maße mitbestimmend für die Entwickelung der persönlichen Eigenschaften und Schicksale im Volksleben. Durch diese Käufersitten wird der Zustand der Volkskultur auf die Dauer stark beeinflußt; von ihnen hängt es in nicht geringem Maße mit ab, ob das Gesellschaftsleben zu einer gesunden oder zu einer ungesunden und minderwertigen äußeren und inneren Entwicklung gelangt.

Nicht zu allen Zeiten üben die gleichen Kaufsitten den gleichen Einfluß auf die Gestaltung der Lebenszustände aus. Die Sitte z. B., beim Kaufen grundsätzlich das wohlfeilste oder bequemste Angebot zu bevorzugen, ohne jede Beachtung der dabei etwa eintretenden kulturschädlichen, antisozialen Wirkungen, — diese Sitte zeitigt ganz andere sozialen Folgen in unserem Maschinen- und Verkehrszeitalter als in früherer maschinen- und verkehrsarmer Zeit, in der der Kaufbedürftige im allgemeinen genötigt war, von seinen Nachbarn und Ortsgenossen zu kaufen, nicht aber in erheblichem Maße die Möglichkeit besaß, seinen Wunsch nach wohlfeilster Arbeit oder Ware durch Bevorzugung sich anbietender fremder Großbetriebe und Fernbetriebe zu befriedigen. Je mehr aber eine Zeit den Käufern beim Kaufen Möglichkeiten gewährt, deren Benutzung die Entwicklung gesunder Kulturzustände schädigt, desto höher muß in ihr die Käufermoral ausgebildet sein, damit die Kulturarbeit der Käufersitten in rechter Weise den Anforderungen sozialer Gesundheit entspricht.

Es soll nun zunächst untersucht und dargetan werden, von welcher Art und von welchem Wert die Kulturarbeit ist, die von den heute herrschenden Käufersitten geleistet wird. Wonach richten sich unsere Zeitgenossen als Käufer von Arbeit und Ware, als Bezahler geistiger und materieller Leistungen, und wie wirkt diese Übung unter heutigen Verhältnissen unmittel-

bar oder mittelbar auf den Werdegang und den Wert unseres sozialen Außen- und Innenlebens ein?

Kommt man dazu, bei den herrschenden Käufersitten eine nur einseitig nützliche, in wesentlichen Beziehungen aber mangelhafte Mitarbeit an der Gestaltung des unserer Volkszukunft als Grundlage dienenden Kulturzustandes festzustellen, so wird weiter zu erörtern sein, ob und wie etwa durch Änderung der religiös-sittlichen und sonstigen Volksbildung und durch fortschreitende Entwickelung der nationalen Moral die bedrohlichen Sittenmängel und deren Wirkungen verhütet werden könnten. Die Frage würde hier lauten: Auf welche Weise lassen sich das soziale Gewissen und das Interesse an gesunder Volkskultur so zur Entwicklung und in der Sittenordnung zur Herrschaft bringen, daß unter ihrem Einfluß die Käufer und Käuferinnen ihren so vielseitigen und bedeutsamen sozialen Einfluß nicht mehr zum Schaden der nationalen Kulturbedürfnisse mißbrauchen, vielmehr in richtigerer Weise mit darauf verwenden, das Volksleben in seiner gesunden, zukunftsreichen Entwicklung fördern zu helfen? — Auch die Pflege einer höherstehenden Geschmacksbildung zum Zwecke der Berichtigung und Hebung der kulturbauenden Käufersitten käme dabei in Frage.

Die Untersuchung der einzelnen Fragen hat mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu erfolgen unter Heranziehung der einschlägigen wirtschaftlichen, sozialethischen und sozialpädagogischen Literatur. Auch praktische Bestrebungen, wie die des Deutschen Käuferbundes, sind in ihrer Begründung und Einrichtung darzustellen und hinsichtlich ihres Erfolges und Wertes zu untersuchen. Ebenso werden besonders interessierende praktische Einzelfragen — so etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, die Fragen des sogenannten Submissionswesens und die der Konsumvereinsbestrebungen — einer ihrer Bedeutung entsprechenden Betrachtung und Würdigung zu unterziehen sein.

Als entscheidender Zweck der Schrift aber mag betrachtet werden, weite Kreise dahin zu bringen, daß sie Sinn bekommen für eine Beobachtung und Beurteilung der herrschenden Käufermoral vom Standpunkte echten Kulturinteresses und weitschauender sozialer Sittlichkeit. Denkende Zeitgenossen aller Stände in gemeinverständlicher, überzeugender Form zu einer solchen tiefergehenden Beschäftigung mit einer der wichtigsten Seiten der Wirtschaftsmoral, mit ihrer sozialen Bedeutung und mit den ihr innewohnenden Volksbildungsproblemen gründlich anzuregen, das ist die Aufgabe, die der Preisbewerber mit seiner Abhandlung lösen soll.

Alle Zuschriften sind zu richten an das Sekretariat des Arbeitsamtes des Vereins deutscher Freimaurer, Adresse: Hauptmann a. D. E. Clausen, Jena, Johann-Friedrichstr. 1.

Walther van Weide:

Der Tod.

O Tod! Nie rastender Wandrer!
Schreite du auf ird'schen Landen!
Tod! Einsamer, sterbloser Wand'rer!
Unvergänglicher!
Wer bist du, was bist du?
Woher kommst du, wo gehst du hin?
Wandrer! Unerklärbar-rätselhafter!
Wo kommst du her?
Aus dunkler Schachten Tiefe?
Aus felsigen Klüften mit gehobener Hand?
Kommst du aus dunkler Tiefe herauf?
Aus Nacht, wo nie ein Strahl fällt?
Aus Kluft, wo keine Blüte wächst,
Kein Kraut blüht und kein Vogel jubelt?
Wo kein Akazienblättchen rauscht,
Wo keine blaue Glut hinauf steigt?
Wandrer du!
Kommst du aus Orten hervor,
Wo Träume zerronnen sind,
Kommst du aus des Hades' urschwarze Nacht?
Wo kein sel'ges Lied erklingt?
Keine Stimme des Engels singet?
Wo nie auf blumiger Wiese das Gras wächst,
Kein Lerchenlaut mir tönt,
Nie am Abend mir die Amsel schlägt,
Nie die Nachtigall mir weinet,
Und die Grauheit herrschet,
Bist du aus der Nacht der Vergangenheit gewandert?
Wo der Uhu heulet
Und die dunkle Krähe krächzet,
Wo der Verwesung grauer Hand,

Ihre Spuren gräbt.
Drin' kein Samen je gedeihen wird,
Keine Frucht entfaltet sich,
Und kein Lebenshälmchen sprießet,
Wo alle der Erdenkinder Sinnen
Und Denken zu Eise erstarrt,
Kalte Winde wehen,
Wo alles härtet, zermalmet und vermodert.
Oder, Graubärtiger!
Heimlicher Sendling!
Bist du der gute Blumenspendende
Paradiesgesandter?
Bist du der wonnebringende Helfer
In der Not des irdischen Seins?
Bist du ruhiger Begleiter?
Spendest du Licht und Blume und Traum,
Trägt deine Seele erquicklichen Tau?
Birgt in deinem Reiche sich die ew'ge Lebensnacht?
Die Nacht, so wie das Mondlicht uns sie zaubert?
Trägest du Sterne um dein Haupt?
Tränkest du Glanz der Ewigkeit?
Glanz, den du uns Menschen schenkest?
Gehst du auf leichten Füßen,
Sprießen bei jedem Tritte
Sterne und Blumen hervor?
Altewiger!
Küsse du auf lastende Steine!
Bist du die Ruhe selbst?
Und legest dein Glück du um
Schlafende Seelen?
Quillt aus allen deinem Tun
Die Güte hervor?
Hast du, ehe du zu uns kommest,
— Aus lichten Höhen doch! —
Wo die süßen Glöcklein klingen,
Ewigkeitsklänge.
Wo aus der Täler blauen Flut,
Atome heraufschweben,
Wo linde Kühle fächelt,
Und Wundermärchen die Bächlein erzählen,
Wo ruhelos sterblose Vögel jauchzen,
Und unendliche Weisen die Stille schweigend singt?
Hast du, ehe du zu uns kommest,
Vom Baume der Erkenntnis
Die Früchte selber gepflücket du,
Tröpfelst du die sel'ge blaue Flut
Tropf bei Tropfen in die Seele aus?
Damit wir wonnetrunken
Von sel'ger Glut getränket?
Die Augen leis' sich schließen,
Und de Mond Geiststrahl fächelt uns,
Blicken wir dich an, mit Geistesaugen dich,
Und lehnet unser Körper sich an deine Brust?
Blickst du nach uns?
Fassest du uns an?
Und hat der Körper hohen Schein,
Durch dich!
O ja, wir schlummern bei dir,
Dein Kuß ist Geist, ist Gott,
Der Himmel lieget in dem Antlitz,
Verklärt, verklärt!
Danke, danke, guter Bruder!
Ja, du bist der treue, treue Bote,
Aus der bessern, bessern Welt!
Das Antlitz ist verklärt!
Himmlisch ruhet es
In blauer Ferne neuer Nacht!
Höher steiget sie in bessere Sphäre
Hinauf!
Hinauf schaukelt die Seele,
Schon ist auf Erden neu gestaltet sie,
Hinauf, Hinauf!
Zu den Bergen höherer Träume,
Auf anderm Planet trägst du hinauf sie,
Gestaltest neu sie in bessere Form,
Weiter, weiter, ewig zu streben!
Auf Jupiter, auf Uranos,
Weiter, weiter zu leben, zu streben, weiter!
Hinauf, hinauf!
Breite die Flügel aus, Wandrer!
Leite die Seele hinauf!
Ha! du freuest dich,
Daß du wieder steigen kannst,
Die arme Seele hinauf zu tragen,
Weit, weit vom ird'schen Leid.
Nein, der Körper hat den Schmerz nicht mehr,

Der Kranke seufzet und kenchet nicht mehr,
Er hat zu dir gelächelt,
Weil du lächeltest zu ihm.
Du fahrest, du fahrest auf Wolkenberge,
Hinauf, hinauf!
Neu gabst du schönere Form!
Und die Seele kreiset einst zu Gott empor!
Dank, Ruhebringer, dank!
Dank, guter Bote, dank!

Fr.-M. Fuchs:

Friede im Walde.

Aus der Städte dumpfem Bann,
Aus dem engen
Heißen Drängen,
Glücklich, wer sich flüchten kann
Zu begrünten Bergeshängen,
Wo am Busen der Natur
Sich das Herz erhebt und weitet,
Alles düstre sanft entkleidet
In den leuchtenden Azur.

Tief im Seelengrunde mag
Stürmisch Regen
Nun sich legen;
Neigt doch so der Nachmittag
Sanft dem Abend sich entgegen.
Alles ruhig, still und stät;
Kaum, daß leis ein Lüftchen säuselt,
Das der Bäume Wipfel kräuselt
Und die Stirne kühl umweht.

Dennoch von der stillsten Flur
Strebt das Ranken
Der Gedanken
Weiter auf bewegter Spur,
Weiter, weiter ohne Schranken,
Bis hinan, wo sich enthüllt
Was nur halb die Träume zeigen,
Wo die Wünsche friedlich schweigen,
Wo das Sehnen sich erfüllt . . . !

Fritz Kottenhoff:

Auf einsamen Inseln.

Still spült das Meer an rauhen Felsgestaden,
Und Wellen streifen — scheu — die öden Klippen,
Als bangten sie, mit ihren kalten Lippen
Den Stein zu rühren sacht auf ihren Pfaden.
Denn matt, verhüllt zieht es wie Nacht daher
Und lastet auf den Sinnen eisig, schwer.

Zersprengte Klüfte, rissig und zerhackt,
Und dort — der Mensch, erzitternd, bleich und nackt.

Da steht er, einsam — einsam und verlassen,
Weil grauenvolle Nacht ihn zwingend hüllt.
Irr tastend will er goldne Ziele fassen,
Doch fern, entfremdet ist sein Sehnsuchtsbild.
Ihm hat das Dunkel streng das Licht genommen;
Kein Hoffnungsstern, der still für ihn entglommen.
Und Angsterbeben seine Seele füllt. —
„Bist du so hart, du fernes Licht der Tage;
Wird mir kein hehrer Strahlenglanz einst kommen;
Willst du, daß ich dem Sein, dem All entsage?"

Der qualzerpreßten Brust entspringt dies Rufen,
Dies wilde Schreien sich nach Heil und Glück.
Umsonst; nicht sind ersteigbar ihm die Stufen,
Die Menschengeist und Götterwille schufen;
Er fällt — und sinkt in tiefe Nacht zurück.
Der fremden, urgewalt'gen Kraft Erkenntnis
Erzwingt ihm seiner Ohnmacht schwer Geständnis.

Die Kraft, die eine Welt zu Boden stampfte,
Um von den Trümmern sich emporzuschwingen;
Die in entstürmtem, heißem Zornquell dampfte
Und wild verrann, das Starke sich zu zwingen;
Die Kraft entlohte hell vor seinen Blicken
Und wuchs, den Starken, — Schwachen zu erdrücken.

Denn Stärke, die in seines Geistes Klarheit
Ihm schwoll, die dunkle Schlucht zu überbrücken,
Sie ward zur Schwäche durch der Urkraft — Wahrheit.

— Er steht allein, — vergessen auf der Erden. —
Soll ihm in Ewigkeit kein Lichtblick werden . . . ?"

A. Lindenthal:

Verlorenes Glück.

Auf einem Friedhof, schlicht und klein,
Da steht ein Kreuz auf einem Stein,
Auf dem entdeckt dein erster Blick:
„Verlornes Glück!"

Verlornes Glück! — In heißem Schmerz
Schrieb's ein gebrochnes Menschenherz,
Dem alles man, wofür es schlug,
Zu Grabe trug.

Wohl gibt's der Gräber rings umher,
Doch Menschenglück birgt keines mehr:
Ein junges Weib, ihr erstes Kind,
Vereint hier sind . . . .

Es war zuviel der Seligkeit,
Drum währte sie nur kurze Zeit;
Ein stilles Grab ließ sie zurück —
Verlornes Glück!

Otto Munschau:

Stimmung.

Die sturmgebeugten Föhren klatschend wiegen,
Ihr düstres Astwerk an der Felsenwand.
Und aufgeweckte Möven schreiend fliegen,
Hoch über wildempörtem Wogenbrand.
Vom Strande lugt, verlassen und allein,
Ein Weib, ein Kind, tief in die Nacht hinein.

Es rufet das Weib in des Meeres Gewalt
„Hallo!! — entsetzlich es wiederhallt.
Es tragen die Wellen aus wogendem Brand,
Erschlagene Möven zum Ufersand;
Und ächzend, stöhnend zersplittert ein Schiff;
Ihr Glück; — am umnächtigten Felsenriff.

H. Stoll:

Vergessen!

Kann ich dich denn nie vergessen?
Greifst du immer nach meinem Herzen?
Holst mit beutegier'gen Händen
An das Licht die alten Schmerzen,
Die längst müd' und still geworden,
Sich in deinen weichen Händen
Nun aufs neu in Liebe wenden . . . .

Laß mich doch — gib mir den Kelch —
Der mich betört mit seinem Blinken.
Es wollen meine heißen Lippen
Einen Tropfen nur — Vergessen trinken.

Rud. Goldschmidt:

Bedürfnisse.

Was bedarf der Mensch zum Leben?
Der Weise spricht: Nichts.
Der Dichter: Frauen und Liebe.
Der Schauspieler: Glück und Gunst beim Publikum.
Der Komponist: Geld.
Der Schurke: Nichts.
Aber wie weit ist der Unterschied zwischen dem Erstgenannten und Letzten!

B. Barber:

Im Frühling!

Es gibt viel schöne Mädchen hier
In Masse.
Der Stadt zum Preis, der Stadt zur Zier,
Voll Rasse. .
Im Frühling, wenn die Rosen blüh'n,
Da sieht man sie vorüberzieh'n
In jeder Straße und Gasse. —

Bei manchem so aufs neu erwacht
Die Jugend.
Zum Teufel wirft er sie und lacht
Die Tugend.
In manches alten Gatten Brust
Glimmt neu die lang verhalt'ne Lust
Der Jugend, ach der Jugend.

Und mancher alte Baum, der kühl
Sich glaubte,
Das immer neue Jugendspiel
Belaubte.
Er wurde wieder frisch und jung;
Zur Tat ward die Erinnerung
Im Haupte, im Haupte.

In dieser Zeit der Lust und Lieb'
Ohn' Reue,
Gedieh manch ein Johannistrieb
Aufs Neue.
Und mancher Eh'mann wurde schwach,
Er brach ein Herz, er brach, er brach
Die Ehe und die Treue.

Paul Goerres:

Dahin!

Als ich zu deinen Füßen ruhte
Und wir an Treue noch geglaubt,
Als du mit wonnemüdem Lächeln
Die Hand mir legtest auf mein Haupt.

Da hab' ich dir soviel geschworen,
Du küßtest mich in wilder Glut,
Hast fest und heißer mich umschlungen;
Wir fühlten beide unser Blut . . .

Nun anders alles ist geworden,
Wir sind uns fremd — wie man es nimmt,
Die Leyer unsrer Liebe Lieder
Ist graubestäubt und arg verstimmt.

Professor Dr. Schmilinsky:

Liebe im Unglück.

Die Sonne sinkt, die Wellen erglühn,
Leis' flüsternd säuselt der Abendwind hin.
Wir saßen am Strand in seligem Bund,
Und kosend und sehnend fand Mund sich zu Mund.
Doch plötzlich erlischt der zaubrische Glanz,
Die Wogen wachsen in wütendem Tanz.
Und eh' wir's geahnt und eh' wir's gedacht,
Umhüllt uns das Wetter im Grauen der Nacht.
Und der Donner ertönt mit gewalt'gem Gekrach
Und ruft das Echo der Berge wach. —
Mag's brausen und stürmen ohn' Aufenthalt:
Hell strahlt uns im Herzen der Liebe Gewalt.

Elisabeth Kolbe:

Mittags.

Mittags, wenn es stiller ist
Auf des Lebens Wegen,
Wenn der Fink im Nest vergißt,
Seinen Flug zu regen.

Wenn im Lauf die Stunde träumt,
Eine nach der andern,
Und die Sonne selber säumt
Still im Weiterwandern.

Wenn des Tages Stimme ruht,
Kaum noch zirpt die Grille,
Sinnt es sich so wundergut
In der Mittagsstille.

Zeitgenössische Dichter in Wort und Bild.

Frau Marie Baronin von Pereira. Ich bin im Jahre 1876 auf dem Gute Ebergassing in Nieder-Österreich geboren. (Das Gut meines Vaters, Baron Franz Schlaißingg.) Ich wurde zuhaus erzogen, die Sommer lebte ich in Ebergassing, die Winter in Wien. Als ich erwachsen war, wurde ich in der Hofgesellschaft aufgeführt.

Am 2. Juni 1896 heiratete ich Leutnant Baron Heinrich Pereira. Die drei ersten Jahre unserer Ehe lebten wir in Sadowa-Wiszina bei Lemberg, wo mein Mann als Ulanenoffizier diente. Dann übernahm er das Gut Allensteig in Nieder-Österreich von seinem Vater.

Von Frau Marie Baronin von Pereira sind nachstehende Werke erschienen:

„Die schwarze Marie von Ferleiten." Wien 1908. Verlagsbuchhandlung Karl Konegen (Ernst Stülpnagl); „Der Herrgottshof." Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung, 1910; „Herbst-Phantasien", Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand, 1912.

Die Verfasserin entrollt uns Bilder aus dem österreichischen Leben und führt uns am liebsten auf das Land, wo sich ihr Gelegenheit bietet, tiefempfundene Seelenschilderungen wiederzugeben und Charaktere von echtem Schrot und Korn darzustellen. Frau Baronin von Pereira ist eine geistvolle Erzählerin, der es aber auch nie an echter Gemütstiefe fehlt. So bietet sie Schilderungen von Natur und Leben, die das Gepräge großer Schönheit tragen. Ihre Menschen und deren Handeln und Tun, die Ereignisse und die Schilderungen, alles tritt uns in so wundervoller Klarheit vor Augen, daß uns der reiche Genuß eines Miterlebens im hohen Maße zu teil wird. Mit ihren beiden Romanen kann sich die Verfasserin unseren größten österreichischen Erzählern und Erzählerinnen mit vollen Ehren zur Seite stellen, aber auch in den Skizzenband „Herbst-Phantasien" zeigt sie sich als Meisterin und es ist oft geradezu genial zu nennen, mit welcher Schärfe und welchem Feingefühl sie ganze Lebensereignisse in kleinen Erzählungen zusammenzudrängen weiß. Die Bücher der geistvollen Verfasserin, werden jedem warmherzigen Freund von Natur und Leben einen hohen Genuß bereiten. Sie sind aber auch eine Kost für literarische Feinschmecker.

Adolf Dreßler jun.

* * *

Wir bringen hier einige Gedichtproben aus der Feder der Verfasserin:

Kurzer Schlaf.

Kalter Schnee
Deckt die Flur,
Ruhig schläft
Die Natur,
Ruhet aus,
Doch gar bald
Lenzeslied
Neu erschallt.

Kalter Schnee
Deckt ein Grab,
Deckt was ich
Liebstes hab'.
Ruhe aus,
Kurze Frist,
Wieder dann
Mit mir bist.

Blaue Augen.

Sieh mir in die Augen, Mädchen,
Überwinde deine Scheu,
Kennst du nicht das alte Sprichwort:
Auges Bläue deut't auf Treu'?

Und sie blickt ihm in die Augen,
Blickt hinein so tief und lang;
Liebe hat sie d'rin gefunden,
Um die Treue wird's mir bang,

Du bist allein . . .

Was dir auch das Leben gibt,
Merk' es wohl, du bist allein;
Wenn dich eines noch so liebt
Ist's nur bis zum Tode dein.

Sieh, allein erwachst du einst
Und beginnst ein neues Sein;
Wenn du's noch so sehr beweinst,
Läßt dein Liebstes dich allein.

Späte Erkenntnis.

Es schien mir hell
Des Glückes Stern,
Ich wußt' es erst,
Als er mir fern.

Er sank hinab
Im Westen rot;
Ich bin allein,
Mein Lieb ist tot . . .

Herrmann Artur Weil, der Verfasser von „An der Grenze", zählte, kaum 23 Jahre alt, zu den ersten Prosa-Schriftstellern unserer Zeit. Mit seltener Intelligenz und scharfer Beobachtungsgabe zeichnet er uns (wie ein Schnellmaler, ohne zu überlegen) lebenswahre und stimmungsvolle Skizzen, die durch ihren fein ironischen Ton weit über das Durchschnittsmaß hinausragen.

Ein vom Schicksal verwöhnter und von den Frauen verhätschelter bildhübscher Mensch, wie Herr Weil es ist, hat seine Interessen naturgemäß besonders der Frauenfrage zugewandt. Seine Abhandlungen über das sexuelle Problem, die er in Tageszeitungen veröffentlichte, zeugen von Verständnis für diese Zeitfrage und von dem Willen, den armen Gefallenen, die ja in $^9/_{10}$ Fällen durch unsere, der Männer, Schuld fielen, zu helfen, zu helfen vor allem durch Aufhebung des Gesellschaftsboykotts, der es jeder Frau, die einmal gesündigt, unmöglich macht, zur gesitteten Welt zurückzukehren. Und den sogenannten „höheren Töchtern", die zwar körperlich rein dastehen, deren Moral aber geistig auf wer weiß welch tiefem Niveau steht, ruft er zu:

„Hungert wie wir und steht allein,
Dann werft auf uns den ersten Stein."

Was die Person des jungen Schriftstellers für den fein beobachtenden Leser so interessant macht, das ist die Doppelpsyche, die Herr Weil zu haben scheint. Diesen Moment ist er noch der fesche, lustige Lebemann, der liebenswürdige Causeur, dem keine Frau widersteht, und die nächste Minute wird er tiefernst, philosophiert klug über sich und die ganze Welt und läßt merken, daß der Lebemann, der aussieht, als wenn er keine anderen Sorgen, wie seine seidenen Socken und Krawatten, auch noch an andere Dinge denkt. —

H. Artur Weil ist in Saarlouis als Sohn eines Großkaufmanns geboren. Die schriftstellerischen Talente hat er von seiner Mutter, einer feinsinnigen, phantasiebegabten Dame, die viel Ähnlichkeit hat mit Heines Mutter. Die Familie verzog dann um 1900 nach Metz. Hier diente W. sein Jahr bei der Kavallerie; an dem frischen, strammen Treiben, daß bei seinem Regiment herrschte (2. lothr. 34.) hatte W. viel Gefallen. Das prachtvolle Reiten im Außendienst und das bilderreiche Kasernenleben im Innendienst haben ihm zu manch prächtiger Skizze Stoff gegeben. Seine vorgesetzten Offiziere achtete er über alles, wie es für ihn nichts geistig Erholenderes gab, als mit den derben Korporälen beim Schoppen zu sitzen.

Dann studierte H. Anton Weil mehrere Semester Volkswirtschaftslehre und Juristerei und lernte ebenso eifrig im Hörsaal, wie er als guter Fechter seinen Mann auf dem Mensurboden stand. Damals war er auch Mitarbeiter der ersten deutschen Tagesblätter und half so seinem kleinen Wechsel kräftig nach.

Seit einem Jahr ist Herr Weil in Metz ansässig, er versieht dort das väterliche Fabrikbureau und findet nebenher Zeit für Sport und Literatur.

* * *

Es folgt eine Probe seines Könnens:

Wenn auch die Jahre enteilen, bleibt die Erinnerung doch . . .

(Zum 40jährigen Schlachten-Jubiläum.)

Zum letzten Male haben sie gestern unsere Stadt überflutet, als sie vom Zapfenstreich zurückkamen, die alten Veteranen, mit dem jungen Gemüt. Schon heute zerstreuen sie sich in alle Gegenden Deutschlands und für viele war es wohl das letzte Mal, daß sie ihre alten, lieben Schlachtfelder sahen — — — — —

In der Römerstraße, in allen Lokalen, herrscht buntes Leben, bunt schon durch die vielen Orden und Ehrenzeichen, die die Brust der Alten zieren. Und wer kein Ehrenzeichen hatte, der verlieh sich selbst eines, indem er sich für sechzig Pfennige das kleine goldene Kreuz kaufte, das aus erbeuteten französischen Kanonen angefertigt war. — Vor allem im „Bürgerbräu" da geht's hoch her. — „Wer treu gedient hat seine Zeit — —" spielt die Musik, der ganze Saal singt mit. — Fast an jedem Tisch ein Paar aktive Offiziere in Uniform und mitten unter ihnen die Veteranen, einfache Männer mit grauen Bärten, zu denen die bunte verblaßte Reserve-Mütze seltsam kontrastiert. Und ihre Augen leuchten, wenn sie den jungen Offizieren erzählen können von „Damals". Die Bayern (so nennt man die Angehörigen der hier liegenden bayrischen Regimenter) zeichnen sich besonders durch ihre Loyalität aus. —

Und dieselben Alten, die man noch um 1 Uhr in den Nachtlokalen sehen konnte, jung mit den Jungen, die sitzen um 7 Uhr morgens schon wieder munter in den Jagdwagen, die der Verkehrsverein für 4 Mark zur Verfügung stellt und der sie zu den Schlachtfeldern bringt. Im Wagen ist es keine Minute ruhig. Der eine mit dem eisernen Kreuz, „der Berliner" nennen ihn die andern, unterhält durch seine Scherze. Neben ihm einer, der einjährig gedient hat. Er zieht „Bleibtreu" aus der Tasche und liest vor vom achtzehnten August:

„— — Ach, Landsmann, nimm deinen Säbel heraus und mach' mich ganz tot, ich bitte dich so sehr darum", röchelte ein Grenadier im Ausbruch grausamster Schmerzen einem Stabsoffizier zu, der über die Walstatt ritt. Wiederholt übermannte die Ärzte das Grausen über dies unermeßliche Elend. Sie bebten, in Tränen zitternd, vor diesen Unglücklichen, die sich wie Schlangen hin und her wanden, sich rasend aufbäumten und erst nach namenloser Qual erlöst den Tod fanden. So etwas brennt im Herzen. Auf dem weiten Umkreis der deutschen Linien in ihrer vollen Ausdehnung lag Leiche an Leiche; nicht ein Fleck Erde, den nicht der Tod in Besitz nahm. — —" Und die andern nicken nur und schweigen eine Zeitlang. —

Ein Bonner Husar klagt sein Leid, er habe noch keinen Regimentskameraden getroffen, trotz des großen, weißen Schildes mit der Regimentsnummer, das er an seinem Hute trug. — —

Da reitet Häseler an dem Wagen vorbei, der alte Häseler — — — „Guten Morgen Exzellenz," rufen die Veteranen; so laut, so freudig sagen sie das und schwenken tief ihre Hüte, als wollten sie sagen: Du alter, lieber Vorgesetzter, denkst du noch daran, an damals! Da sah es anders hier aus! — — und dir war's nicht zu weit, noch in deinen alten Tagen, hier herunter zu kommen, um dir die Gegend anzusehen, wo die begraben sind, die dir und uns am Herzen liegen; und um nachzusehen, ob man ihren Gräbern die Ehre gibt, die ihnen gebührt. Und der greise Generalfeldmarschall sieht sie mit seinen Schelmenaugen, die immer noch hell und klug aus dem alten runzeligen Gesichte hervorschauen, einen Augenblick scharf an und dann erwidert er den Gruß, freundlich und offen. — —

— — „Hier ruhen 108 Franzosen und 67 Deutsche." In der Gedenkhalle steht das in einfachen schwarzen Buchstaben auf einem schlichten Kreuz, das für sich selbst spricht. Und darauf liegt ein frischer Kranz, der wie eine liebende Mutterhand die kalte Stirn der Toten streichelt. „Die vertragen sich jetzt," meint einer, der auch mit dabei war, und dann gehen sie weiter und sehen und staunen und tauschen Erinnerungen aus: Ein Tag sei es gewesen, genau so heiß wie heute. Und wie sie gedurstet hätten und gern den ganzen Inhalt ihres Brustbeutels für ein Glas Wasser

gegeben. Und je mehr Blut die Straße herunterfloß, desto seltener wurde das Wasser. An dem einen Brunnen von Gravelotte lagen sie abwechselnd und fingen jeden Tropfen auf, der noch herauskam; aber das reichte nur für die Verwundeten — die Mannschaften mußten dursten und weiter dursten. — — — — — Alle fahren sie nach Hause, bis auf einen, der (welche Fügung des Schicksals!) sein Leben da lassen mußte, wo er's vor vier Jahrzehnten so oft aufs Spiel gesetzt hatte. Ein armer Pförtner war es, der weit hergekommen war — aus Bremen. Die lange Reise mochte den Siebzigjährigen angestrengt haben, eine alte innere Krankheit kommt wieder zum Ausbruch und so ist der alte Krieger hier gestorben und wenn man's recht nimmt, doch für sein Vaterland.

Alfred Schwerin, geboren in Buchen in Baden am 14. November 1892 und lebt jetzt in Frankfurt a. M. Wir bringen einige Geistesproben des jungen Dichters und werden sich die werten Leser über sein gediegenes Können selbst ihr Urteil bilden.

An den Rhein.

Es rauschen deine stolzen Wogen
Wie Silber durch die Maiennacht,
Indes am weiten Himmelsbogen,
Die Sterne ziehn in goldner Pracht.

Und lächelnd steigen
Zu deinem Gestade
Liebliche Nixen
Aus kühlendem Bade.

Verfallene Burgen seh'n versonnen
In deine klare tiefe Flut,
Sie träumen, efeuübersponnen,
Von Frauenlieb und Rittermut.
Und Minnelieder
Die Ufer umkreisen
Fahrender Sänger
Verklungene Weisen.

Und Reben winken von den Bergen,
Sie spenden Freude uns und Glück,
Sie lassen uns um Großes werben
Und machen fest und frei den Blick.
Frohlockend erheben
Den schäumenden Becher
Perlenden Weines
Die fröhlichen Zecher.

Drum deutscher Rhein will ich dir singen
Aus Dichterbrust ein Hohelied,
Es soll durch alle Gaue dringen,
Daß jedes Herz für dich erglüht.
Daß jeder freudig
Für dich möge geben,
Vater der Ströme,
Sein Blut und sein Leben.

Die Freiheit.

Nicht weit von Caen gab es eine Stelle, wo die Wasser der Orne traulicher plätscherten denn sonstwo. Rechts des Flusses wogte ein Meer goldener Ähren, links standen blühende Flieder- und Oleanderbüsche. Mit der strahlenden Sonne stieg hier an schönen

Maitagen die trillernde Lerche zum blauen Himmel empor. Das Wandeln von Mond und Sternen begleitete ständig das Lied der Nachtigall.

An einem dieser Maitage war es, als zwei junge Menschen an den Ufern der rauschenden Orne entlang schritten. Es war ein junger, schlanker Offizier und ein wunderschönes, wie es schien, sehr vornehmes Mädchen. Die Gestalt des Offiziers war hoch und kräftig wie ein junger Eichbaum; das Gesicht war zwar nicht schön zu nennen, aber die lebhaften Augen machten es interessant und ihr Glanz zeugte von dem jugendlichen Feuer und dem stürmenden Mut ihres Besitzers. Die Schönheit des Mädchens will ich hier weiter nicht zu beschreiben versuchen. Es genügt, wenn ich bemerke, daß wohl nie ein Rubens oder sonst einer jener großen Maler des Lichts, solch eine Schönheit mit ihrer Kunst hätten darstellen können. Denn das Schwarz ihres Pinsels wäre zu matt, das Rot nicht feurig genug und das Blau nicht genügend tief gewesen, um die Schönheit ihres Haares, ihres Mundes oder der Augen wiederzugeben. Und in den edlen Zügen des Gesichtes lag so viel Durchgeistigtes, so viel Reines, so viel ideale Begeisterung für alles Große, daß dies wiederzugeben dem größten Meister nie gelungen wäre.

Lange gingen die beiden schweigend nebeneinander. Über die glitzernden Wellen zog ab und zu ein leiser Windhauch, der sich in den nahen Büschen verfing, wo er dann mit einer gar seltsamen, süß-traurigen Melodei die duftenden Blüten umschmeichelte. Plötzlich blieb der Offizier stehen und reichte der ihm zur Seite Schreitenden mit einer raschen Bewegung die Hand. „Lebe wohl, Charlotte," sagte er ernst, „zum letzten Male lebe wohl! Meine Pflicht ruft mich; auf zwei Jahre scheide ich heute von dir, doch werde ich in Gedanken stets bei dir sein. Gedenke auch du immer meiner hier an den Ufern der Orne. Ich werde der bleiben, der ich ständig vor dir gewesen. Etwas mehr Erfahrung, mehr Lebensweisheit ist dann wohl mein Eigen, aber mein Sinn und Streben soll gerade bleiben wie bisher. Ich werde würdig sein, mit dir dort, wo die Türme von St. Etienne winken, mein Glück zu gründen. Lebe wohl!"

„Adieu, Bertram, kehre mir heil zurück und bleibe der, der du mir immer warst. Sei treu deinem König und deiner Ehre, schütze die Unschuld und kämpfe für Wahrheit und Recht, so daß ich stolz auf dich sein kann und wir ein freudiges Wiedersehen zu feiern vermögen. Lebe wohl!"

Sie küßten sich; ein inniger Händedruck noch und einige Minuten später saß das Mädchen allein unter dem blütenschweren Oleander.

II.

Der Morgen des 14. Juli 1789 nahte. Die Schatten der Nacht waren verschwunden und graue Nebel stiegen gespenstig aus der Seine empor. Schwer und dumpf lagerten sie sich über dem großen Häusermeer der Weltmetropole. Doch vor dem andringenden Tage zerstoben auch sie. Heller ward es und heller. Da plötzlich zuckte ein flammender Schein durch den erwachenden Raum und siegreich stand die Sonne am strahlenden Himmel. In den Straßen der Riesenstadt begann ein Rennen und Jagen. Aufgeregte Volkshaufen mit allen möglichen Dingen bewaffnet, strömten zusammen. Einem brandenden Meere glich diese Menge. Wie das Zischen und Brausen der Wogen klang das Geräusch der Stimmen. Jetzt trat ein Mann hervor, groß und stark, mit energischen Zügen in dem häßlichen, pockennarbigen Gesicht. „Bürger!", rief er, und seine Stimme schallte wie der rollende Donner, „Bürger, seht dorthin nach jenem Bau, der finster und trotzig auf euch herabblickt. Er ist das Sinnbild der Tyrannei. So lange er steht, seid ihr nicht frei. Achtzig Kerker bergen seine grauen, düsteren Mauern und Hunderte von Unglücklichen haben dort um die verlorene Freiheit getrauert. Wer weiß, wieviel Unschuldige jetzt darin schmachten. Schaut zum Himmel empor! Golden glänzt die Sonne, auffordernd blickt sie herunter auf euch. Nehmet jenes glänzende Licht herab und bringt euch und den andern, die danach schmachten, die Freiheit. Auf, nehmt die Waffen zur Hand und stürmt den Ort der Finsternis und Gewalt. Stürmt die Bastille und macht sie dem Erdboden gleich. Nieder die Tyrannei, hoch lebe die Freiheit!"

„Nieder die Tyrannei, hoch die Freiheit", jubelte die Menge und von Dantons Worten begeistert stürmte sie gegen die Bastille.

Zweieinhalb Stunden tobte der Kampf der entfesselten Massen um die uralte Zwingburg menschlichen Rechts. Eben wollte der Kommandant das Zeichen zur Übergabe geben, als plötzlich die Zugbrücke fiel. Wie ein freigewordener Orkan stürzte die durch den Widerstand gereizte Menge gegen das Tor. „Es lebe die Freiheit!" tönte es drohend und wild durch die Luft und blind vom ersten Siegestaumel stechen die Angreifenden nieder, was ihnen in den Weg trat. Dem ersten Ansturm schon fielen der Kommandant und

sieben andere von der Besatzung zum Opfer. Da sprang ein Offizier vor die Menge:

„Bestien!", rief er, „ist das Brüderlichkeit? Wollt ihr so der Menschheit die Freiheit erringen? Zurück sage ich, oder ich werde mit meinen Leuten hier fechten bis keiner mehr lebt von uns allen! Auch ich hasse den Zwang und liebe die Freiheit. Aber im blutigen Taumeln erobern läßt sie sich nicht. Sucht sie in Ordnung, Gesetz und in Recht, dort ist sie zu finden, nicht so in Mord und Gewalt gegen eure Brüder. Gebt Raum uns zum Abzug. Frei wollen wir gehen und sie mit uns nehmen, die Leichen der ersten Opfer, die eure Freiheit gefordert. Schämt euch Franzosen, ob dieses Mordes!"

Und erhobenen Hauptes trat er vor und schritt kühn durch die auf einmal ruhig gewordenen Menschen. In geschlossenem Zuge folgte die andere Mannschaft, Kein Laut wurde hörbar bis alle verschwunden.

Aus den goldenen Ähren an den Wassern der Orne schwang sich eine Lerche jubelnd empor zum lebenspendendem Lichte. Froh sang sie ihr Lied, ein Lob auf die göttliche Freiheit.

III.

„Jeanne d'Arc, dir möchte ich gleichen," rief eine begeisterte Mädchenstimme, und die Wellen der Orne lauschten stille dabei; „dir nacheifernd wollte ich die Fahne ergreifen, siegend zu sterben im Kampfe gegen die Feinde. Hoch wollte ich es halten das Panier der allumfassenden Liebe; denn auf ihr gründet sich Wahrheit und auf ihr nur der Friede. Von Sieg zu Sieg wollte ich dich führen, Menschlichkeit! Aber wo fände ich heute Gehör? In deinem Namen und im Namen des Rechts morden sie sich. Vernunft wird erstickt, Wahnsinn und Torheit ist all ihr Tun. Sie schlagen sich Wunden auf Wunden; unbemerkt schwächen sie den eigenen Körper. Erschöpft werden sie am Schlusse niedersinken und dann wird einer kommen, der erwartungsvoll zugesehen und wird hohnlachend seinen Fuß auf euren Nacken setzen. Ihr werdet zu schwach sein, um euch zu wehren, machtlos werdet ihr zusehn, wie er euch alles raubt. Statt eurer wird er triumphieren. Und das alles im Namen der Freiheit!"

„Charlotte!", sagte da jemand hinter der Sprecherin und eine Hand legte sich auf ihre Schulter.

„Du hier, Bertram?", rief jene freudig erregt aus, „noch dachte ich dich in Paris zum Schutze des Königs. Komme Geliebter, setze dich mit mir auf jene Bank zwischen dem knospenden Flieder und erzähle, was du alles erlebt hast inzwischen. Mitten im fröhlichen Mai schiedst du von hier und im jubelnden Lenze kehrst du auch wieder zur Heimat zurück. Schau um dich, alles ist gerade so wie zur Zeit deines Abschieds, nur das Heimchen da hinten am Hügel scheint dir zum Willkomm ein lustigeres Liedchen als damals zu zeigen. Vier Jahre warst du fort gewesen und mancher Sturm ist seitdem über das Land gebraust. Sag', wie verließest du Paris und wie steht es mit der Sache der Freiheit?"

So sprechend zog sie ihn mit sich zu der bemoosten, steinernen Bank zwischen den Büschen. Der Tag ging zur Neige. Die letzten Sonnenstrahlen spielten verträumt um die Kuppeln der Türme von Caen. Endlich ging das Tagesgestirn vollständig unter. Dämmerung herrschte. Allmählich erglühten die vielen goldenen Lichter des Himmels. Hinter den beiden Liebenden begann die Nachtigall zu schlagen. Eine unendliche Ruhe lag über dem Ganzen.

In dieser Stille hörte das Mädchen begeistert auf die Worte seines Geliebten. Manchmal jedoch ward der Ausdruck seiner Augen traurig, und schmerzlich zuckte es dann über das schöne Gesicht.

„Am 10. August war es," so erzählte er eben, und ein leichter Windstoß erhob sich dabei, während es hinten am Horizont wie Wetterleuchten erglänzte, „vor einem dreiviertel Jahre ungefähr, als der letzte Teil des großen Dramas begann. Die Sturmglocken läuteten. ‚Nieder der König! Hoch die Republik!', schrieen die von aller Zucht und Ordnung losgelösten Massen. Da war kein Halten mehr. Wie die freigelassene Meute stürzten sie auf ihre Opfer. Gegen den Schloßplatz wälzte sich das Ganze und nun gab es angesichts der Tuilerien ein Morden, das Hohn spricht allem menschlichen und göttlichen Recht. ‚Es lebe die Freiheit!' rief man und machte die treuen Schweizer ebenso nieder, wie man auf dieselbe Art schon so viele unschuldige Mitbürger aus reinem Blutdurst getötet hatte. ‚Brüderlichkeit!' erscholl der Ruf und dabei wütete man gegen die eigenen Brüder. Es war ein gräßliches Bild, das ich da sah, glaube mir Charlotte!"

Er schwieg hier und eine Weile blieb alles wieder ruhig. Nur die Nachtigall sang immerfort, doch klang ihr Lied viel trauriger, wie tief empfundener Schmerz. Auch der Wind war stärker geworden. Der Schein des Wetterleuchtens erschien schon gelber und glitt immer weiter am Firmament empor. Ein Gewitter war im Anzug.

„Doch mit dem Blut der tapferen Wächter waren die Rasenden noch nicht zufrieden," fuhr er dann

weiter fort, „auch das des unglücklichen Herrschers wollten sie fließen sehen. Eine Rotte stürmte ins Schloß und drang gegen die königlichen Gemächer vor. Alles schien verloren. Da bahnte ich mir mit einigen Übriggebliebenen einen Weg zum Zimmer des Königs. ‚Sire,‘ rief ich, ‚folgen Sie uns, retten Sie sich unter unserm Schutze in die Nationalversammlung, dort werden Sie wenigstens sicher sein. Aber ohne Verzug, eine Minute zu spät bedeutet hier Tod!‘ Doch die Königin wollte nicht. Nur nach langem Bitten und Zureden folgte sie. Es war die höchste Zeit gewesen. Mit Mühe konnten wir die königliche Familie vor Angriffen schützen. Drohungen und Verwünschungen stieß man gegen sie aus. Endlich gelangten wir in die Nationalversammlung. Aus den Flammen heißester Leidenschaft kam man hier in den Bannkreis einer eisigen Kälte. Finster schweigend sah die Gironde wie der Berg auf diese Unglücklichen herab, und um die Lippen der Cordeliers spielte ein höhnisches, verächtliches Lächeln. Da drangen die Wütenden auch in den Saal der Versammlung: ‚Es lebe die Republik!‘ rief ihnen Robespiere entgegen. ‚Es lebe die Republik!‘, schallte es wieder und pflanzte sich fort durch die Straßen von Paris. Der König aber und sein ganzes Gefolge wurde nach der Conciergе, dem Staatsgefängnis gebracht. So endete der 10. August 1792.“

Das Lied der Nachtigall klang wie verhaltenes Schluchzen. Schwarze Wolken zogen am Himmel dahin. Grollende Donner rollten das Firmament entlang.

„Sechs Monate vergingen, da fiel das Haupt Ludwigs des XVI. Die Götter verhüllten sich. Hier hatte einer wieder einmal für das gebüßt, was seine Väter einst verbrochen!“

Ein Seufzer entrang sich der Brust des Sprechenden und ein heftiger Windstoß beugte die blütenschweren Zweige bis zur Erde. Da plötzlich sprang der junge Offizier empor und stand mit blitzenden Augen vor dem erstaunt zu ihm aufblickenden Mädchen: „Auch ich habe die Freiheit geliebt, Charlotte, die Republik war auch mein Ideal. Und ich hielt nur zum König, weil ich ihm Treue geschworen. So lange man mit ehrlichen Mitteln kämpfte, war ich stets auf den Seiten derer, die Neues erstrebten. Aber nun trete ich zurück. Mit Mördern habe ich keine Gemeinschaft. Nun werde ich gegen sie kämpfen, bis sie entweder erwachen aus ihrem Taumel oder bis ich ihnen das Panier der goldenen Freiheit wieder entrissen habe. Bis ich es hoch schwinge in der siegreichen Rechte, frei von dem Schmutz, den sie daran geheftet, rein und strahlend, auf daß sie niederfallen vor seinem Glanze, geblendet wie von dem Anblick ihres Gottes. Jubelnd, in voller Erkenntnis sollen sie dann mit mir rufen: ‚Es lebe die Freiheit!‘“

„Geliebter“, flüsterte das Mädchen, „du bist noch, wie du immer gewesen. Groß und erhaben stehst du so vor mir, komm, laß dich küssen, Bertram!“ Er beugte sich zu ihr hernieder. Zwei weiße Arme umschlangen ihn. Die Nachtigall war verstummt; der Donner hatte sie vertrieben. Am Himmel entlang schossen Blitze. Tropfen fielen. Frühlingsstürme.

IV.

Tiefe Stille herrschte in den dunklen Straßen von Caen. Es war so ruhig, daß man fast das Rauschen des Meeres hören konnte, das drei Stunden entfernt die Küsten der Normandie bespülte. Bleich blickte der Mond auf diese Stadt der Toten. Man sah es, hier hatten Mord und Brand gewütet. In stummer Trauer ragten die Türme von St. Etienne und Gloriette zum nächtlichen Himmel. Ihre Glocken klangen nicht mehr; sie waren gesprungen.

Draußen an jenem herrlichen Platze vor der Stadt murmelten heute die Wellen der Orne ein dumpfes Klagelied. Rot gefärbt waren die Wasser und gurgelnd zogen sie ihre weiten Kreise. Die goldenen Ähren fächelte nicht mehr der Wind; sie lagen verdorrt und zertreten. Nur die Nachtigall sang noch ihr melodisches Lied und Flieder und Oleander prangten noch immer in derselben Farbenpracht.

„Bertram!“ flüsterte da eine Stimme, „nun haben sie auch dich gemordet. Vor meinen Augen mußtest du sterben. Wie Raubtiere lechzten sie nach dem Blut jedes Edlen. Doch sei still, Teurer, sei mir nicht böse, bald will ich dir folgen.“

Vom weißen Mondlicht umflossen kniete eine Mädchengestalt vor der Leiche eines jungen Mannes. Die schöne, durchsichtige Hand glitt jetzt zärtlich über das Gesicht des Toten. Dann drückte das Mädchen den Kopf an die Brust und küßte zuletzt die kalte Stirne des vom ewigen Schlaf Umfangenen.

„Du, Geliebter, starbst wenigstens den ehrlichen Tod des Soldaten; mit dem Degen in der Hand bist du gefallen. Aber jener, der diese Meute gegen dich und deinesgleichen gehetzt hat, er soll sterben wie ein elender Hund. Ich schwöre es dir!“ Heiße Glut flammte in ihren Augen gleich dem alles versengendem Feuer der Mittagssonne. Behutsam nahm sie nun den Leichnam auf ihre Arme und trug ihn bis dicht an

das Ufer des Flusses. Langsam senkte sie ihn hier in die flüsternde Orne. Einen Fliederzweig warf sie ihm nach.

„Lebe wohl, Geliebter! Auf Wiedersehen am Tage der Freiheit!"

V.

Durch die Straßen von Paris wandelte sie. Unheimlich loderten ihre Blicke und Funken schienen sie zu sprühen als sie endlich vor dem Ziel ihrer Reise stand.

Kurze Zeit betrachtete sie sich das Haus, worin der wohnte, der sich den Beschützer des Rechts und den Erhalter der Freiheit nannte. Dann trat sie ein.

„Melde deinem Herrn," sprach sie zu einem der herbeikommenden Diener, „daß ich ihn sofort sprechen müßte; es handele sich um das Wohl Frankreichs; die Sache dulde keinen Aufschub."

„Wenn es sich um das Wohl Frankreichs handelt, so tritt ein," antwortete jener. „Mein Herr sitzt gerade im Bade, aber er wird dich auch so empfangen. Das Glück des Vaterlandes gilt ihm als Höchstes."

Festen Schrittes trat das Mädchen in das bezeichnete Zimmer. Da saß er wirklich, der Urheber so vieler Greuel, dieses Scheusal in Menschengestalt, Jean Paul Marat. Mit seinen kleinen giftigen Augen sah er der Eingetretenen scharf ins Gesicht:

„Wer bist du?" frag er sie und seine Stimme klang scharf und kalt.

„Eine Tochter Frankreichs!" war ihre Antwort.

„Dein Name?"

„Charlotte Corday d'Armans!"

„In wessen Auftrag kommst du?"

Ihre Gestalt schien zu wachsen und fest klang ihre Stimme:

„Ich komme im Namen der Menschlichkeit!"

„Ich verstehe den Sinn deiner Worte nicht recht," sagte Marat, „sie treffen so seltsam mein Ohr. Was wolltest du doch mir berichten?"

„Dir sagen wollte ich, daß sich in den Gauen der Normandie von neuem eine Verschwörung gegen die Republik gebildet hat. Und um dir die Häupter jener Verräter zu nennen, stehe ich hier!"

„Du tatest recht daran, Bürgerin. Reich mir dort vom Tische rasch Tinte, Feder und Papier, damit ich sie mir aufzeichne, die Namen der Verdammten, die sich wider die Sache unserer Freiheit verbunden. Alle müssen sie sterben. Keiner darf übrig bleiben. Zum Tode mit diesen Tyrannenknechten. Ha, es wird bald keiner mehr wagen, gegen die heilige Republik die Hand zu erheben. Alle müssen sie sterben, alle!

Doch sprich nun, wie heißen die Namen? Rücke näher, damit ich dich besser verstehe."

Da! Ein kurzes Röcheln und getroffen von zarter, aber doch starker Frauenhand sank das Haupt der Cordeliers, die Schande der Menschheit, dem Tod in die Arme.

Schluß.

Sie stand auf dem Blutgerüst. Aber weit weg von da weilte ihr Sinn und wie sie so stand, anmutig schön, einer Göttin gleich, gehörte sie in Wahrheit schon schöneren Welten. Die Schauer des Todes berührten sie nicht. „Bertram" flüsternd stieg sie in das Schattenreich hinab. Ruhig hatte sie dem Tode entgegengesehen, ruhig nahm sie ihn hin. „Seht, sie ist größer als Brutus!" rief begeistert von solcher Größe ein Deutscher aus der Mitte der gaffenden Menge hervor. Aber die rohe Masse verstand ihn nicht.

„Er höhnt unsere Freiheit, nieder mit ihm!" rief es von allen Seiten. Und auch ihn trug der Kahn über die schwarzen Fluten des Styx.

Rotgolden stieg die Sonne vom Himmel empor. An den Ufern der Orne brachen sich schäumend die Wellen. Wie immer flog die Lerche jauchzend in die klarblaue Luft. Und des Abends rauschte der Wind in alter Weise durch Flieder- und Oleandergebüsch. Beim Kommen der Sterne klang wie früher die Stimme der Nachtigall.

Durch die Straßen von Paris aber zogen die letzten Klänge des Liedes: Allons enfant de la patrie le jour de la gloire est arrivé. Und über dem Konkordienplatz stand statt der Sonne der Freiheit die Sonne des Korsen.

Nimm hin den Becher der Freiheit, Freund,
Halt' ihn hoch in der männlichen Rechten,
Den Becher, der sprudelt und überschäumt,
Der Gift birgt Tyrannen und Knechten.
Ergreife ihn mit fester Hand,
Und nahe die Lippen getrost dem Rand.

Schlürfe ihn zur Neige den Göttertrank,
Der den Mut in den Herzen erhöhet,
Der Männer macht stark und den Sinn erhebt
Und schmeichelnde Rede verwehet.
Denn wer im Schmeicheltone spricht,
Der kennet den Becher der Freiheit nicht.

Jeder drum setze, der in sich fühlt,
Feuersprühende Kräfte des Helden.
Kühn Leben und Ehr' für die Freiheit ein,
Den lösenden Herzschlag der Welten.
Und Schmach und Tod dem schwachen Mann,
Der's goldene Banner nicht schützen kenn.

Ewald Baumgarth. Der noch sehr junge, ostpreußische talentvolle Dichter Ewald Julius Kurt Baumgarth ist am 24. April 1893 als Sohn seines im Dezember 1901 selig verstorbenen Vaters Julius Baumgarth und seiner noch lebenden Mutter Berta Baumgarth geb. Seefeld auf dem Rittergute Kalborn, bei dem Städtchen Gilgenburg gelegen, geboren. Er ist evangelisch-lutherischer Konfession. 1899 mit vollendetem 6. Lebensjahre erhielt er den ersten Unterricht im Hause seiner Eltern durch die Lehrerin Frl. Anna Baumann.

April 1901, mit vollendetem 8. Lebensjahre besuchte er die etwa 3 km entfernte Stadtschule zu Gilgenburg. Das Jahr 1901 hat einen unglücklichen Ausfall des Dichters zu verzeichnen. Beim fröhlichen Spiel unter seinen Kameraden wurde ihm im elterlichen Garten durch einen fahrlässigen Stockwurf, aus der Höhe zur Erde fallend, ein Auge schwer verletzt.

In seiner Jugend war er sehr strebsam und fand schon damals große Neigung, einem geistigen Berufe entgegenzugehen. Durch diesen unglücklichen Vorgang mußte er seiner unaufhaltsamen Lernbegierde Schranken setzen. Seine Eltern dachten nun aus ihm einen tüchtigen Landwirt zu erziehen und sahen so von einer höheren Ausbildung des Knaben vollkommen ab. Am 5. Dezember 1901 schon starb, einem schweren Leiden unterlegen, sein für ihn sorgender Vater.

Im April 1907, mit vollendetem 14. Lebensjahre, absolvierte er die 1. Klasse der Stadtschule zu Gilgenburg. Der Knabe faßte nun den Entschluß, trotz ernstlicher ärztlicher Mahnungen, Lehrer zu werden.

Vom April 1907 bis September selbigen Jahres genoß er weiter noch Konfirmandenunterricht und zugleich noch Privatunterricht bei einem seiner früheren Stadtschullehrer.

1907 im Sommer selbigen Jahres verkaufte seine Mutter sein väterliches Rittergut. — Im Herbste selbigen Jahres, als er nun eingesegnet wurde, schloß er auch seinen Privatunterricht ab, und zog nun mit seiner Mutter nach dem Städtchen Elbing in Westpreußen seiner neuen Heimat zu.

In Elbing angelangt, besuchte er darauf im Oktober 1907 die 1. Klasse der Hildebrandschen Stadtschule zu Elbing. Hier lernte er viel neues, und nachdem er hier auch Kenntnis von der Dichtkunst gewann, vervollkommnete er sich selber weiter darin und begann darauf seine dichterische, noch geheime Laufbahn.

Im April 1908 machte er daselbst in der Königl. Präparandenanstalt seine Aufnahmeprüfung und bestand sie. Er nahm es mit seinem Berufe zu ernst und infolge seines immer mehr und mehr zunehmenden Augenleidens, das ihn auch von seinen Pflichten abhielt, fühlte er sich veranlaßt, nach zweijähriger Besuchszeit seinen Beruf aufzugeben und sich einem freieren, die Augen weniger anstrengenden Berufe, dem Kaufmannsstande zu widmen.

Im April 1910 trat er dann in die Lehre bei seinem Schwager, in Gilgenberg, als Drogist ein, wieder in seinem alten Heimatstädtchen wohnend.

* * *

März 1910 Herausgabe von „Lenzesblüten".

Oktober 1912 Herausgabe von „Morgentau", zweite Gedichtsammlung.

Vorbereitet liegt:

„Heimatgrüße", Erzählungen und Skizzen.

Der noch sehr jugendliche, aber fleißige und fruchtbare Dichter Ewald Baumgarth tritt uns mit einem ersten Büchlein „Lenzesblüten", erschienen im Magazin-Verlag Leipzig-Möckern, entgegen und wird im gleichen Verlag in Kürze ein zweites Gedichtbändchen „Morgentau" erscheinen. Schließlich liegt noch ein Band Erzählungen „Heimatgrüße" bereit. Wenn man heute bei unserer lyrischen Überproduktion ein Bändchen Gedichte vor sich liegen sieht, so fragt man sich immer, wieviele wirklich poetische gute Gaben werden darunter sein? Diese Frage tut man selbst bei unseren größten Dichtern. Herr Baumgarth hat nun in seinen „Lenzesblüten" keine allzu große Auswahl getroffen, sondern einfach was ihm in die Feder kam, zum Druck gegeben. Darin liegt eine gewisse Ehrlichkeit, die ich zu schätzen weiß. Wir bekommen somit ein klares Bild von seinem poetischen Schaffen und können einen tiefen Blick in sein Seelenleben tun. Ein Meister ist Ewald Baumgarth noch nicht, doch wenn er sich nicht durch schmeichelhaftes Lob und Überhebung seiner natürlichen Begabung verblenden läßt, so hat er die besten Anlagen, einer zu werden. Ein wahrer Dichter geht seine Straße still und bescheiden und wandelt unbeirrt von Lob, selbstverständlich auch vom Tadel zur Höhe hinan. Schon jetzt zeigt sich in „Lenzesblüten" ein starkes künstlerisches Wollen, dem auch bei vielen Gedichten das Können zur Seite steht. Es gibt in dem Buche eine ganze Reihe Gedichte, die dem Leser einen wirklichen literarischen Genuß bereiten, ja sogar durch ihren inneren Gehalt ein Aufsehen zu erregen imstande sind. So kann ich jedem Literaturfreund das Büchlein mit gutem Gewissen empfehlen und jeder richtig denkende Leser wird über manchen kleinen Fehler im Hinblick auf das ganze gern hinweg sehen. Wünschen wir dem jungen Dichter Glück zu seinem weiteren Schaffen, damit er einst, worauf schon jetzt seine Veranlagung hinweist, an erster Stelle stehen wird.

Adolf Dreßler jun.

Das Sorgenkind.

Die goldenen Locken vom Winde zerzaust,
Das Herz von Not und Kummer durchbraust,
Das Antlitz so düster — so sorgenbleich — —
Kein Wesen — die Sorge allein kommt ihr gleich —

Ein Körbchen sie wiegte in ihrer Hand —
Gelehnt am Baum, am Torweg sie stand —
Sie winkte mir zu — ich blickte sie an —
Und zögernd trat ich zu ihr heran.

Viel duftende Blumen bot sie mir dar,
Sie nannte sich Waise — und das war wahr — —
Sie barg eine Träne — die schnell sich ergoß —
Ich wurde gerührt — ins Herz sie mir floß. —

Sie bat mich, zu kaufen ein Blumenbund,
Ja Blumen — die schönsten im Erdenrund,
„O, rette mich, hilf mir, dem Waisenkind!"
So sprach sie flehend bewegt — zu mir lind. —

Ich konnt' nicht hören ihr bitteres Leid,
Nicht ertragen, wie Elend nach Rettung schreit. —
Ich wandte mich — mit Tränen im Blick —
Zu sehr ich fühlte ihr bittres Geschick — —

Griff schnell nach dem Gelde im Portemonnaie
Und drückt's in die Hand ihr und stillte ihr Weh —
Nun blinkt' ihre Träne in seliger Freud,
Nie war sie so glücklich — so froh wie heut. —

Den letzten Strauß mit freudigem Dank
Reicht' dar sie — zu meinen Füßen sie sank.
„Vergelt dir Gott diese edle Tat,
Der dich mir gesandt — gerettet mich hat.

Nun hab ich zu leben so manchen Tag!
Wie soll ich's dir danken? — O Retter, sag'!"
„O nichts, mein Kind! — Dein Schmerz tat mir weh — —
Genug ist's mir, daß ich getröstet dich seh!

Geh' heim! In Frieden zur Ruh' dich leg',
Im Herzen nie mehr Sorge feg'!"
Zog heim meinen Weg dann, getrieben vom Wind —
Nun darfst du nicht weinen, o Sorgenkind!

An einen jungen Dichtersproß!

Schwing' dich, durchglühter Dichtersproß'
Stark auf der Dichtkunst feuriges Roß!
Laß' dich tragen in klingende Liederwogen,
Die wie Goldnetz von göttlicher Macht umflogen! —

Streue für Freiheit siegendes Wort
Aus dem geweihten, ewigen Hort — —
Unter viel tausenden, blühenden Märchenbäumen
Laß' dein Erdenglück herrlich und lieblich
verträumen. — — —

Wenn feucht dich umwölket dunkelndes Blau,
Laß spiegeln dein Auge im Morgentau —
Schwebend über buntgeschmückten Auen
Wird dich's erfrischen — dich wieder erbauen. —

Vor giftigen Schlangen im brennendem Licht,
Vor ätzender Kritik erschrecke nicht — — —
Umschwirrt von spitzigen Spötterpfeilen,
Unbeirrt soll die Muse erhaben verweilen.

Und rastlos wie den klarsten Wein
Suche den güldensten Edelstein — — —
Streue den Sang — sonnige Lieder
Auf den düsteren Erdsaum nieder. —

Jauchzend das Glück deiner Liebe tön' —
Sieghaft in zagende Herzen ström' — —
Und singe, eh' du versinkest in blauenden Meeren,
Eh' dich die endlose Kunst mag verzehren!

Musenschein in toter Seele dann ruht —
Umbrandet von heißer Tränenflut —
Und wenn dein Leib liegt im irdischen Meere,
Die Nachwelt fortan den Dichter ehre — — —

Aus dem Schwalbenleben.

Skizze.

Eine alte Bauernhütte steht noch jetzt, die ein einziges Nestchen unter ihrem Dache barg. Nur noch wenige Erdkrumen haften an dem alten Mauerwerk. Sturm und Regenwetter hatten den kunstvollen Bau zerstört. — Und mit dem Erwachen der ersten Frühlingssonnenstrahlen glüht in der Brust des Vogels, einer Schwalbe, die Sehnsucht nach der alten, sonnigen Heimat..

Heimgekehrt schon aus fernem Süden zwischert in lieblichen Tönen ein fröhliches Schwalbenpaar auf dem hohen Dache über der Ruine des alten Nestchens. Traurig werden sie gestimmt beim Anblick des alten Heimes, das nur wenig Fachwerk zeigt und kaum von einigen morschen Sparren zusammengehalten wird. — Bald ist der Plan zum Bau des neuen Nestchens fertig.

Herr Schwalbe und Frau Schwälblein sieht man unermüdlich zum nächsten Teich herunterfliegen und mit ihren zärtlichen Schnäbelchen feuchte Erde mit Strohhalmen zusammenballen.

So beginnt ihr mühseliges Werk. Hurtig, den Erdballen im Schnabel festhaltend, geht's wieder hinauf zu dem luftigen Bau. An das Mauerwerk sich anklammernd, mit den lebendigen Äuglein hierhin, bald dorthin musternd, flicken sie nach und nach sich das alte Nestchen wieder zurecht. Vorn bleibt eine kleine Öffnung frei, die ihnen das Ein- und Ausfliegen ermöglicht.

Kaum ist das Nest vollendet, da schlüpft schon das zierliche Schwalbenweibchen hinein und freut sich des neuen Heimes mit fröhlichem Gezwitscher. —

Dienstbeflissen bringt das Männchen weiche Federn im Schnabel herbei, die es auf dem Hühnerhofe sorgfältig zusammengelesen hat.

Schnell hat das sorgliche Weibchen ein warmes Bett für die neue Brut daraus zubereitet. Eifrig legt das Weibchen eine Anzahl kleiner, zartweißer Eier in das weiche Federbett.

Die Brutzeit beginnt. — Sorgsam trägt das Männchen seinem brütenden Weibchen die tägliche Nahrung zu. — Und schon rufen eines Tages sechs zarte Schnäbelchen, die weit geöffnet, nach Nahrung.

Nun beginnt eine sorgenvolle Zeit für die Alten. — Lieber schmachten sie in selbstloser Liebe, als daß sie ihre Jungen dürsten oder hungern lassen. — Mit jedem Tag wächst das junge Blut und sehnt sich auch ins Freie. Doch fehlt ihnen noch die ausdauernde Kraft, wenn auch ihr Federkleid schon fertig zu sein scheint. —

Ein Unwetter, — der erste Donnerschlag aus weiter Ferne dröhnt in das junge Schwalbenhaus. Blitze zucken vor den erstaunten Jungen der Alten.

Ängstlich fahren sie zusammen und stecken furchtsam ihr Köpfchen unter die warmen Flügel der Mutter. — Der Donner dringt näher und näher. Häufiger fahren die Blitze über das Himmelsrund. Aufgeregt fliegen die Alten vor dem Nestchen auf und ab. — Es ist nicht das erste Mal, wo sie fruchtlos arbeiteten.

Laut plätschert der befriedigende Regen auf das Dach. Auch in der luftigen Wohnung wird es feucht und unbehaglich. —

Der Wind pfeift heftig in die Öffnung des Nestchens.

Trotz Regen und Wind flattern die Alten schützend um ihr Nest; vergebens ist ihr Mühen. —

Die Windsbraut weht das Nest zur Erde nieder.

Der Wind wirft die Jungen, die in Todesangst wimmern — die Schreie ausstoßen, auch herum. Die Schwalbenmutter sieht es. — Schützend wirft sie sich über die am Boden zerschlagenen, armen Jungen.

Heilige Mutterliebe gibt ihr Kraft bis in den Tod. —

* * *

Die Herren Weil, Schwerin und Baumgarth sind Mitglieder des Deutschen Dichterbundes. Letzterer ist auch Mitglied des Allgemeinen Schriftstellervereins Berlin.

Neue Bücher.

Grillparzers Liebesroman. Die Schwestern Fröhlich. Roman aus Wiens klassischer Zeit von Joseph Aug. Lux mit zeitgenössischen Illustrationen, Dokumenten usw. Berlin, Verlag von Rich. Bong. Preis 4 M., gebd. 5 M., in echtem Pergamentband M. 7.50. Im Mittelpunkte der Erzählung steht die Gestalt des größten Dramatikers Österreichs, Grillparzer, und seine Liebe zu dem holdseligen, temperamentvollen Wiener Bürgerkinde, Katharina Fröhlich — seiner ewigen Braut. Den Hintergrund dieser Handlung bildet immer wieder das biedermeierartige Haus der sangesfreudigen Schwestern Fröhlich, in dem Franz Schubert, Moritz von Schwind und Eduard Bauernfeind aus- und eingehen. Aber darüber hinaus weitet sich der Schauplatz zur Schilderung des gesamten Wien der klassischen Zeit, aus dem sich der herbe Charakterkopf Beethovens abhebt; ja das vormärzliche Österreich lebt mit dem Freiheitsdrange seiner führenden Geister und andererseits mit der politischen Knebelung durch das System Metternich vor dem Leser auf. Selbst bis Berlin und Weimar führt der Roman, und mit heiliger Scheu sieht man Grillparzer dem Größten seiner Zeit, Goethe, gegenüberstehen. Diese Fülle bedeutender Persönlichkeiten und Geschehnisse hat Joseph Aug. Lux mit außerordentlicher Anschaulichkeit geschildert. Und immer wieder laufen die Fäden auf Grillparzer und seine Liebe zu Kathi zurück, deren Wesen und Erscheinung auf seine Dichtung den tiefsten Einfluß übte. Das geheimnisvolle Schicksal dieser beiden Menschen, die mit gleicher Gewalt zueinander getrieben und voneinander gestoßen wurden, des Dichters phantastisches Bangen vor der Zukunft, das Abirren seines Herzens zu anderen Frauen und sein Zögern vor einem Entschluß, der den Poeten in ihm hätte gefährden können — all das hat der Autor in zwingender Weise dargestellt.

's Wiener Komtesserl. Roman von Else Hofmann. Verlag von Abel & Müller, Leipzig, Talstraße 15. Preis geb. 4 M., brosch. 3 M. — Mit dem Roman „'s Wiener Komtesserl" hat die rühmlichst bekannte Jugendschriftstellerin Else Hofmann ein wunderbar herzerfrischendes Buch geschaffen, in dem des Herzens Zug zur Stimme des Schicksals wird. Das „Komtesserl", ein echtes Wiener Kind, verbreitet überall Sonnenschein. Auf den ersten Blick scheint die junge, lebensfrohe Dame etwas oberflächlich angelegt zu sein, aber gar bald treten ihre wahren Charakterzüge, tiefe Innerlichkeit, jungfräuliches Zartempfinden, edler Stolz, deutlich vor, so daß der Leser mit für das Glück dieses Sonnenkindes zittert.

Deutscher Dichterbund.

Als neue Mitglieder des Deutschen Dichterbundes wurden aufgenommen:

38. Herr Dr. Ernst Dycke.
39. Herr Franz Fuchs.
40. Herr Harry Hahlbohm.
41. Herr Gotthold Laube.
42. Herr Jan G. van der Haar.

Eintrittsgeld für den Deutschen Dichterbund ist M. 3.—, Jahresbeitrag M. 1,50. Der Betrag ist nur an den Magazin-Verlag Leipzig-Möckern zu senden.

Schriftsteller und Schriftstellerinnen verlangt kostenfrei die Satzungen des Deutschen Dichterbundes und tretet diesem bei.

Der Vorstand.

Ludwig Lüking, Hannover, Wagenerstraße 11.
Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern, Kirschbergstraße 70, I.

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur und Kultur Kunst und Theater

81. Jahrgang des Magazins für Literatur

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter:
Adolf Dreßler jr.

Inhalt:

Kurt Weiß: Die Freundschaft.
Dr. Schmilinsky: Spätfrühling.
Gg. Henke: Sprechende Blumen.
Max Rosenfeld: Ihr erster Strahl.
Ilse Franke: Liebeszauber.
Gustav Woysch: Ernst Krauß.
Ernst Krauß: Vision. — Bitte.
A. Bischof: Geburt.
Franz Reuß: Die Elche.
Edgar Dietrich: Tot?
Max Th. Heinrich: Meeresleuchten.
Max Kunze-Goldberg: Frau Sorge.
Robert Häusler: Am See.
Karl Kleiner: Zwei Gedichte.
George Morin: Am Vogelnest.
Johann Mang: Am Ziel.
Franz Jary: Nach Mitternacht.
K. J. A. Schwarz: Junge Liebe?
M. Thalmann: Fontänen. — Der Wille zum Leben.
Ernst Stimmel: Hymnus an die Nacht.
H. Stoll: Das Elend!
Minnie Orth: Eine Spatzengeschichte.
B. Barber: Die Mutter. — Souper.
Hermine Grabenstedt: O töricht Dichterkind.
Bertha Lüdemann: Ist es ein Lied?
Tony Püschmann: Lebensbrot.
A. Lindenthal: Kinderlied.
Erikanus: An meine Schwester.
Carl Brand: Rembrandt-Sonette.
Dr. Franz Czurda: Philosophie.
Paul Freiherr von Kleist: Warum?
H. Gäbler: Am Strande.
A. Fritsch-Weidenrieth: Gebet.
Alfred Cardi: Hymnus.
Otto Matthes: Die Mühle im Walde.
Alois Glitz: Dichter.
Franziska Bloch-Mahler: Erika.
Martin Kiehr: In einer mondenhellen Frühlingsnacht.
Ludwig Lüking: Dort, wo die Weser ...
Baronin Marie Pereira: Du bist allein ...
Hugo Tlustek: Träumen.
Agnes Ignis: Irrlicht.
Ewald Baumgarth: Goldne Morgenstunde.
Emma Croon-Mayer: Mondnacht. — Am Wasser.
Gertrud Stendal: Waldzauber.
Bücherbesprechungen.

81. Jahrgang • Juliheft 1912 • Nr. 10

Das Magazin erscheint am 20. jeden Monats.
Jahresbezug M. 6.— •• Einzelnummer 50 Pf.

(Nicht 3 Monate vor Ablauf gekündigte Abonnements laufen ohne weiteres fort. Jedes Abonnement versteht sich ganzjährig.)

Verlag: „Magazin-Verlag", Ad. Dreßler jr., Leipzig-M.

Soeben erschienen:

Mächte des Lebens

Roman von

Karl Streibel.

239 Seiten. Broschiert Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Erdenfahrten

Gedichte von

Max Kändler (Chemnitz).

Geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—.

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Raschwitz.

Weltverein

Jedem nützlich!
Keine Aufnahmegebühr.
Prospekt und Zeitung gegen Einsendung einer 20-Pfg.-Marke franko von der **Zentrale des Weltvereins, München, Auenstraße 641.**

Gedichte von Horst-Paulus-Baldauf

sind soeben unter dem Titel:

Keime

erschienen bei **B. Volger Verlag, Leipzig-Raschwitz**
(Mk. 1.50, gebunden Mk. 2.50.)

Das heilige Erbe.

Erzählungen und Skizzen von **Heinrich Rienößl.**
Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Die „Ostdeutsche Rundschau" vom 25. Februar 1912 schreibt über das Werk des Wiener Dichters:

Die Erzählung, die dem Bande den Titel gegeben hat, bietet im Kleinen ein erschöpfendes Bild unseres österreichischen Notionalitätenhaders oder doch seines schwersten und bedeutendsten Teiles, des Kampfes zwischen Deutschen und Tschechen. Die Einigkeit aller gut Deutschgesinnten, mögen sie zu welcher Parteifahne immer schwören, in der Abwehr des gemeinsamen Todfeindes, die ist es, wofür Heinrich Rienößls Herz schlägt und wofür er diesmal als erzählender Poet Lanzen bricht. Innerhalb der Deutschen sucht der Verfasser kein Programm zu bevorzugen, hier ist er fast ängstlich besorgt, Licht und Schatten möglichst gleichmäßig zu verteilen. Man muß die wackere Gesinnung ebenso anerkennen wie das heiße Bemühen, sie plastisch zum Ausdruck zu bringen, und die diskret geschmackvollste Wahl der Ausdrucksmittel. Auch die übrigen drei kleineren Stücke des Buches, die seelisch sehr verwickelte und zugespitzte Liebes- und Heiratsgeschichte „Der idealistische Egoist", die Humoreske „Herzogliche Räte" und die Satire „Weltuntergang" zeugen von ernstem, sittlichen künstlerischen Streben, dem vielleicht späterhin noch höhere Gipfel erreichbar sind.

Durch jede Buchhandlung oder direkt von

Bruno Volger Verlag, Leipzig-Raschwitz.

Unterhaltend und **belehrend** zugleich ist die Lektüre der illustrierten Halbmonatsrevue **„Frauen-Rundschau"**
Zeitschrift für die gesamte Kultur der Frau (X. Jahrgang).
Jede denkende und vorwärtsstrebende Frau **muß die „Frauen-Rundschau" lesen!** Probenummern versendet gratis und franko an jede angegebene Adresse die Geschäftsstelle der **Frauen-Rundschau, Berlin NW. 87,** Eycke von Repkowplatz 5.

G. Gröger

Grundriss der Kunstgeschichte für den Schulgebrauch

Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Die Kunstgeschichte ist ein Teil der Kulturgeschichte, welche im Geschichtsunterricht immer mehr in den Vordergrund tritt, denn in ihr zeigt sich eine bedeutungsvolle Seite des nationalen Lebens. Wohl gibt es ausgezeichnete Werke kunstgeschichtlichen Inhalts, aber ihrer Einführung in den Unterricht stellen sich teils der hohe Preis, teils fehlende umfangreiche, aber zum Verständnis notwendige Vorkommnisse, teils die für Schulzwecke zu weiten Ausführungen entgegen. Da ist es denn mit Freude zu begrüßen, daß hier ein Buch geboten wird, welches die Hindernisse für den angegebenen Zweck umgeht. In acht Hauptabschnitten werden behandelt: die griechische und die römische Kunst, die arabische Kunst, die mittelalterliche Kunst, die Renaissance, der Barock- und der Rokokostil und die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert. Dabei werden Baukunst, Plastik und Malerei berücksichtigt.

Überall geht der Beschreibung eine kurze Biographie des Künstlers voran, weil sich aus den äußeren Lebensverhältnissen vielfach auch die Eigenart ihrer Werke erkennen läßt, was wieder zum Verständnis derselben wesentlich beiträgt. Eine trockene Aufzählung ist, weil wertlos, vermieden, vielmehr folgt eine kurze Beschreibung, die, soweit möglich, sich auf Entstehung, Eigentümlichkeit und Bedeutung erstreckt. Dabei findet sich stets die Antwort auf die Frage: Worin besteht hier die Schönheit? Denn nur auf diese Weise wird das Auge geübt und geschärft, und man wird befähigt, sich auch von neuen Werken ein Urteil zu bilden. Nicht die bloße Betrachtung des Schönen, sondern die Erkenntnis der Schönheit wirkt veredelnd. Die Beschreibung der Bauwerke erfolgt nicht in einem trockenen Nebeneinander, sondern in dem allein richtigen Nacheinander.

Das Buch, das aus der Praxis hervorgegangen ist, eignet sich sowohl für den Schulgebrauch an höheren Lehranstalten, wie auch zum Selbststudium.

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung
in Leipzig-Raschwitz.

Neuheiten des Magazin-Verlags, Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.

Friedrich Gerhard:
„Lieder der Liebe."
Gedichte. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Bernhard Müller:
„Tage des Lebens."
Gedichte. M. 2.—.

Franz Schibas:
„Sünde."
Eine Priestertragödie in 5 Aufzügen.
M. 1.80.

Sigmund:
„Den Einsamen."
Band 1, 2 und 3, à Band M. 1.50,
geb. M. 2.—.

Gerhard Grübler:
„Volksgedanken und Kritiken."
M. 1.—.

Dr. Eugen Lanske:
„Die Polarisation der Gesellschaft."
Ein kulturpolitisches System. M. 2.—.

Dr. phil. Karl Kynast:
„Allgemeine Ästhetik."
Mit einer werttheoretischen u. psychologischen Voruntersuchung und einer Analyse des künstlerischen Schaffens.
M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hermann von Festenberg:
„Ferdinand von Schill."
Vaterländisches Schauspiel in 4 Aufzügen. M. 2.—, geb. M. 3.—.
„Künstlerleben."
Lustspiel in 4 Aufzügen.
M. 2.—, geb. M. 3.—.
„Ritter Kuno und sein Knappe."
Erzählendes Gedicht.
M. 2.—, geb. M. 3.—.
„Aus König Heinrichs Jugendtagen." Erzählendes Gedicht.
M. 2.50, geb. M. 3.50.
„Ein Dichterleben."
Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestage d. vaterländischen Dichters Heinrich von Kleist.
M. 2.50, geb. M. 3.50.

Herbert Wagner:
„Jugend-Novellen und Skizzen."
M. 1.—, geb. M. 150.
Im Erscheinen:
„Wiese, Busch und Sonnenschein."
Gedichte. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Im Erscheinen:
„König Weise."
Reiseerzählung von Otto Bergmann.
M. 1.—, geb. M. 1.50.

Karl Schwarz:
„März."
Schauspiel in 5 Aufzügen. M. 2.—.

Erda:
„Kismet."
Roman. M. 3.—, geb. M. 4.—.
„Erdenlieder."
Gedichte. M. 2.—, geb. M. 3.—.
„Komm mit mir."
Gedichte. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Frieda Duncker:
„Wie die Zucht . . ."
Roman. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Else Lüttgau:
„Allein unter Menschen."
Roman. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Max Visenius:
„Das Kartell."
Roman. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Minna Gabriel:
„Geschichten und Bilder aus Österreich." M. 2.—, geb. M. 3.—.

Martin Kiehr:
„Frühlingsgräber u. Morgenlicht."
Novellen. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Marie Holzer:
„Im Schattenreich der Seele."
13 Momentbilder. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Baronin von Normann:
„Märchenspiele."
M. 2.—, geb. M. 3.—.
„Das Bild."
Dramatische Szene. M. 1.—.

Franziska Bloch-Mahler:
„Neue Märchenspiele."
Mit Titelbild. Geb. M. 2.—.

Margarete Exner:
„Erzählungen für kleine Leute."
Geb. M. 1.50.

Margarete Altgelt:
„Mädchenleben."
Novellen. M. 1.50.

M. H. Gustav Woysch:
„Der Löwe des heiligen Markus."
Ein Ruhmes- und Ehrenblatt aus Venedigs Geschichte.
M. 2.—, geb. M. 3.—.

August Bleier:
„Der Liebe Leid."
Schauspiel in 3 Akten und einem Nachspiel. M. 1.80.

Kurt Neurode:
„Skizzen und Einakter."
M. 2.—, geb. M. 3.—.
„Moderne Diplomaten."
Schauspiel. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Franz Kern:
„Germanenglaube."
Dramatisches Gedicht. M. 1.50.

Theod. Graf Saalburg-Falkenstein:
„Vittoria Accorambona."
Tragödie in 5 Aufzügen. 2. umgearb. Auflage. M. 3.—.

Reinhold Gollos:
„Zu spät."
Ein historisches Schauspiel in 3 Aufzügen und einem Nachspiel.
M. 1.—, geb. M. 1.50.

Hermann Wolter:
„Alarich."
Schauspiel in 5 Aufzügen und einem Nachspiel. M. 1.50.

Bruno Volger:
„Allerseelen."
Schauspiel in 4 Akten. M. 1.—.

Wolfgang Schuster:
„Aus meiner Ministrantenzeit."
Humoresken. M. 2.—.

Ernst Arminius:
„Der Mammon, die Liebe und peitschende Wellen." Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiel. M. 2.50.
„D' Feierwehr vo Platterhardt."
Eine schwäbische Dialektdichtung.
M. —.75.

Hermann Fornaschon:
„Glauben."
Schauspiel in 3 Akten. M. 2.—.

E. Kunze:
„Rheinwanderungen."
Gedichte. M. 3.—.

Petro Ilgern:
„Sulamith."
Gedichte. M. 3.—, geb. 4.—.

Gerda von Robertus:
„Vom Baume des Lebens."
Gedichte. 2. Auflage.
M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hugo Tlustek:
„Frühling und Leben."
Gedichte. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Wilhelm Amandus:
„Auch von Lieb' umgeben ist's Studentenleben." Novellen. M. 1.—.

Rudolf Bernhardt:
„Aus den Musestunden eines Studenten." Gedichte. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Carl Wulff:
„Gedichte."
M. 2.—, geb. M. 3.—.

Ewald Baumgarth:
„Lenzesblüten."
Gedichte. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Marianne Thalmann:
„Meine Verse."
Gedichte. M. 1.—.

Literarische Neu-Erscheinungen

Deutsches Schwert und deutscher Pflug

Zwei Jahrtausend deutscher Geschichte im Spiegel unserer lyrisch-epischen Dichtung seit Goethe und Schiller.

Ein Gedichtbuch zur künstlerischen Ausgestaltung der geschichtlichen Unterweisung in Schule und Haus
von Kurt Werner, Lehrer in Leipzig.

Preis Mk. 5.— in Halbleinenband. XX und 592 Seiten.

Der von der modernen Pädagogik mit besonderem Nachdrucke betonten Forderung einer künstlerischen Ausgestaltung alles Unterrichts, der Belebung und Vertiefung der geschichtlichen Unterweisung soll dieses Buch dienen. Jedoch will es nicht lediglich Fortsetzung oder Neubearbeitung früher erschienener ähnlicher Werke sein, sondern zugleich auch ein neues, weites Feld für den Unterricht in der Geschichte fruchtbar machen: die dichterische Volkskunst. Um die weite Verbreitung unserer deutschen Volks- und Kinderdichtung zu zeigen, sind mehrmals gleiche oder ähnliche Reime aus den verschiedensten Ländern deutscher Zunge nebeneinandergestellt worden. Die Gedichte selbst sind, dem Titel des Buches entsprechend, der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts entnommen. ❖ Bei allen Dichtungen sind die Quellen angegeben worden, da nur aus ihnen ein durchaus unverfälschter Text geschöpft werden konnte. ❖ Ebenso wurde der Kulturgeschichte eine ihrer großen Bedeutung entsprechende Berücksichtigung zuteil und der Nachweis zu erbringen versucht, wie Glaube, Sitte und Recht der Väter auch in der Gegenwart noch fortleben und der modernen Dichtung künstlerische Motive bieten. ❖ Die Anmerkungen und Quellenangaben, welche einzelnen Gedichten beigegeben sind, jedoch durchaus nicht Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sollen das Verständnis der Dichtungen erleichtern und zu neuem Forschen anregen. ❖ Auch dürfte das Werk ein willkommener Ratgeber bei Auswahl von Gedichten aus Anlaß historischer Gedenktage sein und als Schulprämie Verwendung finden.

Bruno Volger, Verlagsbuchhdlg., **Leipzig-Raschwitz.**

Novitäten! Novitäten!

Karl Alois:
Von den Kaiserlichen.
Ernste und lachende Geschichten aus unserem Leben.
M. 1.50, geb. M. 2.50.

Erikanus:
Die Geschichte einer Jugend.
M. 1.—, geb. M. 2.—.

Walter Saturn:
Mein Freund Martin und Anderes.
Satirische Humoresken. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Paul J. F. Görres:
In Dämmerstunden.
Erzählungen und Skizzen. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Joh. Gottlieb Bote:
Friedrich I. von Hohenzollern.
Schauspiel in 5 Akten aus der Zeit des Regierungsantrittes der Hohenzollern in der Mark Brandenburg vor 500 Jahren. M. 2.50 geh.

G. Grünberg:
Kastengeist.
Lustspiel in 5 Aufzügen. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Bruno Teßmann:
Ferdinand von Schill.
Dichtung und Wahrheit aus dem Leben eines Helden.
M. 2.—.

Alfred Bernhard:
Burg Oberstein.
Trauerspiel in 5 Akten. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Roland Zenegg:
Die Ruhestörer.
Lustspiel in 4 Aufzügen. M. 2.50.

Max Kändler:
Erdenfahrten.
Gedichte. M. 2.—, geb. M. 3.—

Bruno Volger, Verlagsbuchhandlg. u. Bühnen-Vertrieb, Leipzig-Raschwitz.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 118467809